ANGLIA

ZEITSCHRIFT FÜR ENGLISCHE PHILOLOGIE

herausgegeben von
EUGEN EINENKEL

BAND 48

1924

Unveränderter Nachdruck

1964

MAX NIEMEYER VERLAG / TÜBINGEN
AKADEMISCHE DRUCK- u. VERLAGSANSTALT
GRAZ / AUSTRIA

Ein Teil dieser Auflage erscheint im Verlag
Johnson Reprint Corporation, New York – London

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria

Printed in Austria
9.64 /48

BAND-INHALT.

Seite

Werner K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts 1

Friedrich Brie, Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance 54

S. J. Crawford, A Latin Parallel for Part of the Later Genesis? 99

Otto B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung 101

Friedrich Brie, Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance (Schlufs) 105

Werner K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel das neunzehnten Jahrhunderts. II. 169

Helene Richter, Byron. Klassizismus und Romantik 209

Werner K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. III. 258

A. H. Smith, The place-names Jervaulx, Ure, and York 291

Werner K. Ruprecht, Felicia Hemans und die englischen Beziehungen zur deutschen Literatur im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. IV. 297

Karl Danz, Frances Burneys 'Evelina' (1778) und das Aufkommen der Frauenromane 358

Otto B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung 375

FELICIA HEMANS

UND

DIE ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN ZUR DEUTSCHEN LITERATUR IM ERSTEN DRITTEL DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

„Wohllaut tönt aus der Ferne von freundlichen Lüften getragen,
Schmeichelt mit lindernder Kraft sich in der Trauernden Ohr,
Stärkt den erhebenden Glauben an solcher Seelen Verwandtschaft,
Die zum Tempel die Brust nur für das Würdige weihn.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Heil dem Brittischen Volke, wenn ihm das Deutsche nicht fremd ist!
Über Länder und Meer reichen sich beyde die Hand."
Theodor Körners Vater an Felicia Hemans. 1827.

Abkürzungen der gebrauchten Werke:

„The Works of Mrs. Hemans; with a **Memoir** (315 S.) of her Life by her Sister"; 7 vols. Edinburgh 1839 f.

„Life of Mrs. Hemans, by Henry F. **Chorley**" (628 S.), London 1842; 2 vols (2. Auflage von „Memorials of Mrs. Hemans" usw. 1836).

„Felicia Dorothea Hemans' Lyrik". Eine Stilkritik von W. **Ledderbogen.** Kieler Studien zur engl. Philologie. Neue Folge, Heft 5. Heidelberg 1913.

Zitiert wird nach der oben angegebenen Ausgabe der Werke von 1839. Die eingeklammerten römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seite; in den meisten Fällen ist noch dahinter das Entstehungsdatum vermerkt.

Leben und Dichtungen.

1. Jugendgedichte und Werke in ihrer Ehe.

Felicia Dorothea Browne, geb. in Liverpool am 25. September 1793 (nach Angabe der Schwester, 1794 nach Chorley), war die Tochter eines Großkaufmanns aus Irland und einer Deutschen mit italienischen Vorfahren, namens Wagner: sie war daher von vornherein auch auf außerenglische Dinge eingestellt. Ein weiterer Geisteseinfluß auf sie ging von zwei

Brüdern aus, die als Offiziere dienten und ihr für Rittertum und Krieg einen romantischen Sinn beibrachten (vgl. Mem. 26 und Works VII, 337, 339). Dazu gesellte sich der Eindruck der Berge und ländlichen Umgebung, als ihr Vater 1800 nach Wales übersiedelte. Sie war ein Wunderkind (vgl. Mem. 4, 6), galt schon früh für sehr belesen, trieb Malerei und Musik und gab bereits 1808 ein Bändchen "Juvenile Poems", die im Alter von 9—13 Jahren entstanden waren, heraus (VII, 330 f.).

Hauptgegenstand ist eine kindliche Verehrung Gottes und der guten Mutter, doch läfst sich wenigstens in einem Gedicht, "Rural Walks" (VII, 333 f.) ein Kunsteinflufs beobachten, der deutlich von Milton's Tageszeiten-Bildern ausgeht, mehr noch vom "Allegro" als vom "Penseroso". Der Anfangsvers enthält den Wunsch, immer in einer solchen Umgebung zu leben, wie der Schlufsvers des "Allegro" ihn ausdrückt. Die Landschaftsbilder beginnen wie im "Allegro" mit dem Morgen, dem Spaziergang in den Wald und der Wanderung durch die grünen Fluren. Es folgt die Heuernte der Bauern, "the smiling peasants turn the hay", was sich mit "Allegro" 66 berührt, und der Bauern Musik ("their pleasing festive lay"), was zur Dorfmusik im All. 93 f. stimmt. Dann verliert der Aufbau, bei Milton so zeitgerecht, jegliches Profil: Hügel tauchen auf, "with hoary moss", was eng an "Penseroso" 169 streift. Von einem "tower sublime" ist die Rede, wobei man des "watch-tower" im All. 43 gedenken mag. Da und dort erinnert noch ein charakteristisches Wort an Milton's Landschaftsbilder: tufted (verdure), (airy) upland, lowly hermitage. Ein freies Borgen mit wörtlicher Anlehnung ist also im Anfang die Dichtungsart der jungen Felicia, ohne dafs die entlehnten Elemente zu neuen Gestalt- oder Empfindungsreihen geformt würden.

Ihr zweites Werk entstand, während ihre beiden Brüder in Spanien und Portugal im Felde standen: "England and Spain, or Valour and Patriotism" (II, 319). Es wimmelt von Allegorien und Freiheitsverherrlichungen in der Art englischer Propagandaverse aus dem achtzehnten Jahrhundert, wie sie z. B. Thomson verfafst hatte. An dessen "Rule Britannia" erinnert es wörtlich, wenn hier S. 325 von England gesagt wird: "Thine are the sons who never will be slaves". Mitten in die Politik fällt einmal eine Anrede an den Frühling,

"thou, lovely Spring!" (S. 327), ähnlich, wie es bei Thomson's "Seasons" so oft vorkommt. Die Zusammenstellung der drei altenglischen Könige Alfred, Eduard und Heinrich hat am "Summer" eine auffällige Parallele. Bemerkenswert ist das Interesse für Wallace, Lapland, Montezuma, die alle drei auch den "Summer" beschäftigen. Von eigenem Denken gegenüber der amtlichen Auffassung ist im übrigen nichts zu spüren.

"The Domestic Affections and other Poems" 1812 (VII, 335 f.) verraten einen neuen Einfluſs: Moore's "Irish Melodies". In Daktylen springen Verse "To my younger Brother" (VII, 337) daher, was umso merkwürdiger ist, als darin von Weltschmerz gehandelt wird ("Though dark are the prospects and heavy the hours" ...). Selten ist dies auſserhalb des irischen Freiheitsdichters zu finden. — An die Kirchhofselegie des Gray erinnert in "The Ruin and its Flowers" (VII, 343) der einsame Turm mit dem Epheu, das imaginäre Heldenleben der hier Begrabenen, das resignierte Lächeln und die erhabene Träne. — Aus den "Domestic Affections" (VII, 348) klingen wieder Thomsons Jahreszeiten heraus: Da wird ein Adler beschrieben (vgl. "Spring" 755), ein sibirischer Verbannter taucht auf ("Winter" 800). Der Reihe nach werden die vier Jahreszeiten beschrieben (S. 349) unter Hervorhebung des Nordlichts im Winter (vgl. "Winter" 859); das Lob des häuslichen Lebens, auſsen bedroht von Elementen, in Gegensatz gestellt zum Luxus des Stadttreibens ist der gemeinsame Kern der beiden Dichtungen. Besonders stimmt die Gestalt des heimkehrenden Wanderers, der bei Thomson im Schneesturm zugrunde geht und hier mit einem "Siberian exile" zusammengebracht wird.

Das Jahr 1812 war in anderer Hinsicht bedeutungsvoll für Felicia's Leben. Sie vermählte sich mit einem Offizier, den sie zunächst mit romantischen Augen betrachtete; die Ehe aber, über die Memoir, Chorley und alle übrigen biographischen Quellen tiefes Schweigen bewahren, war nicht glücklich; nach sechs Jahren fand Felicia sich vom Gatten verlassen. Zeitlebens getrennt lebte sie weiter in Bronwylfa bei St. Asaph in Flintshire. Ihr Trost war die Erziehung ihrer Kinder und ihre Dichtung.

In dieser zeigt sich jetzt, nach 1812 bis 1818, ein Umschwung in der Wahl der Motive: sie geht zu fabelreichen

Epen über in den "Tales and Historic Scenes" (1818, II, 1 f.). Sie erzählt von "Alarich in Italy" (II, 104), berichtet vom "Troubadour and Richard Coeur de Lion" (II, 130): ähnlich wie Crabbe und Wordsworth wendet sie sich also den mittelalterlichen Sphären von Walter Scott zu (vgl. auch in den "Miscellaneous Poems" derselben Zeit: "Dirge of the Highland Chief in 'Waverley'" II, 270; "The Crusader's War-Song" II, 272; "The Death of Clanronald" II, 273), zu der ihr doch das antiquarische Wissen und Nachempfinden fehlte. Chevalereskes Wesen auf der einen, edle Weiblichkeit und Schilderung edler Leidenschaft auf der anderen Seite bildet immer wieder das Thema. Die Einwirkungen der Lyrik des XVIII. Jahrh., die wir schon bei den ersten Werken gefunden hatten, verleugnen sich auch hier noch nicht, sie zeigen sich in den meist am Anfang stehenden Schilderungen der Umwelt mit unaufhörlichen Abschweifungen in die geschichtliche Vergangenheit, verbunden mit elegischen Betrachtungen und direkter Anrede der Landschaft. Die Romanzen selbst zielen viel mehr auf Stimmungsbilder als auf Bewegtheit der Handlung ab. Zum erstenmal begegnet hier auch das eingelegte Lied mit Rahmenerzählung ("The Troubadour and Richard Coeur de Lion"). Wieder finden sich wörtliche Anklänge an die Vorbilder. Gleich der Anfang von "The Abencerrage" (II, 1): "the feast is o'er" ... deckt sich wörtlich mit dem Beginn des "Lay of the last Minstrel". Der zweite Gesang neigt sich den Jugendromanzen Byrons zu. Die halb bewundernde, halb elegische Schilderung Spaniens hat viel mit der im "Childe Harold" gemein, in dessen Ton auch die Beschreibung des Rheins mit seinen "feudal towers" und "weary pilgrims" im "Troubadour" (II, 131) gehalten ist. Auch für "Modern Greece" (II, 169 f.), das ebenfalls 1818 erschien, trifft das zu; übrigens hat hier F. Hemans auch die gleiche Form gewählt: die Spenserstanze, von ihr allerdings umgebildet. Zu den Italien-Schilderungen Byrons stellt sich ein Gegenstück dar in "The Restoration of the Works of Art to Italy" (II, 148). Zwischen das steife Pathos der Romanzen klingen dann wieder die schwermütigen Daktylen des Thomas Moore im "Guerilla-Song" (II, 267) und "Death of Clanronald" (II, 273). Im ganzen hat man nicht das Gefühl, als ob die geschauten Gegenstände die Dichterin

führten, sondern dafs sie von gelesenen Vorbildern abhängt, von denen sie bald da, bald dort eine Blume abpflückt.

2. Die Periode des inneren Kampfes.

Die eben beschriebenen Werke stellen sich als gefälliges, buntes Spiel der Phantasie dar; die Dichterin freut sich der Gestalten ihrer Schöpferkunst, ohne diese einem besonderen Problem dienstbar, sie zum Träger bestimmter Gedankengänge machen zu wollen. Überraschend, am Eingang einer neuen Epoche, steht daher das Werk des Jahres 1820, das wie Moores Satire, mit der es aber sonst nichts gemein hat, den Titel "The Sceptic" führt. Hier gebraucht F. Hemans die Feder als Waffe gegen den Aufklärer, das "proud child of reason". Ihm wird selbst die Fähigkeit zu lieben abgesprochen (s. III, 4). Düster sind die Farben; mittelalterlich-asketisch mutet die Auffassung an, dafs überall, selbst in der schönsten Welt, nur der Tod lauert: ... "ere a sound, a sign announce thy fate, May the blow fall which makes thee desolate!" (S. 5). Was bleibt als Zuflucht vor dem Tode? Die Philosophie, etwa der Stoizismus? "Poor, feeble aid! ... proud Stoic! ask not why, It is enough that Nature shrinks to die!" (S. 13). Nur bei Gott ist Hilfe. Fest und starr geht dieser Weg aufwärts, ohne eine einzige Abweichung zu gestatten, Zweifel werden nicht diskutiert. So ist das Ganze weniger ein Lehrgedicht als vielmehr eine Predigt; nicht von dem Gewicht der Thesen, sondern von der Kraft der Überzeugung getragen. Und in der Frömmigkeit voran steht England "the chosen isle". Diese Verherrlichung bildet den Schlufs der Dichtung und wirft ein Streiflicht auf die zeitgenössische Geschichte. 1815 hatte ein mystisch veranlagter Kaiser, beraten von chiliastischen Pietisten, in einem Augenblick der Schwärmerei einen Bund gegründet, der die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen sollte: die Heilige Allianz.[1]) Alte Romantikerhoffnungen, wie sie Novalis ausgesprochen hatte, waren damit erfüllt. Der Bund bedeutete in seiner Entstehung zunächst nichts weiter, als „die Anwendung der Grundlagen des Christentums auf die Politik“ (Metternich). Sagt doch der

---

[1]) Näheres in E. Mühlenbeck, Etude sur les origines de la Sainte Alliance. Paris 1887. Besonders S. 245 f.

Gründungsvertrag ausdrücklich »(die Unterzeichneten) déclarent solennellement que le présent acte n'a pour objet que de manifester .... leur détermination inébranbable, de ne prendre pour règle de leur conduite .... que les préceptes de cette religion sainte, préceptes de justice, de charité et de paix«. Mit Freuden begrüfsten die frommen Gemüter aller Länder das Bündnis; der englische König aber stand beiseite. Der Schlufs des "Sceptic" ruft ihm ermunternd zu, dem Wunsche vieler religiöser Landeskinder zu entsprechen. Denn durch den Glauben, "by this hath England conquer'd .... and shall she now Forget before th' Omnipotent to bow?" Aber die Hoffnung bleibt, dafs es sich doch noch besinnt; noch ruhen "virtue and faith" in seiner Brust.

In engem Zusammenhang mit dem eben besprochenen Gedicht steht das Fragment eines weiteren religiösen Werkes von 1820, "Superstition and Revelation" (III, 83). Wieder ist der Gegensatz da: Tod und Ewigkeit. Aber welcher Unterschied gegenüber dem "Sceptic"! Nicht mehr Predigttöne und apodiktische Sätze, sondern ein Lehrgemälde voll poetischer Bildfähigkeit. Hier soll eine Entwicklung aufgezeigt werden. Wieder wird die Theorie des "Sceptic" vertreten, dafs die Religionen aus der Furcht vor dem Tode, "the dread Unknown" heraus entstanden sind (Str. X). Denn der Tod gibt das erste Rätsel auf: "where were they, The chiefs of men, the mighty ones gone by?" (Str. XII). Der primitive Mensch hält sich an das Gegenständliche: die Natur mufs sie aufgenommen haben; in ihr mufs das Schicksal liegen (Str. XIV). Jetzt setzt die Entwicklung ein vom Düster zum Licht. Wenn Furcht der Ausgangspunkt aller Religion ist, was ist dann erklärlicher als die anfängliche, von banger Ehrfurcht getriebene Verehrung der finsteren Gewalten, wie Sturm, Donner, Meteore? (Str. XVI). Aber das Herz drängt zum Licht, das gläubige Gemüt wendet sich zuerst zu den Gestirnen, die die Nacht erhellen, zu Sternen und Mond (Str. XVII), dann aber zur glänzenden Sonne. Hier bricht das Gedicht ab. Die verständnisinnige Einfühlung in die Naturreligionen legt die Frage nahe, ob die ungestüme Beredsamkeit des "Sceptic" nicht auch vielleicht zur Beschwichtigung eigener Zweifel geschrieben wurde. Dafs solche bestanden, dafs die Religion der Hemans nicht immer so fest stand, wie der "Sceptic"

glauben machen möchte, zeigt uns das Abschlufswerk vom Jahre 1834, "Despondency and Aspiration", wovon noch ausführlich die Rede sein wird.

Seinen Grund hat solches Schwanken in der Lebensgeschichte der Dichterin. 1818 wurde sie von ihrem Gatten verlassen. Dafs sie diesen Schlag lange nicht verwunden hat, zeigen alle ihre Werke bis 1825. Sie mufs sich zu Klarheit und Ruhe durchkämpfen; von 1818 bis 1825 schreibt sie in einer Periode der Gärung. Epische Gedichte — dabei auch episch-didaktische und episch-lyrische — und reine Lyrik folgen aufeinander; aber diese Dichtungsgattungen scheinen F. Hemans noch nicht zu genügen. Die Konflikte, die jetzt dicht gedrängt auftauchen, verlangen eine Lösung durch das Drama. Gerade das letztere scheint mir besonders dafür zu sprechen, dafs die Dichterin zu dieser Zeit ringt: in kurzen Abständen folgen gleich drei dramatische Werke aufeinander, während in den späteren Jahren kein einziges mehr geschrieben wurde. Wie die Einzelbesprechung im Folgenden erweisen wird, ist die Grundstimmung des "Sceptic" allen Werken gemeinsam: Vanitas vanitatum! Das wird variiert in allen Abstufungen, sei es, dafs der Tod reiche Ernte hält und grausam, blind die engsten Bande löst, oder dafs die Natur unversöhnlich, starr ist; sei es, dafs ein Schleier von Melancholie, nur der Gedanke an die Vergänglichkeit über die zartesten Bilder gebreitet ist.

Doch erwarb sie sich zu jener Zeit die ersten literarischen und persönlichen Freundschaften. An dem Fortschreiten ihrer "Superstition and Revelation" hatte Reginald Heber[1]) (1783—1826) lebhaften Anteil genommen. Schon während seiner glänzenden Universitätslaufbahn hatte er 1800 und 1803 Preise für seine Werke, das "Carmen Seculare" und "Palestine" erworben, die begeisterte Aufnahme fanden. 1805 führten ihn Reisen nach Deutschland, Rufsland und der Krim, über die er in seinem "Journal" 1807 berichtete. Kurze Zeit nach der Bekanntschaft mit der Hemans wurde er Prediger in Lincoln's Inn (1822), noch am Schlufs desselben Jahres berief man ihn nach Kalkutta; in Indien entfaltete er eine

---

[1]) Cf. "Life of Reginald Heber, DD, Lord Bishop of Calcutta, by his Widow". 1830. Ferner "Dictionary of National Biography".

unermüdliche Tätigkeit. Seine Werke umfassen aufser den bereits zitierten noch "Hymns" vom J. 1811 (im "Christian Observer" erschienen) und "Poetry" 1812; die Prosawerke "Life of Bishop Taylor" und zahlreiche Reiseschriften, besonders aus der Zeit seines Aufenthaltes in Indien. Er wird als frommer, liebenswürdiger Mann geschildert. Zweierlei also konnte F. Hemans durch die Freundschaft mit ihm sich zunutze machen: seine glänzenden religiösen Kenntnisse und Poesien, und die Erfahrungen und Erlebnisse des weitgereisten Mannes.

Führte er sie in entfernte Länder, so sein Bruder, Richard Heber[1]) (1773—1833), in vergangene Zeiten. Er war der unerreichte, geborene Buchsammler. Urteilt doch selbst Scott darüber: "Heber the magnificent, whose library and cellar are so superior to all others in the world"; auch ist der 6. Kanto des "Marmion" ihm gewidmet, und häufige Anspielungen finden sich in den Anmerkungen zu den "Waverley-Novels". Sein Hauptinteresse galt der frühenglischen dramatischen und poetischen Literatur. Er geizte mit seinen Schätzen durchaus nicht, war im Gegenteil sehr freigebig damit, so dafs F. Hemans ihre grofse Belesenheit wohl zu nicht geringem Teil ihm verdankte.

William Jacob[2]) (1762—1851) war der dritte ihrer literarischen Freunde, ein unermüdlicher Vorkämpfer der Anti-Corn-law-Bewegung. Um das Getreidewesen fremder Länder zu studieren, hatte er Spanien, Deutschland, Holland, Frankreich besucht, und neben den blofsen Fachbemerkungen eine Fülle Beobachtungen angestellt, die er in mehreren Büchern, hauptsächlich den "Travels in the South of Spain" (London 1811) und dem "View ... in Germany" usw. (1822, s. genauen Titel Kap. IX) niederlegte. Er war wohl imstande, seiner Bekannten Neues über Spanien und Deutschland, besonders deren Literatur, zu vermitteln.

Die Werke der Hemans zeigen, dafs alle diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen. Die Dichtungen mit epischem Einschlag seien zuerst betrachtet. Am Anfang stehen die schon behandelten religiös-didaktischen "The Sceptic"

---

[1]) Lit. wie bei Reg. Heber; ferner "Dict. of Nat. Biography".
[2]) S. "Dict. of Nat. Biography".

(1820) und "Superstition and Revelation" (1820). "A Tale of the Secrete Tribunal" (III, 27) wurde 1821 geschrieben. Es entnimmt seinen Stoff aus der Zeit der Vehmgerichte und spielt am deutschen Rhein. Düster ist der Abschlufs, die Ermordung des dem heimlichen Gericht verfallenen Vaters durch den eigenen Sohn. Vom Stil dieses und der übrigen Epen ist noch zu sprechen.

Noch 1822 wurden die erst 1823 erschienenen "Welsh Melodies" (IV, 219) geschrieben (s. über das Datum Ch. 93; die Anordnung in den Works ist falsch!). Die Anlage ist ähnlich Moores "Irish Melodies", abwechselnd Szenen aus der Landschaft, der Geschichte und der Sage; auch die häufige Verwendung von Daktylen weist auf dieses Vorbild. Zahlreiche Quellen sind herangezogen (s. die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten), besonders "The Cambrian Biography" von William Owen Pughe (1803) und von demselben "The heroic Elegies of Llywarch Hen (London 1792); teilweise unter enger, fast wörtlicher Anlehnung an die Vorlage, wie in "The Hall of Cynddylan" (IV, 252). Die vorausgesetzte Zeit ist meist die des Kampfes der Waliser gegen die vordringenden Sachsen. Kampflieder ertönen, Prophezeiungen der sterbenden Barden, Klänge der Liebe; öfter noch müde Klagen über versunkene Herrlichkeit, der Sehnsuchtsruf des Walisers in der Fremde. Alter Volksglaube wird oft verwandt, um das Bild des alten Wales zu vervollständigen, das Bild elegischer Pracht, wie es den Engländern seit Ossian wohlbekannt war.

Kleinere Werke fallen in den Beginn des Jahres 1823. Die Natur, die Vergänglichkeit und Tod predigt, ist der Inhalt von drei der Handlung und Zeit nach sonst ganz verschiedenen Gedichten. "The Caravan in the Deserts" läfst die unendliche Wüste vor den Blicken erstehen. Die Sonne strahlt Tod, die Wüste atmet Untergang: die Natur verschlingt den Menschen. Das Gleiche in "The Maremma" (III, 129): ... "an air of brooding sadness o'er the scene is shed, No human footstep tracks the lone domain ..."; betäubender Gifthauch geht von der Einsamkeit der toskanischen Maremma aus, in die die junge Pietra von der Eifersucht ihres Gatten verbannt worden ist, um langsam dahinzusiechen. "The summer's breath came o'er them and they died". Und verfallende Gröfse in der

Natur und beim Menschen trifft zusammen in "Marius amongst the Ruins of Carthage" (III, 102).

Fragment blieb "A Tale of the fourteenth Century" (III, 151), ausgeführt ist nur die Entführung eines adligen Fräuleins durch ihren Geliebten mit Hilfe von dessen altem Sänger. "Belshazzar's Feast" (III, 172) behandelt den durch Byron und Heine bekannten Vorwurf, ohne sich an ein Vorbild anzulehnen.

Das gröſste und vielleicht charakteristischste ihrer Epen aus dieser Epoche ist "The last Constantine" (III, 178; 1823). Den Stoff bot die Tragödie der Baillie, "Constantine Palaeologus", in weit stärkerem Maſse aber deren Vorlage, Gibbon. Letzterem sind eine Fülle von Einzelheiten entnommen (vgl. die Anmerkungen). Die Handlung ist nicht sehr umfangreich: der Prinz zieht zur Unterstützung in Byzanz ein, verbringt eine Nacht im Gebet und geht dann mit seinen Getreuen dem sicheren Untergang entgegen. Bewegtheit der Handlung ist aber auch hier wohl nicht so sehr beabsichtigt; der Prinz ist nur Träger einer Idee: der Glaubenstreue, der Aufopferung für die Religion. Wie stark muſs dieser Glaube gewesen sein, um den Tod, der in allen übrigen Dichtungen dieser Zeit und auch in diesem Epos als so schrecklich geschildert wird, verachten zu lassen. "So may that faith once more supremely reign Through which we lift our spirits from the dust" heiſst es in der Schluſsstrophe, wie im "Sceptic" im Zeichen der Hlg. Allianz.

Ganz anders stellt sich der "Song of the Battle of Morgarten" (1823; III, 252) dar. Hier ist gerade die Handlung alles; auffällig weicht die Ballade von der Reihe der sonstigen Werke ab: keine Reflexion über die Nichtigkeit des Irdischen, die Grausamkeit des Todes; von Anfang bis zu Ende Bewegung: "'Twas the tread of steel-girt men", und dieses Marschtempo bleibt bis zuletzt.

Eine Stilanalyse der rein epischen Werke bis 1825 ergibt folgendes Bild: Was zunächst die Stoffwahl anlangt, so sind die Personen aus dem Altertum ("Marius"), der Neuzeit ("Maremma", "The Caravan"), jedoch überwiegend aus dem Mittelalter ("Tale of the Secret Tribunal", "Tale of the fourteenth Century", "The last Constantine", "Battle of Morgarten"); meistens Ritter, und so schwach charakterisiert,

dafs sie sich kaum voneinander unterscheiden. Von den Begebenheiten war schon eingehend bei den Einzelbetrachtungen die Rede. Auffällig ist in dieser Periode das Hineinkommen von deutschen Stoffen ("Tale of the Secret Tribunal", "Battle of Morgarten"); die Rheinbeschreibung in ersterem und die ritterliche Umwelt in beiden legen die Vermutung nahe, dafs Scott und Byron die Dichterin auf diesen Weg geführt haben. Der Umgebung ist grofse Sorgfalt gewidmet worden, mehr als der Ausführung der Handlung. Jene wechselt ständig. Bald wird der Rhein beschrieben ("Secret Tribunal"), bald die Wüste ("Caravan"), die Trümmer einer Römerstadt ("Marius"), eine italienische Sumpflandschaft ("Maremma"), die Umgebung einer gotischen Kathedrale ("Fourteenth C."), das bunte Gewimmel von Byzanz ("Constantine") und die Alpen ("Morgarten"). Mit der blofsen Darstellung der Landschaft, Gebäude usw. ist es noch nicht getan, zur Verstärkung des Eindrucks dient der mannigfaltigste Wechsel in der Beleuchtung und sogar der Töne; auch werden Volksbräuche herangezogen, um das Bild noch farbiger zu gestalten. Man betrachte den "Last Constantine"; Byzanz ist in den verschiedensten Variationen dargestellt; jetzt in hellem Sonnenschein beim Einzug fremder Truppen, dann in düsterer Nacht, in die nur schwach das Licht aus der Kirche fällt, und endlich am Morgen, noch in Dämmerung gehüllt, während die Brandfackeln zuckende Lichter auf die weifsen Mauern werfen und das mifstönende Geschrei der anstürmenden Türken hereindringt. Dabei welche Fülle von Zügen aus der Geschichte und dem Volkstum Roms, Byzanz' und des Orients. Bei jedem der angeführten Epen und Balladen lassen sich ähnliche Bilder herausgreifen; erwähnt sei nur die mondbeglänzte Kathedrale in der "Tale of the fourteenth Century". Für F. Hemans löst sich jede Handlung zum Bild in die Umgebung auf; sie schafft Gobelins, in die die buntesten Fäden verwebt sind.

Der Gedanke ist ein doppelter: einmal wird die Vergänglichkeit in ihren verschiedenen Formen gezeigt (s. o.), andererseits im "Last Constantine" wie vorher im "Sceptic" (und beabsichtigt in "Superstition and Revelation") die Kraft des Glaubens.

Die Form ist mit Ausnahme des "Song of the Battle of Morgarten" überall die gleiche. Es handelt sich um eine retardierende Technik: die Handlung ist nur ein Fortschreiten von einer Situation zur anderen und geht sehr langsam vorwärts, da jedesmal sofort Beschreibung einsetzt. Ein charakteristisches Beispiel ist wieder eine Episode aus dem "Last Constantine", der Nachtgottesdienst, dessen Darstellung sich durch 28 Stanzen hinzieht. Dabei ist die Handlung sehr dürftig: Stanze L: In silence and in arms, LV: each noble hand is press'd by turns in his, LVI: he speaks, LXV: der Prinz zieht durch die Strafsen nach dem Gotteshaus, endlich LXXI: the stately fane is reached, der Prinz bittet sein Gefolge für jedes Vergehen um Vergebung. LXXVII: the rite is o'er. In den Zwischenstanzen ist der gröfste Teil der Lebensgeschichte des Helden erzählt. Auch sonst ist dieses Nachholen sehr beliebt; ich verweise besonders auf "Tale of the fourteenth Century". — — —

Das Jahr 1823 war besonders fruchtbar für F. Hemans' Schaffen. Überraschend erscheinen zwischen den grofsen Epen und Balladen kurze Stücke reiner Gefühlslyrik. Vorher war diese Gattung nur durch Übersetzungen aus Tieck, Horaz, Garcilosa della Vega, Sannazzaro und Camoëns vertreten; die ersten selbständigen Gedichte sind "The Voice of Spring" (mafsgebend für die Datierung ist Mem. 66 und nicht die irreführende Anordnung in den Works) vom J. 1823 (V, 132) und "A Dirge" (III, 127). Die politischen Ereignisse wohl veranlafsten die "Greek Songs" und die übrigen Werke aus der griechischen Sphäre. "The Festal Hour" (III, 247) schliefst die reine Lyrik.

Auch diese Zeilen sind wieder ein Dokument dafür, wie niedergedrückt die Dichterin zu dieser Zeit gewesen sein mufs, dafs aller Glanz, alle Freude nur vermochten, Todesgedanken in ihr wachzurufen. Ausnahmen bilden die Übersetzungen aus Horaz und die "Greek Songs": da die letzteren für den Zweck geschrieben wurden, Begeisterung für die Hellenen zu wecken, wäre auch ein Trauerton schlecht am Platz gewesen. Aber wie düster schon die aus den italienischen Dichtern ausgewählten Stücke! Und wie fällt auf die heitere Frühlingsmelodie in "The Voice of Spring" mit schwellender Blütenpracht, Vogelschlag und Bachgeriesel ein Schatten: die Blumen

beginnen zu welken; auch der Frühling ist vergänglich. Wohl wird in "A Dirge" auf den Glauben verwiesen, aber vorwiegend ist das bedrückende Gefühl, wie bald alles dahin ist: Did the young mother's eye behold her child — Then look four clouds to dim the fairest morn! Und ganz besonders scharf wird in "Elysium" die Unversöhnlichkeit der Natur ausgesprochen. Das sonnige Griechenland hat keinen Raum für Elende und Bedrückte: "thou had'st no wreaths for these, Thou sunny land! with all thy deathless trees!" und "From thee no voice came o'er the gloomy deep And bade man cease to weep!" Noch einmal zusammengefafst ist die ganze Stimmung der Dichterin zu einer Mahnung in "The Festal Hour". Alle Beispiele werden herangezogen, wo in der Stunde des Festes schwerstes Unglück hereinbrach, um in der Warnung zu gipfeln: "Fear ye the festal hour!" ... "Oh, far too daring seems the joy of earth, so darkly press'd and girdled in by death!"

Nicht anders klingt es durch die Dramen der F. Hemans. "High passions and high actions" wollte sie darin beschreiben (s. Advertisement zu "The Siege of Valencia" III, 284); den Schlufs diktiert doch immer der Tod als Zerstörer, nicht als Befreier.

"Sebastian of Portugal" (1823; III, 258) blieb Fragment. Es ist wenig weiter als bis über die Exposition gediehen. Der König, dessen Heer von den Mauren in Afrika vollständig aufgerieben ist, kehrt nach Portugal zurück und mufs erleben, dafs er für alle als toter Mann gilt. Was das Problem war, das ausgeführt werden sollte, ist noch nicht ersichtlich.

Durch die Ciddichtungen wurde die Dichterin zu dem Drama "The Siege of Valencia" (III, 284) angeregt. Ein Nachkomme des Cid verteidigt todesmutig Valencia gegen die Mauren, bis Entsatz heranrückt. Der Konflikt ist eines Dramas würdig: geht die Treue des Kommandanten so weit, dafs er nicht nur das eigene Leben daransetzt — was für ihn noch nicht das Höchste wäre — sondern auch das Sterben der eigenen Familie mit ansehen kann? Nicht nur er selbst, auch seine Gattin und seine Kinder werden vor diese schlimme Wahl gestellt. Für den Vater und seine Kinder gibt es kein Zaudern, bei der Mutter siegt zuerst das natürliche Gefühl über den Patriotismus; doch als alle ihre Angehörigen sterben,

kehrt ihr Mut zurück. Sie wird nunmehr ganz dem Andenken ihrer Helden leben.

"The Vespers of Palermo" (1823; V, 1) ist das einzige der Dramen, das eine Aufführung erlebte. Am 12. Dez. 1823 brachte es der "Covent Garden" auf die Bretter; nach einer ungünstigen Kritik verschwand es wieder. Trotzdem erreichte es noch einmal eine Aufführung am 5. April in Edinburg. Scott hatte sich dafür verwendet und sogar selbst einen Epilog dazu geschrieben. Aber auch das wollte den Erfolg nicht bringen. Das Thema mufste für F. Hemans besonderes Interesse haben, da es eine Illustration zu ihrer Warnung bildete: "Fear ye the festal Hour!" Zu den historischen Vorgängen tritt die erfundene Gestalt der Braut Conradins und die Liebe des jungen Sizilianerführers zur Schwester des feindlichen Machthabers, die ihm schliefslich verhängnisvoll wird. Auch in "De Chatillon or the Crusaders" (1824; IV, 266) bildet eine solche Liebe das Hauptmotiv; der Ausgang ist ebenso tragisch.

Gemeinsam ist also allen drei Dramen der tragische Ausgang. Wichtiger als dieses mehr äufserliche Kennzeichen ist das leitende Motiv: die Verkennung des Helden um einer grofsen Idee willen. Verkannt wird Gonzalez, der Gouverneur von Valencia, dafür, dafs er das Vaterland höher als seine Kinder stellt; als Verräter erscheint Raimond di Procida, weil er Mitleid mit den schuldlosen Opfern der Sizilianischen Vesper empfindet; verachtet wird Aimer de Chatillon wegen seiner Liebe zu einer Mohamedanerin — bis zur letzten unerbittlichen Konsequenz.

Nach der formalen Seite hin sind die Stücke nicht Dramen im eigentlichen Sinne zu nennen. Die Technik der Epen ist wieder aufgenommen: es werden Bilder gegeben; die Schilderung der Umwelt ist durch Volksszenen ersetzt; die Personen sind mehr leidend als handelnd, also lyrisch, und reden aneinander vorbei, so dafs nicht ein wirklich dramatischer Dialog zustande kommt. Nicht häufig ist eine Steigerung erreicht wie in der Szene, in der Ximena die Bürger Valencias zu den Waffen ruft. Zu dem episch-lyrischen Charakter stimmen die zahlreichen eingelegten Lieder.

3. Periode der Reife.

Im Frühjahr 1825 zog F. Hemans mit Mutter, Schwester und vier Söhnen nach dem nur $^1/_4$ Meile von Bronwylfa entfernten Rhyllon. Hier war ihr ein Jahr glücklicher Behaglichkeit beschieden. Mutter und Schwester waren verständnisinnige Vertraute, jeder Tag brachte neue Beweise der steigenden Beliebtheit der Dichterin, besonders aus Amerika, wo Professor Norton ihr ein treuer Interpret war. Langsam begann der Druck, der seit ihrer Vereinsamung durch Capt. Hemans auf ihr lag, von ihr zu weichen; die trübe Weltanschauung wird licht. Durch nichts dokumentiert sich dieser Umschwung besser als durch ihr neues Werk, das wohl als ihre Hauptschöpfung anzusprechen ist: "The Forest Sanctuary", im Jahre 1826 gedruckt (IV, 1).

Alte Probleme, die die Dichterin ständig beschäftigt haben, finden hier ihre Lösung. Das Thema ist die Geschichte eines Spaniers unter Philipp II., der, durch Glaubenskämpfe vertrieben, in den Wäldern Nordamerikas Zuflucht gefunden hat. Der Held ist ein Gottsucher. Die Greuel der Inquisition haben ihn an Gott irre gemacht, er ist deshalb Verfolgungen ausgesetzt, und in seinem Kerker kommt ihm ein strahlendes Erinnerungsbild aus der Natur. Das erhält ihn aufrecht, als er gequält und entehrt endlich freigelassen wird. Welches der wahre Gott ist, ist zweifelhaft, ewig aber ist die Natur: ihr wird er dienen. Er flieht mit Weib und Kind nach Amerika, unterwegs aber tritt das Erlebnis ein, das ihn umstimmt: seine Gattin stirbt. Wieder greift der Tod ein, von ihm kommt die Dichterin nie los. Wie wird sich ihm gegenüber der Jünger der Natur verhalten? Er sieht, dafs diese starr, unberührt bleibt; der Urwald ist unbewegt von seinem Schmerz. Was kann ihn trösten? Sein Kind, das er gerettet hat, und die Erkenntnis, dafs höher als die Welt der Geist steht, der sie geschaffen hat, und ohne dessen Gegenwart selbst die erhabenste Landschaft einsam ist. Und durch dieses Gefühl geleitet, ist ihm auch die Fähigkeit gegeben, die Natur jetzt mit klaren Augen zu betrachten und sich ihrer Schönheit zu freuen als des sichtbaren Ausdrucks des Höchsten. Er hat seine Ruhe wiedergewonnen: And sole I lift to Heaven a sad heart — yet unbroken.

Frieden hat der Wanderer gemacht: mit seinem Gott, sich selbst, mit der Natur. Das äuſsert sich sichtbar. Wohl war in früheren Werken kein Mangel an Naturbeschreibungen gewesen, aber stets nur als der Hintergrund für den Menschen. Das ändert sich jetzt: die Natur lebt als mächtiges Wesen ein Leben für sich; demütig steht der Spanier davor (II, 71): And we have won a bower of refuge now, in this fresh waste, the breath of whose repose hath cool'd like daw, the fever of my brow usw. Entsprechend bilden die Landschaftsbilder einen selbständigen Teil des Ganzen und beruhen auf einem umfangreichen Quellenstudium. Es ist nicht möglich, hier alle Grundlagen heranzuziehen, zumal diese schon in den Anmerkungen erwähnt sind, doch soll ergänzt und erweitert werden. So hat F. Hemans nicht in genügendem Maſse auf ihre Hauptquelle verwiesen: diese ist zweifellos Campbell's "Gertrud of Wyoming" für die Schilderung des Urwalds. Auffällig stimmen überein die Zusammenstellung von Gebirge und Seen, die hell erstrahlen (F. S. II, 76) mit Ca. II, 2; hier wie dort ertönt von fern das dumpfe Murren des Kataraktes (F. S. II, 73 und Ca. II, 3); die Stimmen des Waldes werden (F. S. II, 72) beschrieben wie Ca. II, 10; daſs die Darstellung der Hängebrücken über die Abgründe der Anden (II, 68) aus der "Gertrud of Wyoming" stammt, hat die Verfasserin selbst angegeben; parallel ist endlich der Zug, daſs die Schönheit der Fremde nur die Erinnerung an das Heimatland weckt (F. S. II, 74 und Ca. II, 7). Die zweite groſse Anregung bot Humboldt. Ergänzend sei der in den Anmerkungen nicht erwähnte Titel des Werkes nachgetragen, aus dem die zahlreichen Motive (Das Kreuz des Südens II, 47; Begräbnis auf See II, 49; Die klingenden Felsen am Orinoko II, 69 und die Luftstille in den Äquatorialgegenden II, 70) stammen; es ist "Personal Narrative of Travels to Equinoctional Regions of the New Continent. Translated by Helen Maria Williams". 1816. —

Auf einer Grenzscheide steht das Werk also: einerseits faſst es noch einmal Probleme der vergangenen Epoche zusammen, andererseits führt es sie einer neuen Lösung entgegen und zeigt Neuland. So leitet es die Periode ein, die als Blütezeit angesprochen werden darf und sich bis zum Abschluſs des Aufenthalts in England (1830) hinzieht.

Zwei Sammlungen gingen zusammen mit dem "Forest-Sanctuary" im J. 1826 hinaus: "Lays of many Lands" (IV, 78) und "Miscellaneous Poems" (IV, 134).

Die „Lays" zeigen, dafs F. Hemans nach dem gewonnenen frischen Lebensmut sich wieder fabelreichen Stoffen zuwendet. Die gröfseren Sammlungen, die jetzt bis 1830 hinausgeschickt werden, sind die Frucht von dem, was in den vermischten Gedichten allmählich reift: die letzteren vermögen uns einen eingehenderen Blick in den dichterischen Werdegang zu geben, hier spürt man noch das Ringen, während in den gröfseren Werken sich die Kunst zur Vollendung geglättet hat, geniefserisch sich auf Höhepunkten ausruht. So gibt auch jetzt die Dichterin ihrer Vorliebe für fremde Länder und Völker und für das Ritterliche nach. Herders „Stimmen der Völker in Liedern" waren das Vorbild für ihre "Lays". Ein so vielfarbiges Mosaik sollte auch ihre Sammlung darstellen. Wieder dienen zahlreiche Reisewerke und exotische Romane als Grundlage. Mit Vorliebe sind nordische und griechische Stoffe verwendet, Deutschland taucht wieder auf, Amerika, dessen Urwald schon das Wald-Heiligtum barg, liefert neue Motive; schliefslich ist auch die Geschichte des eigenen Landes, besonders Wales, nicht vergessen. Im grofsen ist hier der Versuch der "Welsh Melodies" wiederholt, und gerade ein Vergleich mit diesen zeigt, wie die Dichtung an Kraft gewonnen hat. In den „Melodien" war noch alles mit dem Schleier der Elegie bedeckt, in den "Lays" erklingen trotzige Balladentöne, wie sie vorher nur im "Song of the Battle of Morgarten" vorkamen. Dipodisch geordnete vierhebige Verspaare sind häufig verwandt (Valcyriur Song, The bended Bow, He never smiled again, The wild Huntsman usw.). Wiederholungen treten ein; die Erzählung führt gleich in medias res (besonders in He never smiled again), das Adjektiv ist determinierend; Anruf und Frage wecken die Aufmerksamkeit — alles Charakteristika, wie sie der echten Volksballade eigen sind.

Noch eine andere Sammlung geht auf Herders Beispiel zurück, die "Songs of the Cid" (V, 111), die zwar etwas später erschienen als die Lays, aber zur selben Zeit geschrieben worden sind. Die Ballade klingt hier weiter. Aus alten spanischen Romanzen, dem "Poema del Cid", Southey's

"Chronicle" und Herder entstehen vier Bilder vom Cid: wie er ins Exil zieht, auf dem Totenbett liegt, im Tode noch Schrecken über die Mauren verbreitet und als treuer Wächter Spaniens in der Stunde der Gefahr wieder da ist. Bemerkenswert ist die Form dieser Balladen: gleichmäſsig ist zwar der viertaktige Vers angewandt, aber alle Variationen, die er erlaubt, sind ausgenutzt. Die Trauer des Verbannten kennzeichnen dunkle Vokale und gröſsere Zahl der Senkungen, während umgekehrt deren geringes Vorkommen und das Einschieben von noch knapperen, dreitaktigen Zeilen das letzte Aufflackern der Energie vor dem Tode andeutet. Wieder sind die Senkungen vermehrt und klingt eine fünfte Zeile nach, wenn der Leichenzug durch Valencia zieht; des Cids Warnung verkündet sich gar durch die siebenzeilige Strophe mit drei dumpf aufeinander folgenden dreitaktigen Zeilen. Schon äuſserlich zeigt sich so durch vollendete Formbeherrschung die Periode der Reife an.

Die "Miscellaneous Poems" ergänzen sich innig mit dem "Forest Sanctuary". An ihre Spitze möchte ich "Our daily Paths" (IV, 160) stellen, da seine Entstehungsgeschichte den Umschwung um 1825 deutlich kennzeichnet. Ein warmer Verehrer von F. Hemans' Dichtung war der Philosoph Dugald Stewart (1753—1828). Zur Zeit ihrer Bekanntschaft war er schon vom Alter angegriffen; 1822 hatte er einen Schlaganfall erlitten und bereitete jetzt nur noch sein Werk mit Hilfe der Tochter für die Presse vor. Einstmals hatte er die Anfänge des jungen Scott ermutigt, jetzt griff er zum zweitenmal in das Schaffen einer Werdenden ein. Er legte der Dichterin nahe, doch den melancholischen Stoffen zu entsagen und lieber ihr Talent „zur Darstellung tröstlicher Ansichten vom Wege der Vorsehung“ zu gebrauchen. Sie schrieb zurück, daſs "a cloud hung over her life which she could not always rise above", schickte aber zugleich das Gedicht "Our daily Paths", das zeigt, daſs die teilnahmsvollen Ratschläge des Freundes gewirkt hatten. Der Inhalt: Schönheit wohnt auf unseren täglichen Wegen, wir aber tragen Schatten in die Natur. Aber sind wir so selbständig, das zu tun? Ach nein ... in our daily paths lie cares that ofttimes bind us fast, while from their narrow round we see the golden day fleet past. Daraus sollen wir erkennen, Gott, die Vorsehung,

führt uns; By the beauty and the grief alike we are training for the skies! Die einfache Anregung, die zu diesem Gedicht führte, mufs als entscheidender Punkt in F Hemans Laufbahn betrachtet werden: was jetzt noch vor einer Fülle neuer Stoffe nicht so klar hervortritt, füllt schon sechs Jahre später allein ihre Dichtung.

Das "Forest-Sanctuary" hatte die Einigung des Menschen mit der Natur durch Gott gebracht; dieser Gedanke kehrt in den "Miscellaneous Poems" mannigfach wieder. "Bring Flowers!" klingt es: für die Festtafel; die Sonne hat die Rosen dafür reifen lassen; für den Pfad des Eroberers; für die Zelle des Gefangenen; für die Braut: they were born to blush in her shining hair; für die Bahre: for this in the woods was the violet nursed. Ist die Natur hier nur für den Menschen da, lockt sie tausendstimmig zur Rückkehr in die Heimat ("The Voice of Home to the Prodigal"), so wird das noch gesteigert in "The World in the open Air": die Natur ist erst durch den Menschen. "'Tis the soul of man ... that lights up all nature with living gleams. Where it hath suffered ... Where to repose it hath lightly pass'd O'er this green earth there is glory cast". Dieser Vorsehung, die dem Menschen seine Seele und damit seine Überlegenheit über die Natur gab, näherzukommen, ist jetzt das Ziel der Dichterin. Die Gedanken richten sich aufs Jenseits ("The Trumpet", "The Wakening", "The Boon of Memory"), ein sehnsüchtiger Klang mischt sich in ihre Lyrik, sie folgt den Wegen der Seele zum Himmel ("The Wings of Dove", "Psyche borne to the Island of Pleasure"). — — — — — — — — — — —

Die glücklichen Tage in Rhyllon sollten bald getrübt werden. Schon im Mai 1826 verlor ihr ältester Bruder die Gattin, viel schmerzlicher aber war für die Dichterin ein anderer Verlust: im Januar 1827 starb ihre Mutter. Der Tod, dessen Grausamkeit sie so oft gefürchtet, hatte sich als ihr Feind bewiesen. Doch konnte dieser Schlag ihren erkämpften Seelenfrieden nicht mehr stören. Ihrer Liebe blieb das Bild der Verstorbenen lebendig: Liebe, ebenso wie Glaube, überwindet den Tod. Doch dieser hat jetzt auch nicht mehr den Schrecken, der früher für sie damit verbunden war; ihre Begierde nach dem Jenseits, die die "Miscellaneous Poems" von 1826 schon durchklingt, zeigt ihr jetzt den Tod

als den Führer zu jenem anderen Land, als den Erlöser. Bis 1830 bleiben diese neuen Erkenntnisse in ihrem Werk; ihre Aufgabe, die sie sich gestellt hat, ist, immer neue Formen für die Verkündigung dieses ihres Glaubens zu schaffen.

Im Jahr 1828 kamen die "Records of Woman" (V, 136) heraus. Auch sie könnte man als "Lays of many Lands" bezeichnen, so mannigfach sind Motive, Personen und Umgebung. Sie alle sind doch nur da, das Evangelium der Liebe zu predigen. Ein Monolog-Drama steht an der Spitze, "Arabella Stuart". Zwei Gefangenschaften durchlebt sie: in der ersten ist sie noch ganz voller Hoffnung, dafs sie bald befreit werden wird. Langsam steigert sich die zweite. Die anfängliche Zuversicht schwindet mehr und mehr; langsam kündet sich der Wahnsinn an. Sie fürchtet, dafs ihr Gatte sie im Stiche läfst. Doch nun läfst F. Hemans den Sturm nicht weitertoben, sondern schafft noch einmal Läuterung: "The Storm is still'd. Father in Heaven! thou, only thou canst sound The heart's great deep". Die Liebe zum Gatten, auch wenn sie ihn für treulos halten mufs, hat die Todesfurcht überwunden. Liebe vermag mehr. Sie treibt die „griechische Braut", Rache an den Mördern des Gatten zu nehmen, gibt „Gertrude" die Kraft, am Schafott auszuharren. Doch nicht überall äufsert sich Liebe gleich, wird sie verschmäht: bei „Costanza" bleibt sie treu und wandelt sich zuletzt zur christlichen Charitas; die „Indianerin" aber treibt sie in den Tod. Höchst persönlich ist die Note, die drei Gedichte dieser Sammlung tragen. "Madeline" schildert den Schmerz der Verlassenen, der allmählich in Resignation übergeht; ganz ein Bild ihrer eigenen Wandlung. "Joan of Arc in Rheims" und "Properzia Rossi" erwägt die Frage, was dem Weibe höher stehe, ob Ruhm oder Liebe. Beidemale wird zugunsten der letzteren entschieden, und "Properzia Rossi" durchzittert der Schmerz der Enttäuschten und Verschmähten. Auch der Mutterliebe wird ein Denkmal gesetzt, im schon erwähnten "Madeline" ebenso wie in "Pauline" und "The Indian City". Fast immer aber kommt Liebe und Tod zusammen. "This was love in death", die Schlufszeile der Erzählung vom Bauernmädchen der Rhone, die auf dem Grab des Geliebten stirbt, kann als Grundakkord des ganzen Werkes gelten. Wenn der spanische König die tote „Juana" auf dem

Thron mit den gleichen Zeremonien ehren läſst wie zu Lebzeiten, dann ist das Sterben am gröſsten überwunden; denn ein starkes Gefühl glaubt nicht daran. Langsam führt schlieſslich der Weg von soviel Leben zum stillen „Grab einer Dichterin". Hier ist Versöhnung: Liebe und Tod sind nur noch beide die Führer zum Jenseits (V, 223).

Müder ist der Ton der "Miscellaneous Poems" (V, 228). Der Tod hat keine Schrecken mehr. Welche Stimmung die Dichterin beherrschte, zeigt "The Departed" (V, 284). "Ye have loved the light of many a smile That is taken from you now. There have been sweet singing voices In your walks, that now are still usw.; ... Our souls are strong to follow them, our own familiar friends!" Heimweh und Sehnsucht liegen über der Seele ("The Sicilian Captive", "The Adopted Child", The Palm-Tree"), für die der Tod ein willkommener Erlöser ist; er, der auch "Ulla" dem Gatten verbindet. Noch behandelt die Dichtung bunte Abenteuer ("Ivan the Czar", "The Lady of the Castle", "The Mourner for the Barmecides", "An Hour of Romance"), noch locken fremde Literaturen ("Körner and his Sister", "The Death-Day of Körner", "Tasso and his Sister"); doch stärker tritt jetzt schon die Neigung zutage, die Vorgänge und Gegenstände der Natur zu interpretieren, sie in Vergleich mit der menschlichen Seele zu setzen; in der Art, wie im "Sunbeam", dessen Schluſszeilen lauten: "One thing is like thee to mortals given, The faith touching all things with hues of heaven!" Damit ist die Dichterin also wieder zu ihrem alten Thema zurückgekehrt. — — — —

Mehrfache Schicksalsschläge und Sorgen um die Existenz hatten die Widerstandsfähigkeit gebrochen; nach dem Tod der Mutter kränkelte F. Hemans. Durch einen Wechsel des Wohnortes hoffte man Besserung zu erreichen, weshalb 1828 die Übersiedlung nach Wavertree ($1^1/_2$ M. von Liverpool) stattfand. Den Aufenthalt in der öden, reizlosen Gegend verschönte der Briefwechsel mit ihren Bekannten. Neben der Mitford und Baillie verdient eine Gestalt besondere Hervorhebung, Maria Jane Jewsbury (1800—1833).

Miss Jewsbury [1]) stammte aus Meashon (Derbyshire); 1818

---

[1]) "Dict. of Nation. Biography"; "Athenaeum", Febr. 1845; "Life of Alaric A. Watts", 1884; I, 78; Ch. I, 162—171; Knight's "Life of Wordsworth" III, 108—110; Knight's "Edition of Wordsworth", VIII, 204, 212.

kam sie nach Manchester. Der Tod ihrer Mntter lud ihr die Sorge für ihre Schwester Geraldine und drei Brüder auf, so daſs ihre literarischen Interessen zu dieser Zeit ganz zurücktreten muſsten. Es fehlten ihr auch die Helfer und Berater, um sie in die literarische Welt einzuführen. Vertrauensvoll wandte sie sich da an Wordsworth; er kam ihr freundlich entgegen und jahrelange Freundschaft verband beide.

Ihr erstes Gedicht erschien in Aston's "Manchester Herald". 1824 veranlaſste sie Alaric A. Watts, der Herausgaber des "Manchester Courier", sich ganz der literarischen Laufbahn zuzuwenden. Sie wagte den Schritt mit ihrer Sammlung "Phantasmagoria, or Sketches of Life and Character", die Wordsworth gewidmet war. Es folgten die "Letters to the Young" (1828), während einer langen Krankheit geschrieben; die "Songs of Leisure Hours" (1829), der Hemans gewidmet; und 1830 "The three Stories: the History of an Enthusiast, the History of a Nonchalant, the History of a Realist". Von 1830—1832 schrieb sie auch für das "Athenaeum".

1832 verheiratete sie sich mit Rev. William Kew Fletcher den sein Beruf bald nach Indien führte, wo Maria 1833 an der Cholera starb.

Ihre Werke waren mehr Versprechen als Erfüllung. Was sie über die leichte Durchschnittsliteratur hinaushebt, ist der Zauber der Sprache und das ehrliche Ringen, das sich aus jeder Zeile ausspricht. Sie selbst dachte wohl zu bescheiden davon. Der Gedanke beseelt ihre Schöpfungen und hält sie zugleich erdgebunden; sie ist ein Gegenpol zur Hemans, deren leicht überschieſsende, schwärmende Art sie zurückhielt. Chorley hat den Unterschied folgendermaſsen festgehalten: "the one came through Thought to Poetry, the other through Poetry to Thought". Die Entbehrungen und schweren Erlebnisse ihrer Jugend hatten die Jewsbury frühzeitig tiefer gemacht als ihre sorglos herangewachsene Freundin. Doch darin stimmen sie vollkommen überein, was J. selbst in einem Essay im "Athenaeum" schreibt: "In the best of every thing I have done, you will find one leading idea — death; all thoughts, all images, all contrasts of thoughts are derived from living much in the valley of that shadow" usw. Nur war dies bei der einen natürliche Veranlagung, während die andere erst durch Schicksalsschläge dahin kam.

Im übrigen aber war sie eine der nicht seltenen Gestalten der Literaturgeschichte, deren Künstlertum sich viel stärker in ihrer Persönlichkeit, als in ihren Werken ausspricht. Sie war ungemein lebhaft und unterhaltsam. Wordsworth, der ihr 1829 sein "Liberty" widmete, sagt, dafs in der Schnelligkeit ihrer geistigen Regungen sie nicht ihresgleichen habe. Und ihm schliefsen sich ihre übrigen Bekannten an.

Die Jewsbury brachte ihrer Freundin auch tieferes Verständnis für Wordsworth bei. Ihrerseits versuchte F. Hemans, hier und anderswo um neue Anhänger für die Deutschen zu werben. Aber alle Vielseitigkeit des geistigen Verkehrs, und alle Huldigungen, die ihrem stets wachsenden Ruhm beschieden waren, besserten ihre Gesundheit nicht; auch litt sie unter der Eintönigkeit der Landschaft und sehnte sich nach den Bergen. Darum reiste sie im Juli 1829 nach Schottland.

Die Fahrt ging zunächst nach Chiefswood bei Abbotsford, wo Thomas Hamilton[1]) (1789—1842) wohnte. Hamilton war zuerst Offizier, wurde dann 1818 pensioniert und wohnte seit seiner Heirat 1820 in Chiefswood. Als Hemans ihn besuchte, neigte sich sein Aufenthalt schon dem Ende zu, am Schlufs desselben Jahres reiste das Ehepaar nach Italien, wo die Frau starb. Seinen literarischen Ruf hatte der ehemalige Offizier durch "Cyril Thornton" (1827) bekommen, ein reizvolles Werk, da es ein ausgezeichnetes Bild der Zeit, gestützt auf persönliche Erfahrungen, bietet. Stil wie Persönlichkeit des Verfassers waren immer vornehm, mit viel Humor und genialer Satire.

Die nahe Nachbarschaft lockte zu einem Besuch Walter Scott's, der ihr gröfstes Erlebnis auf dieser Reise wurde. Voll und mächtig spürte sie den Hauch ritterlicher Romantik über sich ergehen. Ein prachtvoll ausgestatteter Landsitz, vollgestellt mit Sammlungen und einer umfassenden Bibliothek, eine landschaftlich reizvolle Umgebung — und mitten darin der Zauberer der "Waverley Novels", ein König, stets voll zartester Ritterlichkeit für seinen Gast. Dazu sein adliger Verkehr, die stundenlangen Unterhaltungen am Kaminfeuer, die Begeisterung für Deutschland und für Volkstümliches,

---

[1]) S. "Dict. of Nation. Biography".

alles wob eine Gloriole mittelalterlichen Clanstums um Abbotsford.

Den Eindruck verstärkten noch die Gebäude von Edinburg. Hier aber kamen wieder ganz andere Geister in den Vordergrund; Mackenzie, der altgewordene, von seiner Tochter umhegte Verfasser des "Man of Feeling" und Jeffrey, der gefürchtete Kritiker an der "Edinburgh Review".

Was die Dichterin zu jener Zeit bewegte, zeigen besser die "Miscellaneous Poems" vom Frühjahr 1830 als die zusammen damit erschienenen "Songs of the Affections" (VI, 1). Bei den letzteren fehlt, im Gegensatz zu den sonstigen Sammlungen, die grofse leitende Idee über dem Ganzen. Teilweise erscheinen sie wie eine Fortsetzung der "Records"; ähnlich wie bei diesen eröffnet ein Monolog-Drama das Ganze, "A Spirit's Return", worin wieder das Thema der Überwindung des Todes durch Liebe und Glauben abgehandelt wird. Auch die Gestalt der "Lady of Provence", die den verwundeten Ritter auf dem Schlachtfelde sucht und auf seinem Grab stirbt, ist nur eine Wiederholung des Bauernmädchens von der Rhone. Dann aber ist die Liebe geweitet, nicht mehr nur von Gatte zu Gatte (The Chamois Hunter's Love), den Eltern zum Kind (The Indian with his dead Child), sondern zum Verwandten überhaupt, zur Heimat, wie sie sich im "Song of Emigration" und "The Exile's Dirge" darstellt. Und das Heimweh dieses letzteren leitet schon wieder hinüber zur grofsen Sehnsucht, zur Frage: was erwartet uns drüben? Anfangs bleibt es bei dieser blofsen Frage, wenn sich die Dichtung "To a departed Spirit" wendet oder "Message to the Dead" sendet. Eine Kluft liegt zwischen dem "Sceptic" und diesen Gedichten von 1829. Das tiefe Grauen vor dem Sterben dort hat sich gewandelt zur mystischen Gewifsheit hier: der Tod ist der Anfang des Lebens. Allmählich nimmt der vage, unbestimmte Begriff des Jenseits feste Formen an: ein "Land of Dreams" zunächst entrollt sich dem geistigen Auge.

Deutlicher noch wird das Bild in den "Miscellaneous Poems" (VI, 79). Die Sehnsucht, die den "Ancestral Song" und "The magic Glass" durchtönt, malt sich ihr "Better Land" aus, das hoch über aller irdischen Schönheit steht: "Sorrow and death may not enter there; Time doth not breathe on its fadeless bloom, For beyond the clouds, and

beyond the tomb, ... It is there, it is there, my child!" Dasselbe drückt das Ende von "Sadness and Mirth" aus: "Where the day of the lightning and cloud is done, And joy reigns alone, as the lonely sun!" Auch die Liebe mufs dort ihre Heimat haben: "Love! thy sole home is heaven!" klingt es im "Home of Love"; und wiederum nach der anderen Seite: wir sehen das Jenseits in unseren "Dreams of Heaven" jeder verschieden; dem Weibe kann die Sehnsucht danach nur dort gestillt werden, wo ewige Liebe herrscht.

Zahlreich sind die Verse, in denen sie durchführt, was ihr in ihren späteren Jahren immer mehr als die Bestimmung des Dichters erschien, was sie selbst in ihrer Analyse des Goetheschen „Tasso" ausdrückt: "Let the poet bear into the recesses of woods and shadowy hills a heart full-frought with sympathies ... then will the voice of every stream respond to him in tones of gladness or melancholy, accordant with those of his own soul". "The Streams" werden so ausgedeutet, "The Voice of Wind", "The Bell at Sea", um nur einige Titel anzuführen.

Treu läfst sich das Leben der Hemans in diesen "Miscellaneous Poems" verfolgen. Huldigungen, die ihrem Ruhm in Wavertree dargebracht werden, während sie krank und niedergedrückt ist: zweimal ist vom bitteren Los des Dichters die Rede. Einmal von Tasso, der auf der Totenbahre liegt, als er im Triumph auf dem Kapitol gekrönt werden soll; ein anderes Mal in den schmerzlichen Zeilen vom Taucher, der vergessen wird neben den Perlen, die er mit Todesgefahr aus der Tiefe geholt, und dem der Dichter gleicht, der mit Herzblut schreibt. Die tiefere Seele mufs mit der Umwelt in Konflikt geraten; "their home is but in heaven" ist schliefslich das Fazit, das im "Second Sight" und in einer Betrachtung von Goethes "Tasso" gezogen wird. Von eingehender Beschäftigung mit der deutschen Literatur spricht diese Besprechung und die Übersetzungen aus der „Iphigenie".

Dafs frisches Leben aus dem Besuche bei Walter Scott, der nationale Melodien über alles liebte (Mem. 188 f.), entsprang, dokumentiert die kleine Sammlung "National Lyrics" (VI, 313). Noch einmal klingen hier starke Töne vom deutschen Rhein, vom Falle des d'Assas; ganz unbeschwert von irgendwelchem trüben Gedanken. Die frischen kleinen Balladen,

die sich ganz unvermittelt zwischen dem schweren Ton der übrigen vermischten Poesien ausnehmen, lassen erkennen, wie stark der Einfluſs Walter Scott's auf F. Hemans gewesen sein muſs, daſs er sie noch einmal aus dem allmählichen Müdewerden emporriſs.

Vielleicht wäre noch einmal eine Wendung in ihrem Schaffen eingetreten, hätte sie nicht 1830 eine ganz andere Persönlickeit und ganz andere Sphäre aufgesucht. Dem Aufschwung und den Erlebnissen ihrer Schottland-Reise war ein körperlicher Zusammenbruch und geistige Niedergeschlagenheit gefolgt. Eine zweite Reise war notwendig; diese führte zu Wordsworth.

Wenn ihr Abbotsford wechselreichstes Leben bot, fand sie hier die Ruhe und Abgeschiedenheit eines abgeklärten Daseins, einen Patriarchen, dem sie sich instinktiv zuwandte, war er doch ein „Genius der Häuslichkeit". Dem Beispiel seiner Sonette von Kirche und Heim ist es wohl zuzuschreiben, daſs die "National Lyrics" das letzte Zeichen W. Scott's sind. Noch einmal führte eine Reise nach Schottland, aber die Anregungen blieben diesmal aus.

4. Die Jahre der Ruhe und Resignation.

Der Aufenthalt in Wavertree war ihr mittlerweile immer mehr verleidet worden. Zudem hatte er ihrer Gesundheit nicht die gewünschte Erholung gebracht. Sie faſste darum den Entschluſs, die alte Heimat des Vaters, Irland, aufzusuchen, wohin schon vor ihr ihre Brüder gezogen waren. Anfang 1831 fand die Übersiedlung statt. Die Dichterin nahm ihren Aufenthalt in Dublin, wo sie bald Anschluſs an einen geistig regen Kreis fand, dessen Mittelpunkt Sir William Rowan Hamilton[1]) war.

Der junge Mathematiker, der durch Wordworths Bewunderung genugsam bekannt ist, stand damals auf der Höhe seiner Erfolge. 1827 war er Professor der Astronomie geworden und Leiter des Observatoriums von Irland, zweimal hatte er die goldene Medaille der Royal Society empfangen.

---

[1]) Dict. of Nation. Biogr. Life of Sir William Rowan Hamilton, by John Thomas Graves. Dublin 1882.

Als Astronom war er nicht so erfolgreich, jedoch wurden seine Vorlesungen wegen ihres flüssigen Stiles bewundert.

Er beherrschte mehrere Sprachen, auch Deutsch. Mit bestrickender persönlicher Liebenswürdigkeit verband er einen ausgezeichneten poetischen Geschmack; er selbst dichtete, besonders in der Form des Sonettes. Mit F. Hemans und Maria Edgeworth einte ihn intime Freundschaft.

An seiner Seite war John Thomas Graves[1]) (1806 bis 1870), ebenfalls ein ausgezeichneter mathematischer Kopf. Als einer der ersten hatte er Hamilton's Genie erkannt und gewürdigt; eine Freundschaft fürs Leben verband später beide; Hamilton unterstützte ihn kräftig; Graves schrieb die Biographie des Freundes. Sein hauptsächliches Arbeitsgebiet waren Untersuchungen über negative und imaginäre Gröfsen.

Eine höchst originelle Persönlichkeit war sein Vetter, Robert James Graves, der Arzt. Nach Studien in Dublin und London hatte er Reisen auf den Kontinent unternommen Die Sprachen beherrschte er virtuos, so zwar, dafs er in Österreich als Deutscher angesprochen wurde. In den Alpen traf er Turner; monatelang reisten beide zusammen, ohne gegenseitig den Namen zu kennen. Als sie von Genua nach Sizilien segelten, rettete Graves durch seine Energie die ganze Mannschaft. So war der Mann, der in Dublin nach seiner Rückkehr eine leitende Stellung am Krankenhaus erhielt. Seine Bedeutung für die Medizin lag hauptsächlich auf dem Gebiet der Typhusbehandlung. Sein Stil pafste zu dem ganzen Menschen und seinen abenteuerlichen Schicksalen: massiv, nervös, eindringlich, mitunter sarkastisch, aber immer warmherzig und sensitiv.

Das waren die Führer der Dubliner Gesellschaft, in die F. Hemans einzog: jeder eine markante Persönlichkeit. Hinzu kamen noch einige Vertreter der Geistlichkeit und angesehenen Bürgerfamilien. Auch sonst fehlte es nicht an Anregungen mannigfacher Art; Paganini hielt seinen Siegeszug durch England und kam auch nach Dublin (1831); oft und ausführlich hat die Dichterin den gewaltigen Eindruck beschrieben, den dieses Konzert auf sie machte.

---

[1]) Über die Graves vgl. Dict. of Nation. Biography.

Die Dichtung hat jetzt einen Stillstand erreicht. Probleme werden nicht mehr erörtert; der Gedanke ist in den Hintergrund getreten zugunsten des Gefühls. Zwanglos ergeben sich zwei Gruppen: die der Lieder bis ca. 1833, und die der Sonette, von 1834 bis zum Tode. In der Mitte zwischen beiden stehen die "Scenes and Hymns of Life" von 1834, während "Despondency and Aspiration" den Schlufs bildet.

Sichtbar steht über dem ganzen Werk der letzten Jahre der Meister Wordsworth. Freilich ein Wordsworth, wie ihn F. Hemans ansah, die nur einen Teil von ihm erfafste. Nicht der Naturphilosoph; der steht ihr fern, aber der Dichter, den sie anredete: "Thine is a strain to read among the hills The old and full of voices" usw. (V, 262), den sie in einem Brief Jewsbury als den "true poet of Home, and of all the lofty feelings which have their root in the soil of home affections" bezeichnet (Ch. 172). Und dann der "true bard and holy!", der geistliche Sänger! Das beides ist er für F. Hemans: der Interpret, der das grofse Buch der Natur liest, und der Prediger. Dafs Wordsworth entscheidenden Einflufs gewann, wird in vielem erklärt durch das Gemeinsame der beiden. Beide hatten in der Jugend Thomsons "Seasons" studiert und waren davon ausgegangen; jeder war in die mittelalterliche Sphäre des Walter Scott übergeschwenkt, war auch zur Fernromantik übergegangen — Parallelen genug, um die schliefsliche Vereinigung verstehen zu können.

Die Lyrik bis 1833, die sich in den "Works" (VII) unter den Titeln "Songs for Summer Hours" und "Songs of Captivity" findet, ist wesentlich bedingt durch ihre Sangbarkeit. Sie wurde zu schon vorhandenen Melodien gedichtet oder später komponiert. Wieder wird die menschliche Seele in die Natur getragen. Stets kommt zuerst das Bild: wehender Wind, welkende Blumen, ein einsamer Vogel, eine gebrochene Blüte — dann folgt die Auslegung, die die Seele dazu in Vergleich stellt oder zum Himmel weist. Andere Lieder bringen eine Landschaft, einen Baum, einen Orangenzweig in Verbindung mit einer bestimmten Stimmung. Weit liegt die Zeit zurück, da die Dichterin noch glaubte, Poesie liege nur in buntem, auffallendem Wechsel des Geschehens oder in farbenprächtigen Schilderungen fremder Natur und Kultur, oder aber in schwerem Gedankenbau. Alles das ist jetzt zurückgetreten, so weit, dafs

in einer Reihe von Liedern auch noch darauf verzichtet wird, die Natur zu interpretieren, und nur die Stimmung herrscht. Das ist der höchste Grad, sonst ist mit wenigen Andeutungen, in wenigen Strichen die lokale Szenerie geschildert, um nur gleichsam den Gleichklang mit der Stimmung der Dichterin festzulegen. Grofser Wert ist auf die Form gelegt, die hier dem Inhalt durchaus ebenbürtig zur Seite steht; man sehe als besonders charakteristisches Beispiel "Come away" (VII, 76) an. Hüpfend, springend kommen die Verse daher, wenn der Jüngling gezeigt wird: Bóunding on, | with súnny lands | befóre him; schwerfällig, müde schleppt sich der Rhythmus, wenn der Mann altert: Slówly, | sádly, | heávy change | is falling.

Rein religiöser Art sind die "Scenes and Hymns of Life", die 1834 erschienen und gewidmet sind "To William Wordsworth, in token of deep respect for his character, and fervent gratitude for moral and intellectual benefit" usw. Es handelt sich hier nicht um die Religion als Erlebnis, sondern als die Quelle der Standhaftigkeit und Kraft. Der vielleicht etwas einförmige Stoff wird belebt durch die Mannigfaltigkeit des äufseren Gewandes. Neben dem einfachen Lied finden sich Hymnen, sogar kleine Szenen und Dialoge. Die Täler der Alpen werden erschlossen, Urwaldbilder entrollen sich, in ein Gefängnis der französischen Revolutionszeit wird der Leser geführt, um zu zeigen, dafs überall der Glaube an Gott Festigkeit und Trost gibt. Dafs die Dichterin für den protestantischen Glauben im besonderen eine Lanze bricht, zeigen die Werke, in denen sie für Freiheit des Bekenntnisses eintritt: "The English Martyrs" und "Hymns of the Vaudois Mountaineers in Times of Persecution". Nach dem Grundzug ihres Gesamtwerkes in den letzten Jahren ist es selbstverständlich, dafs die Natur als Spiegel des höchsten Wesens wieder oft das Thema abgibt; am ausführlichsten in "The Day of Flowers": "The One supreme Gave also these delights usw.; I bless thy name that thou hast mantled the green earth with flowers linking our hearts to nature!"

Der Glaube ist dabei aber immer der der Gebildeten; wenn naive Legende beispielsweise das Zittern der Espe nach ihrem Sinn deutet (in "Wood Walk"), so wird sie lächelnd abgelehnt: "Nay, my child; we walk in clearer light!" Den patriotischen Einschlag zeigt das "Prayer at Sea after Victory".

Wenn hier nach einer Einkleidung gesucht wird, so offenbart sich das religiöse Gefühl ganz unmittelbar in den Sonetten des letzten Jahres. Sie sind zu den Sammlungen vereinigt: "Female Characters of Scripture"; "Sonnets, devotional and memorial" mit den beiden Fortsetzungen "Records of the Spring of 1834" und "Records of the Autumn of 1834"; "Thoughts during Sickness" 1835.

Sie entstanden, während die Gesundheit der Verfasserin mehr und mehr abnahm. Der geschwächte Körper konnte die Erschütterungen nicht mehr vertragen. Als letzter schwerer Schlag kam die Nachricht vom Tode ihrer liebsten Freundin, der Jewsbury, in Indien. Man versuchte den Zusammenbruch noch einmal aufzuhalten durch einen Wechsel des Aufenthaltsortes und brachte sie nach Redesdale, sieben Meilen von Dublin entfernt.

Die Wahl der Form des Sonetts ist wohl dem Beispiel Wordsworths zuzuschreiben. Er bevorzugte im späteren Leben diese Dichtungsart, weil er selbst darin eine weise Beschränkung seiner leicht ins Weite schweifenden Dichtung sah, das mag auch für F. Hemans gegolten haben. Ähnlichkeit ist auch insofern vorhanden, als trotzdem in vielen Doppelsonetten derselbe Gedanke verschieden beleuchtet worden ist. Das Bestreben, die Dinge, die von aufsen an uns herantreten, auszudeuten, hat sich hier verdichtet. Alles irdische Wesen ist nur ein Symbol; alles irdische Geschehen hat nur den einen Zweck, uns zu Ihm zu führen. Nichts ist dazu zu klein: eine Bibel, Bilder, alte Kirchen, der Flug einer Schwalbe, die flüchtige Erinnerung an ein unbedeutendes Ereignis, alles gewinnt, von diesem Gedanken getragen, seine höhere Bedeutung. Die grofsen Züge des Gemäldes in den "Scenes and Hymns of Life" werden so noch einmal nachgezogen, bekräftigt durch das persönliche Gefühlserlebnis.

Damit noch nicht genug, fühlte die Dichterin, schon auf dem Krankenbett und den Tod vor Augen, noch einmal den Drang, den Triumph des christlichen Glaubens in einem grofsen Werk darzustellen, als dessen Einleitung sie den Gang ihrer eigenen religiösen Entwicklung schilderte. Nur dieses Anfangsgedicht, "Despondency and Aspiration", wurde tatsächlich vollendet.

Es bestätigt den Eindruck, den der Leser schon vom

"Sceptic", "Superstition and Revelation", „Forest Sanctuary" und den kleineren religiösen Werken gewinnen konnte. Ein Abschlufs und ein Vermächtnis. Alles zieht noch einmal vorüber: My soul was mantled with dark shadows, born of lovely Fear (Str. 1); die Dichterin kämpft; sie will sich zum Himmel durchringen. Da kommen die Stimmen der Entmutigung, Gedanken der Nacht: kämpfe nicht fruchtlos; vergeblich ist all dein Streben! Und dann zeigt ein Traumbild von unerhörter Schönheit die Herrlichkeit der Natur (wie im "Forest-Sanctuary"), und die Dichterin hört "a waving of dread wings and mighty sounds, as if the vision hailing, From lyres that quiver'd through ten thousand strings". Sie fühlt sich der Macht des Alls hingegeben, ihre Melodien müssen verschmelzen mit der einen grofsen — hier klafft plötzlich eine Lücke im Gedicht. Was schon "Superstition and Revelation" und der erste Teil des "Forest Sanctuary" vermuten liefsen, wird hier bestätigt: F. Hemans hat eine zeitlang pantheistisch gefühlt; dies mufs zwischen 1818 und 1820 der Fall gewesen sein: der "Sceptic" bekämpft ja schon erbittert allen Zweifel am Theismus. Unvermittelt fährt das Werk fort: Return no more, vain bodings of the night!" Es wird nicht gesagt, wodurch F. Hemans den Pantheismus überwand, nur dafs es geschah, dafs ihr die gewaltige Weise des Alls, "Nature's full harp", nicht mehr durch deren eigene Kraft, sondern die des Höchsten tönend erscheint. Nun vermag sie ihr ruhig zu lauschen. Jetzt aber hat sie auch ihren dichterischen Beruf erkannt: ihr Wissen, dafs die Natur die Verkünderin Gottes ist, mufs sie weitergeben. Auch auf eigenes Philosophieren leistet sie zum Schlufs Verzicht; demütig will sie allein seinen Ruhm verkünden.

Sie folgte ihrem Vorsatz bis zum Ende. Ein "Sabbath-Sonnet" war ihr Letztes; am 16. Mai 1835 starb sie.

F. Hemans ist also durchaus eine Dichterin der Hlg. Allianz-Zeit. Der pietistische Zug, der durch das damalige Europa strömte, hat in Verbindung und mit Unterstützung von persönlichen Erlebnissen ihrer Dichtung ein charakteristisches Gepräge gegeben. Die vielerlei Wege, auf denen sie zuerst wandelt, münden zuletzt alle ein in dem einen grofsen Ziel: Gott.

In ihrem Werke ist zu unterscheiden: die Periode der Jugend- und Erstlingswerke bis 1818; der Zeitraum des inneren Kampfes bis ca. 1825; die Blütezeit bis 1830; und die Dichtung der Ruhe und Resignation bis 1835.

Die einstige überschwängliche und begeisterte Ehrung der Hemans hat heute der Vergessenheit Platz gemacht. Auf welcher Seite ist das Recht? Falsch ist es jedenfalls, ihr Werk stückweise betrachten zu wollen; es kann nur als Ganzes gefafst und als solches zusammen mit ihrem entsagungsreichen Leben betrachtet werden, das es jederzeit treu widerspiegelt. So gewinnt es eine höhere Bedeutung.

Schon mehrmals fand sich in den vorhergehenden Zeilen der Name Deutschlands und seiner Geisteshelden. Und selbst beim flüchtigen Durchschauen der Dichtung unserer Engländerin mufs es auffallen, in wie engem Zusammenhang ihr Leben und Werk mit jenen stand. Diesen mannigfachen Beziehungen der Dichterin zu deutscher Geistesart nachzuspüren und dadurch ihr eigenes Bild sowohl wie das der einstmals innigen Verbindung zweier Nationen zu bereichern, soll der Zweck dieser Arbeit sein.

I.

Kenntnis deutscher Sprache.

Die erste Anspielung auf Deutschland findet sich in F. Hemans' Gedicht "England and Spain" (1807) und bezieht sich liebevoll auf Österreich: Fair Austria enthüllt die Kriegsfahne gegen triumphant Gaul. Das wird begreiflich, wenn man bedenkt, dafs ihre Mutter die Tochter des österreichischen Konsuls Wagner in Liverpool war, und dafs sie selbst in den "Juvenile Poems", gedruckt 1808, geschrieben 1801—1806, ein besonders zärtliches Verhältnis zu ihr verrät. Allerdings war sie keine enge Österreicherin, denn in demselben Gedicht "England and Spain" rühmt sie auch "gallant Frederic".

Die Familie unterhielt mannigfache Beziehungen mit Deutschland; Felicias ältester Bruder brachte 1809 von dort die Melodie zur "Moravian Nun" mit zurück (Mem. 15). Es

ist daher die Anspielung auf "Wilhelm Tell" (in England and Spain" (S. 320: Is there no heart where worth and valour dwell, no patriot Wallace, no undaunted Tell?), da vor Schillers Drama kaum jemand in England den Tell erwähnt, am ehesten aus Kenntnis dieses Dramas zu erklären. Die erste Übersetzung des "Tell" erschien erst 1829: nichts spricht dagegen, daſs sie das Drama bereits in deutscher Sprache las. Vorher aber muſs sie schon Schillers "Lied von der Glocke", "Kassandra" und "Theklas Gebet" gekannt haben, denn nach ihrer eigenen Angabe sind das die ersten Werke, die sie von ihm las (Ch. II, 129; vgl. unten bei „Kenntnis deutscher Schriftsteller"). Vor 1807 war sie also schon soweit mit der deutschen Sprache vertraut, um Originaltexte lesen zu können. Ihr genannter Bruder war 1821 bei der Gesandtschaft in Wien beamtet (Mem. 53); offenbar wurde in der Familie deutsche Kultur eifrig gepflegt. Dazu stimmt, daſs 1821 eine Gesellschaft Tiroler Sänger in einem Kreise Lieder vortrug, in denen für F. Hemans der ganze "spirit of the Alps" atmete, und daſs sie mit einer dieser Persönlichkeiten, Maria Rainer, sich bei dieser Gelegenheit mündlich unterhielt (Ch. 85). Auch sonst erfahren wir gelegentlich von deutschen Bekanntschaften, mit denen sie verkehrte: 1831 "a German scholar" in Irland (Ch. II, 232); "a German acquaintance" 1833 (Ch. II, 270). Hätte sie nicht deutsch verstanden, so wäre Körners Vater schwerlich auf den Gedanken gekommen, ihr anläſslich der Übersendung ihres Gedichtes "Körner's Deathday" durch Richardson (1827) in deutschen Hexametern zu danken (Ch. 119—123, s. „Kenntnis deutscher Schriftsteller").

Das erste unmittelbare Zeugnis dafür, daſs sie deutsch las, stammt aus dem denkwürdigen Jahr 1809, in dem sich auch Wordsworth zu Sonetten auf Andreas Hofer, Schill, Aspern usw. aufschwang: "she also read German" (Mem. 13). Ihre Familie war kürzlich nach Bronwylfa bei St. Asaph in Flintshire übersiedelt, in eine stille Gegend, wo sie nicht gut eine neue Sprache lernen, wohl aber vorhandene Interessen weiterverfolgen konnte, besonders mit Hilfe der "treasures of an extensive library" (Mem. 4).

Die entscheidende Wendung aber zu einer breiten Kenntnis des deutschen Schrifttums brachte das Jahr 1821, als ihre Schwester von Deutschland zurückkehrte und ihr Bruder ihr

aus der Gesandtschaft in Wien "ample supplies of new books" zu senden begann: jetzt widmete sie sich "with enthusiasm to the study of German" und wählte sich das Deutsche sogar "with a kind of affectionate adoption" (Mem. 53).

Ihre eigenen Äufserungen zeigen, dafs die deutsche Sprache ihr fortan eine "source of enjoyment" war (Mem. 54); sie konnte nie davon sprechen, ohne zu betoneu, wieviel ihr Geist daraus "enjoyment and expansion" gewonnen hatte (Mem. 53); offenbar las sie zu dieser Zeit dichterische und auch wissenschaftliche Werke (s. „Kenntnis deutscher Schriftsteller"). Sie selbst erklärte in späteren Jahren, Deutsch habe ihr eröffnet: "a new world of thought and feeling" (Mem. 13). Es war von da an ihre zweite Muttersprache: "my favourite seelenvolle German; I believe I could talk of it for ever" (Mem. 53). Sie mufs schon 1821 eine hervorragende Fertigkeit darin besessen haben, wenigstens sagt ihre Schwester, ihre Erinnerung an die Sprachkenntnis der Dichterin ginge so weit zurück, "as if she had been born with it" (Ch. 117). Immer wird die deutsche Sprache als "rich and affectionate" gepriesen (Ch. 123).

Wie Carlyle bringt sie öfters in Rede und Briefen deutsche Worte an. Es finden sich folgende Wendungen: "music of the Eichenland" (Mem. 13), "amounting to the Heimweh" (Mem. 25), "my favourite seelenvolle German" (Brief v. J. 1821, Mem. 54), "antique and treuherzig simplicity" (Brief an Richardson v. J. 1827, Mem. 57), "A traveller in Norway, standing amongst some Hünengräber" (Gedicht-Entwurf von 1827; Mem. 117), "an unutterable Heimweh" (Ch. 276, Brief von 1829), "the Kunstroman" (Brief v. 1829; Ch. II, 17), "enjoying myself in the society of certain Luft- und Feuergeister, Wasser- und Waldgeister, and Feen und Feldgeister, introduced by ... Herr Dobeneck ... These geister of his ..." (Brief von 1830, Mem. 148).

Das Kleid der geschriebenen deutschen Sprache, das ihr 1828 bekannt wurde, erschien ihr allerdings als zu kraus: "I look at it with a sort of despair", "ferocious-looking crew"; in solchen und ähnlichen Ausdrücken berichtet sie in einem Brief darüber (Ch. 201).

II.

Verhältnis zur deutschen Kunst.

Die Darstellung der Beziehungen einer künstlerischen Persönlichkeit zu den Gebieten fremder Geistesart würde unvollständig bleiben, wollte man nicht auch ihr Verhältnis zu den Nachbargebieten der Kunst berücksichtigen. Doppelt unerläſslich erscheint ein solches Erweitern der Grenzen, wenn Literatur, bildende Kunst und Musik durch so zahlreiche Fäden miteinander verknüpft sind, wie es in der von uns zur Betrachtung gewählten Periode der Fall ist, wenn Malerei und Musik eine so wichtige Rolle in der Dichtung spielen, wie bei F. Hemans.

Nicht nur von der deutschen, sondern von der Malerei allgemein schätzte sie am meisten den Dresdener Friedrich August Moritz Retzsch [1]). Seine Persönlichkeit und sein Werk hat Mrs. Jameson im zweiten Band ihrer "Visits and Sketches" den Engländern vermittelt [2]). Sie bewundert vor allem seine „Phantasien", unter diesen den berühmten Todesengel, der zwei Kinder in die Gefilde der Seligen entführt. Von diesen Kompositionen erschienen mehrere in Nachbildungen: einige seit 1835 in englischen Stahlstichen, mit einer Vorrede der Jameson versehen; 6 hat Retzsch selbst radiert und unter dem Titel „Phantasien und Wahrheiten" 1838 in Leipzig herausgegeben. Jameson bemerkt dazu, daſs er mit einer Phantasie begabt sei, die wild über Papier und Leinwand zu eilen scheine, aber bei aller Üppigkeit nicht ausschweife, weder in Form noch Empfindung, und bei alledem gröſste Zartheit in der Ausführung einzelner Teile aufweise.

Sein Hauptwerk jedoch, in dem auch seine Bedeutung liegt, sind die Illustrationen zu deutschen Klassikern. Retzsch verlebendigte deutsche Literatur; dieser Vermittlerdienst kann nicht genug betont werden. Seine Reichhaltigkeit zeigt die folgende Aufstellung seines Schaffens. Hier wiederholt sich übrigens der Fall Coleridge-Schiller, daſs ein deutsches Werk

---

[1]) Vgl. über ihn „Neues allgemeines Künstler-Lexikon". Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler, München 1843; 13, 49—52.

[2]) "Visits and Sketches at Home and Abroad", London 1834, wovon noch im Kap. IX ausführlich zu sprechen sein wird.

den Engländern früher bekannt war als in Deutschland, bei den Faustillustrationen.

Die Liste umfaſst:

1. Retzsch's series of twenty-six outlines illustrative of Goethe's tragedy of Faust, engraved from the originals by H. Moser. And analysis of the tragedy. London 1820.

2. Extracts from Göthe's tragedy of Faustus, explanatory of the plats by Retzsch, intended to illustrate that work; translated by G. Soane. London 1820.

3. Umrisse zu Göthes Faust, 26 Blätter, Stuttgart 1828, vermehrte Ausgabe Stuttgart 1834, 1836.

4. Gallerie zu Shakespeares dramatischen Werken in Umrissen. Leipzig 1828—1842.

5. Gallery of Shakespeare, or illustrations of his dramatic works. London 1828f.

6. Sechzehn Umrisse zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Stuttgart 1824.

7. Acht Umrisse zu Schillers Fridolin. Stuttg. 1823.

8. Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke. Stuttg. 1833.

9. Umrisse zu Schillers Pegasus im Joch. Stuttg. 1833.

10. Umrisse zu Bürgers Balladen. Leonore, das Lied vom braven Mann und des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. Leipzig 1840.

F. Hemans spricht das erste Mal über Retzsch anläſlich seiner Zeichnungen zum „Hamlet“, die sie gleich nach der Veröffentlichung 1828 zu Gesicht bekam. Sie bewunderte sie sehr, am meisten gefällt in der Zweikampfszene über der Leiche der Ophelia der Kontrast zwischen der Starre des Todes und der wilden Bewegung der Kämpfer (Ch. 192). Spricht also zunächst ein äuſseres Moment der Darstellung am meisten an, so ändert sich das im Urteil über die „Glocke“, die sie 1834 sah. Zunächst freilich kann die Dichterin auch hier nicht genug die Zierlichkeit und Zartheit rühmen, wobei sie besonders die Gruppen der Taufe und der Familie nach dem Brand im Auge hat; dann aber findet höchsten Beifall das Schluſsbild (die Glocke liegt in Trümmern, umrankt von wilden Blumen), wegen der Vereinigung von Form und Gefühl: "What a profusion of external beauty! what a deep inward-

ness in all these speaking things!" (Mem. 284). Diese Art der Betrachtung eignete auch ihrem Sonett, das auf dem Sterbelager entstand, "On Retzsch's Design of the Angel of Death" (VII, 284, Thoughts during Sickness 1835). Mrs. Jameson hatte erzählt, dafs der erste Anblick dieses Totenengels furchtbar war, dafs man aber beim Nähertreten bemerkte, wie in dem düsteren Antlitz zwei sanft blickende Augen und ein rührender, wenn auch trauriger Mund waren. Diese Schilderung greift die Dichterin auf; sie sucht sich in die Welt des Künstlers zu versetzen, seine Gedanken auszuspinnen. Ihre mystischen Gedanken vom Erlöser Tod kehren wieder. Mufs nicht dieser Engel schön dargestellt werden, der uns in die Gefilde unsterblicher, überirdischer Schönheit einführt? Und darum kann auch der Interpret der Schönheit auf Erden, der Künstler, nur mit Ruhe und Freude auf ihn blicken, der keinen Schrecken für ihn hat.

Ihre sonstige Kenntnis deutscher Malerei scheint nur gering gewesen zu sein. Erhalten ist nur v. J. 1829 ihre Ablehnung einiger Kupfer zu Matthison, von einem unbekannten Stecher, als steif und lächerlich (Ch. 267).

Umfassender war ihre Beschäftigung mit deutscher Musik. Hier haben wir eine Reihe von Urteilen und Beziehungen, die uns Ausblick auf den ständigen Austausch auch in musikalischer Hinsicht zwischen Deutschland und England erlauben. Auch taucht eine Reihe von Namen aus der Vergangenheit auf, die heute bereits vergessen sind, oder doch mit anderen Augen angesehen zu werden pflegen.

F. Hemans spürte in Beethoven eine Seele, "spiritual and profound", die durch seine Werke hindurchgeht (Brief von 1828, Ch. 197). Bei einer Beschreibung wünscht sie gelegentlich, ihre Worte möchten "more dark and deep and Beethovenish" sein (Brief von 1830, Ch. II, 83). In Rydal Mount bei Wordsworth, fehlt ihr, die stets Gedankenaustausch brauchte, die gleichgestimmte Seele, mit der sie über den Meister sprechen könnte: "Rossini, Beethoven, Weber are names that have never awakened the mountain echoes" (1830, Ch. II, 102).

Ihr kleines Lied "Good night" (VII, 89) trägt den Vermerk "To a melody of Eisenhofer's". Die einschlägige Literatur weifs über ihn nichts zu berichten.

Haydn lernte sie erst 1828 kennen durch Vermittlung von John Lodge, dem Liebhaberkomponisten, der mehrere ihrer Gedichte der letzten Periode vertont hat (Ch. 249). Schon ein Jahr darauf spielte sie Scott in Abbotsford seine Vertonung von Claudius, "Hayndn's inspiring Rheinweinlied", vor (Mem. 183).

Ein Interpret deutscher Musik in England trat ihr in Jakob Zeugheer Herrmann[1]) entgegen. 1829 kam er als Führer des deutschen Quartetts der Gebr. Herrmann nach England, wo er im eigentlichen Sinne die Kunst des Quartettspiels heimisch machte. In Liverpool, wo er nachmals der Leiter der Philharmonischen Gesellschaft wurde, legte er den Grund für besseren musikalischen Geschmack. Für F. Hemans schrieb er die Musik zu folgenden, von Power in einem besonderen Bändchen herausgegebenen Gedichten: "Far away" (VII, 69); "The Lyre and Flower" (VII, 70); "Sister! Since I met thee last" (VII, 71); "The Lonely Bird" (VII, 72); "Dirge at Sea" (VII, 73); "Pilgrim's Song to the Evening Star" (VII, 74).

Einer der von ihr bevorzugten Komponisten war Hummel. Erwähnt wird er gelegentlich des Aufenthaltes in Abbotsford, als Scott eine Polonaise Oginskis verwechselte mit "the beautiful slow movement of Hummel's — which is one of my especial favourites" (Ch. II, 46). Sie selbst dichtete ein Liedchen zu einem seiner Melodien (Misc. Poems 1830; VI, 157).

Ein "most joyous rondo by Kreutzer" hörte sie in einem Paganini-Konzert in Dublin 1831 (Mem. 248).

Von einem Liedchen, "'The Moravian Nun', brought from Germany by her eldest brother" berichtet die Schwester 1809.

Mozart erklingt ihr wie Beethoven, "spiritual and profound" (Brief von 1828, Ch. 197 f.). In dem angeführten Brief ist Mozart zusammen mit Beethoven Rossini gegenübergestellt. Der Empfänger zog, wie auch Felicias Schwester, Rossini allen anderen vor; die Dichterin war anderer Meinung, weiſs allerdings keine sehr schlagenden Gründe dafür beizubringen. Daſs ihr Mozart sehr viel gewesen ist, könnte man hieraus

---

[1]) Vgl. für diese und die folgenden Charakteristiken Grove's Dictionary of Music and Musicians, London 1910.

noch nicht schliefsen, hätte sie ihm nicht ein Denkmal gesetzt in "Mozart's Requiem" (V, 302; 1828). Browning's "Abt Vogler" scheint in diesem Monologdrama vorweg genommen. Der Künstler hat von einem geheimnisvollen Unbekannten den Auftrag bekommen, ein Requiem zu schreiben. Zuinnerst fühlt er: sein eigenes. In liebevoller Vertiefung zieht die Steigerung seiner Kunst vorüber. Zuerst fanden die Melodien der "bright world below" in seiner Brust "glad echoes", aber die Flamme darin war stärker, war göttlichen Ursprungs. Tiefe Harmonien rollen darin, drohen seine Brust zu sprengen. Das Feuer strebt aufwärts; tief lebt in ihm das Bewufstsein von einer himmlischen Schönheit, in der die Flamme, die jetzt noch niedergehalten wird, frei emporlodern wird. Nun fürchtet er nicht mehr die Ahnung, die aus der geheimnisvollen Bestellung seines letzten Werkes ihn anweht; gesammelt geht er daran, dem Irdischen noch einmal ein Denkmal erhabener Schönheit zu setzen, ehe er dem Himmlischen sein Teil gibt. Besser als alle Urteile zeigt dieses Gedicht die Verehrung für den deutschen Genius der Musik.

In dem oben erwähnten Paganini-Konzert in Dublin wurde sie zum erstenmal mit dem Namen des Chevalier Neukomm vertraut. Dieser, mehr hochkultivierter Amateur als Künstler im strengen Sinn des Wortes, war nach abenteuerlichen Reisen, die ihn nach Petersburg, Paris und Rio de Janeiro geführt hatten, 1829 nach London, in das Haus von Moscheles gekommen. Als ihn F. Hemans zwei Jahre später in Dublin hörte, begann sein Ruhm. Zwei Lieder machten ihn populär, "The Sea", zu einem Text von Barry Cornwall, und "Napoleon's Midnight-Review", die Vertonung des bekannten Gedichtes vom Grafen Zedtlitz. Letzteres hörte auch unsere Dichterin; die Musik machte ihr Eindruck, besonders weil sie glaubte, Webersche Töne darin anklingen zu hören (Mem. 247). Zwei Jahre später scheint sie bereits mehr davon gekannt zu haben, wohl durch die Schwester, die von dem Taumel, der ganz England überfiel, angesteckt war: "my sister is quite enchanted with the music of the Chevalier Neukomm", schreibt sie (Ch. II, 253). Der Komponist weilte in Irland, durch einen Zufall wurde die Dichterin verhindert ihn zu sehen, aber "I did hear his organ-playing, and glorious it was" (Mem. 259). Noch erlebte sie seinen Höhepunkt: 1834 stand

sein Stern im Zenith, wurde er "the King of Brummagem" für das er sein Oratorium „David“ komponiert hatte, genannt. Zwei Jahre nach ihrem Tode kam dann Mendelssohn und zerstörte diesen Ruhm vollständig. Neukomm wurde jetzt ebenso ungerecht befehdet wie vorher in den Himmel gehoben. —

Auch einen anderen Liebling der Engländer brachte das Dubliner Konzert, nämlich "silvery warbling music from Stockhausen" (Ch. II, 216). Diese Frau Stockhausen war von 1828 bis 1840 jährlich in England. Ihre Glanzrolle war die Maria in Spohrs Oratorium „Des Heilands letzte Stunde“. Was ihren Vortrag anbetrifft, so wird berichtet, dafs sie wenig oder gar kein dramatisches Gefühl, aber eine sehr umfangreiche Stimme besafs.

Schon bei der Betrachtung der Sprachkenntnisse wurde erwähnt, dafs F. Hemans 1821 einen Kreis Tiroler Sänger hörte (Ch. 85). Dafs ihre alte Neigung sie nicht verliefs, zeigt der "Swiss Ranz des Vaches", den sie Scott 1829 vorspielte.

Ihr ausgesprochener Liebling aber war Weber (Mem. 257 "my favourite musician"). Mit gröfstem Interesse las sie daher eine Abhandlung über sein Leben und Wirken in der "Foreign Quarterly Review" 1830: "I shall play the waltz, and those beautiful airs from „Der Freischütz“ with tenfold pleasure" (Mem. 259), schreibt sie danach.

Auch die Liederkompositionen von Zelter waren ihr nicht fremd. Ihre Übersetzung von Mignons Lied (VII, 5) erwähnt, dafs das Original "has been set to exquisite music by Zelter, the friend of Goethe".

Ein Rücklick über das eben Festgestellte ergibt folgendes: F. Hemans bringt der deutschen Musik tiefes Verständnis entgegen, wie ihre Gedanken über Mozart erweisen. Ihre Bekanntschaft mit den einzelnen Meistern ist teilweise dem Zeitgeist unterworfen, so dafs eine Reihe Modeberühmtheiten mit unterlaufen. Von Bedeutung dafür ist auch der Umstand, dafs die Mehrzahl von ihnen in England war; aufser den schon erwähnten Neukomm und Stockhausen auch Haydn, Hummel, Weber. Bevorzugt wird einmal die dramatische Musik (Weber, Mozart), vor allem aber die romantische Richtung, besonders Lieder.

Es hatte sich gezeigt, dafs F. Hemans oft mit Freunden über Musik korrespondierte. Der bedeutendste von diesen, dasselbe für die Musik, was Mrs. Jameson für die Malerei, und zugleich eng mit dem Leben unsrer Dichterin verknüpft, ist Henry Fothergill Chorley, mit dessen Würdigung dieser Abschnitt schliefsen soll[1]).

Als Chorley i. J. 1828 in Liverpool F. Hemans kennenlernte, war er noch in der harten Arbeit des Autodidakten. 1808 geboren, hatte er schon 1816 den Vater verloren und hatte gezwungenermafsen den verhafsten Kaufmannsberuf ergreifen müssen. Seine Neigungen wiesen ihn auf ganz andere Gebiete hin: auf Literatur und Musik. Zu ersterer verschaffte ihm die Güte seines Onkels, des Dr. Rutter, Zugang; bei der Musik war er so gut wie nur auf sich angewiesen. Händel ist der Schutzheilige dieser ersten Zeit, der ihm durch Noten seiner Mutter, das Spiel befreundeter Mädchen und den Gesang der Schüler der Liverpooler Blindenanstalt zugänglich wurde. Auch Haydn und Mozart lernte er so kennen. Erst 1827 hörte er durch Vermittlung eines älteren Freundes, Mr. Rathbone, ein Konzert; darin Mozarts „Jupiter-Symphonie“, wovon er “such an impression as amounted to ecstasy” davontrug. Von 1830 an empfing er auch geordneten Musikunterricht durch J. Z. Herrmann.

Entscheidend für seine Laufbahn wurde ein Erlebnis im Kreise eines Freundes, Mr. Gnosspelius. Als er diesen und dessen Bruder begeistert von den musikalischen Kritiken E. T. A. Hoffmanns reden hört, bittet er sie, ihm zwei Kapitel aus den „Phantasiestücken“ zu übersetzen (ein Stück aus den „Kreisleriana“ und „Don Juan“). Als er dies gelesen hat, sieht er klar: “That is what *I* can do, and what I *will* do”. Von 1827 an schreibt er Musikkritiken. Bald fand er das geeignete Feld für seine Tätigkeit. Miss Jewsbury, die gemeinsame Bekannte von ihm und Mrs. Hemans führte ihn beim “Athenaeum” ein (1830), wo er 1833 in den Redaktionsstab eintrat und bald der alleinige Leiter der musikalischen Abteilung war.

---

[1]) Nach “Henry Fothergill Chorley: Autobiography, Memoir and Letters”. Compiled by Henry G. Hewlett. London 1873; Grove's Dictionary of Music; Dictionary of National Biography.

Sein erstes gröſseres Werk erschien 1835, "Conti, the Discarded; with other Tales and Fancies in Music". Es sollte in der Art des deutschen „Kunstromans" geschrieben werden. In der Tat ist es ganz die Art romantischer Kunstkritik; es verleugnet sich nicht, daſs Hoffmanns Kreislergeschichten das Vorbild abgegeben haben; besonders was das Porträt Silbermanns, des Musikers von Nürnberg, anbetrifft. Die "Fancies" sind meist Auszüge aus den Tagebüchern.

Im selben Jahr wurde er bei Moscheles eingeführt, durch die Bekanntschaft mit Neukomm, den er im übrigen sehr ungünstig beurteilt.

Mit F. Hemans war er in beständigem Briefwechsel geblieben, was 1836 dazu führte, daſs ihm ihre Biographie übertragen wurde, die eine der Grundlagen der vorliegenden Arbeit bildet.

Die erste Reise nach Deutschland, 1839, hatte die Bekanntschaft mit Mendelssohn zur Folge. 1840 war dieser in England, auf der Rückreise begleiteten ihn Chorley und Moscheles. Die Freundschaft mit dem deutschen Meister währte lebenslang. Zeugnis davon legt der Artikel in der "Edinburgh Review" (Jan. 1862) und die Vorrede zu Lady Wallace's Übersetzung von Mendelssohns Reisebriefen ab.

Nach der zweiten Deutschlandreise kam "Music and Manners in France and Germany" heraus (1841). Das Werk ist nicht nur eine Darstellung von musikalischen Aufführungen und Beobachtungen in der Gesellschaft, sondern enthält auch eine groſse Anzahl Skizzen fremder Autoren und Künstler. Wiederveröffentlicht, aber in erweiterter Form, wurden einige Kapitel in dem gröſseren Werk von 1854, "Modern German Music". Als Interpret der deutschen Musik zeigte er sich auch in den Schriften der folgenden Jahre: "Handel Studies" (1859), "Thirty Years' Musical Recollections" (1862) und "The National Music of the World" (1880). Die ganze musikalische Entwicklung Deutschlands von 1830 bis 1870 ist durch ihn an englischen Augen vorübergezogen; so hat er sich als einer der bedeutendsten Mittler der Nationen bewiesen. Freilich hat er nicht immer eine glückliche Hand dabei gehabt. Man hat ihm oft vorgeworfen, daſs er auf Mendelssohn und andere anerkannte Gröſsen Lob und Preis häufte, während er gegen kämpfende Genies wie Schumann und

Wagner feindselig auftrat — aber in solchen Zeiten des Kampfes ist selbst Gröfseren als ihm Objektivität schwer geworden. Und als "upright, sincere, generous and affectionate" wird er einstimmig anerkannt: die Ehrlichkeit der Überzeugung konnte ihm bis zu seinem Tode 1872 niemand abstreiten.

Dies war der Freund, mit dem sich F. Hemans in ihrem Interesse für deutsche Kultur begegnete. Andere, von denen schon die Rede war und noch sein wird, waren Scott, mit dem sie stundenlang schwärmen konnte, und der Colonel d'Aguilar, nicht zu vergessen ihre Schwester und der älteste Bruder, "the ever ready minister of her tastes" (Ch. 116).

III.

Die Aufnahme des Buches "De l'Allemagne" in England.

Als F. Hemans sich i. J. 1821 in die deutsche Geisteswelt vertiefte, war bereits eine lange Entwicklung in den literarischen Beziehungen Englands zu Deutschland vorausgegangen. Ein Erbe lag vor der Dichterin, und ihr war es ebenso wie Carlyle beschieden, eine grofse Periode zum Abschlufs zu bringen.

Bis dahin hatte die deutsche Literatur in England bereits schicksalsschwere Phasen durchgemacht.

Die erste Welle dieser Bewegung, die in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts beginnt und 1798 zum Stillstand kommt, brachte aus Deutschland mit Vorliebe das phantastische und revolutionäre Element; nähere Aufschlüsse über diese Zeit bietet die in Kap. IX unter „Allgemeines“ und „Schauerromantik“ angeführte Literatur.

Die zweite Periode ist die des Spottes, im wesentlichen durch politische Motive bedingt; die Hauptvertreter waren die beiden Zeitschriften "The Anti-Jacobin Review" und "The Meteors". Selbst ein so ausgezeichnetes Werk wie Coleridge's Wallensteinübersetzung konnte den Schaden nicht verringern, der durch diese Zeitsatiren der deutschen Literatur zugefügt wurde (vgl. Kap. IX).

Eine Wandlung entscheidender Art trat erst wieder 1813 ein. Die Freiheitskriege bereiteten einen günstigen Boden für die Aufnahme des Werkes der Mme de Staël »De l'Allemagne«.

1809 war dieses schon in Paris erschienen, von der Zensur aber unterdrückt worden. England kam der Verfasserin dieses Pamphletes gegen Frankreich mit offenen Armen entgegen, so dafs die zweite Auflage 1813 in London erscheinen konnte und noch im selben Jahre in die englische Sprache übersetzt wurde.

Seine Aufnahme sollen die folgenden Seiten schildern.

Besprechungen brachten die folgenden Zeitschriften: "Edinburgh Review", "Quarterly Review", "Eclectic Review" (dem Verfasser nicht zugänglich), "Monthly Review Enlarged", "Scot's Magazine", "Gentleman's Magazine" (die drei letzten sind in Poole's "Index to Periodical Literature" nicht verzeichnet).

Die eingehendste dieser Kritiken ist die der "Edinburgh Review", Okt. 1813, durch Mackintosh. Scharf und klar sind am Anfang die Tatsachen herausgearbeitet, die einer Verbreitung der deutschen Literatur in England im Wege standen. Zunächst eine stilistische Begründung: der philosophisch-metaphysische Stil habe sich, nach des Verfassers Ansicht, über das ganze Schrifttum verbreitet und es dadurch mit zu viel Ballast beladen. Ein sehr wichtiger Punkt wird richtig erkannt: "German literature was branded as the accomplice of freethinking philosophy and revolutionary politics". Ein letzter Grund wird nach der Staël angeführt; die Engländer sind positiver, nicht so auf Spekulation eingestellt wie die Deutschen.

Was das Buch selbst betrifft, so wird zunächst Kritik geübt an der Theorie der Staël, dafs die romanischen Völker zur klassischen Dichtung neigten, die germanischen zur romantischen. M. erweist an zahlreichen Beispielen, dafs diese Grenzen sich ganz und gar nicht so scharf ziehen lassen.

Der erste Teil wird für den vollkommensten erklärt. Ganz im Gegensatz zur "Quarterly Review" (s. u.) wird gerade der Katholizismus des Südens verantwortlich gemacht für die geistige Schläfrigkeit in diesem Teil Deutschlands, und der Nationalgeist nur im Norden gesucht. Den Protestanten ist es zu danken, dafs Deutschland als wissenschaftlich-philosophisches Land bekannt ist.

Als erste Stilprobe sind die Beobachtungen über Charakter und Bestimmung der Frauen abgedruckt. Höchstes Lob finden

die Kapitel über Gesellschaft und Unterhaltung, die M. als den Anfang einer neuen Theorie betrachtet.

In der Besprechung des Abschnitts über Literatur zeigt sich neben gründlichen Kenntnissen auch der Engländer. Kritik mufs sich die Behauptung gefallen lassen, Klopstock habe Milton und Young gleicherweise benutzt; bei zwei so wesensverschiedenen Dichtern sei das nicht möglich. Auch wird die historische Wahrheit der Elisabeth in "Maria Stuart" bezweifelt. Grofses Interesse aber hat die Besprechung für den Historiker Johann von Müller, weil er die malerische und dramatische Manier der alten Geschichtsschreiber bevorzuge vor der spekulativen der gegenwärtigen Epoche. Besondere Beachtung verdienen auch die Gelehrten. Hier wendet sich M. gegen die Theorie der Schlegels, denen er vorwirft, sie versäumten über dem Streben nach nationaler Originalität den Blick für primäre und allgemeine Schönheit der Kunst.

Der dritte Teil sei der eigenartigste; wenn die Darstellung der Methaphysik auch mehr historisch als kritisch vorgehe, müsse man sie doch als durchaus korrekt bezeichnen.

Aus dem Kapitel über Religion wird als wesentlich hervorgehoben: Sie entsteht aus Enthusiasmus, der den Deutschen in hohem Mafse eignet. Bedeutend sei die Rückwirkung der Revolution, die einen Dualismus veranlafste: Ungläubigkeit bei den Gebildeten, Aberglaube bei den niederen Volksschichten. In Deutschland herrsche die Neigung zum Mystischen, verbunden mit dem Streben zum Idealen; aber diese Verbindung scheine nicht lange anzuhalten. Als Schlufs wird der Abschnitt über den Enthusiasmus abgedruckt.

Nach dieser Einzelbesprechung folgt die Kritik am Gesamtwerke, die wesentlich von nationalen Gesichtspunkten diktiert ist. So heifst es also, dafs Mme de Staël stellenweise zu sehr begeistert ist und zu viel Licht sieht. Viele Philosophen würden anderswo nicht die Bedeutung erlangt haben, wie in Deutschland. Die Verfasserin ist auch nicht schlicht genug, und das ermüdet auf die Dauer, besonders wenn sie bei der Schilderung von Gefühlen zu wortreich wird. Sehr genau wird, der Bedeutung M.s entsprechend, die Metaphysik unter die Lupe genommen. Nach seiner Meinung ist dem metaphysischen System nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren. Die Tendenz, die die Staël leitete, fühlt ihr Kritiker

sehr wohl heraus, und diese Parteilichkeit wird ihr vorgeworfen. Der gekränkte Nationalstolz erscheint in der Bemerkung, die Französin scheine Utilitarismus nur in der Form von Selbstsucht zu kennen und würdigen. Der wahre Begriff erfährt eine ausführliche Definition. Darauf folgt eine, sicherlich in vielen Punkten berechtigte Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Philosophie, die in eine Entwicklung von M.s Theorien ausläuft. Er steht auf der Seite von Kants Versuch, das „Gift des Skeptizismus", das Hume hineingegossen hatte, aus der Philosophie zu vertreiben. Als Höhepunkt der ganzen Abhandlung wird dann Zug um Zug Kant mit Reid verglichen, der dasselbe Ziel verfolgt.

Der Artikel in der Januarnummer der "Quarterly Review" 1814 stammte von einem Freunde der Hemans, dem schon in der Einleitung charakterisierten Reginald Heber. In vielem ist er das gerade Gegenteil zur "Edinburgh Review".

Zunächst begrüſst er freudig, daſs Deutschland endlich Gerechtigkeit widerfahre; im weiteren Verlauf wird aber ängstlich darüber gewacht, daſs eben diesem Deutschland nicht zuviel Lob von seiten seiner Biographin zuteil werde. Diese Eifersucht wirkt stellenweise erheiternd; doch müht sich der Verfasser um Objektivität.

In den Literaturen beider Länder findet er Ähnlichkeiten: beide muſsten erst durch die Periode der Schauerromantik hindurch, ehe sie zu klaren Höhen gelangten. Es wird auch nicht verkannt, daſs die schlechten Übersetzungen in England viel Schuld an dem Miſskredit der Deutschen getragen hätten.

Ganz im Gegensatz zu Mackintosh wird die Theorie, daſs den germanischen Völkerschaften der Sinn für das Romantische und Wunderbare innewohne, bewundert. Zu welchem Zweck, ergibt sich sofort: man vergiſst nicht, bei dieser Gelegenheit ein Lob für England herauszufinden, das das natürliche Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich sei.

Von der Schilderung der deutschen Landschaft interessieren die Ruinen nicht, da es diese auch in England gebe: Eindruck machen aber die Obstbäume auf beiden Seiten der Straſse, die netten, sauberen Häuschen und dergl. mehr. Die wichtige Tatsache, daſs die Deutschen sich leicht erkälten, muſs unbedingt erwähnt werden.

Zu einer der Hauptthesen der Staël nimmt Heber entschieden Stellung: zur Tugendhaftigkeit der Deutschen. Vor allen Dingen wird festgestellt, dafs englische Frauen durchaus tugendhafter sind als deutsche. Wenn bei diesen sich die fragliche Eigenschaft findet, ist der Grund dafür nicht die „Ritterlichkeit", sondern — und jetzt kommt das Ziel zum Vorschein, auf das der ganze Artikel entschlossen hinsteuert — die Tatsache, dafs die Religion in Deutschland noch so stark ist. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt auch das angeblich so sittenlose Österreich an Bedeutung; denn dort ist Religion zu Hause.

Sehr parteiisch und nicht von tiefer Kenntnis zeugend ist die Kritik des Überblicks über die „Literatur". Klopstock, der Dichter des „Messias", wird, wie nicht anders zu erwarten, einer langen Betrachtung gewürdigt; sehr eigenartig ist das Urteil über Schiller und dessen angebliche Beziehungen zu Lessing: "The early compositions of Schiller are in a sort of bombastic prose which the influence of Lessing has made popular in Germany"! Gegen ein Verbrechen Schillers in der "Jungfrau von Orleans" wird scharf ins Gericht gegangen: "In the 'Maid of Orleans' Schiller has violated unnecessarily the truth of history, making her die at the head of the French army, and in the moment of victory". Für dichterische Freiheit scheint nicht sehr viel Verständnis dagewesen zu sein.

Der Tendenz des Ganzen entsprechend, erhält die Besprechung des Abschnittes über die „Religion" breitesten Raum. Francke ist mit Wesley verglichen, und diese Gegenüberstellung fällt nicht zuungunsten des Deutschen aus. Ausführlich sind die deutschen "Illuminati" beschrieben.

Mehr an die Realien hält sich die "Monthly Review Enlarged" in vier Artikeln (Dez. 1813, Jan. 1814, Febr. 1814, Mai 1814). Der Tadel fehlt mitunter nicht. So vermifst der Kritiker eine eingehende Betrachtung der gotischen Architektur. Auch hält er für die Beschreibung Süddeutschlands die Reihenfolge einer der damals so beliebten "Tours" für zweckmäfsiger.

Über deutsche Zensur scheint sich der Betrachter aus Frau von Staël's Buch kein rechtes Bild gemacht zu haben, sonst wäre sein begeisterter Panegyrikus auf die Freiheit der deutschen Presse kaum zu verstehen.

Hübsch und richtig ist der Unterschied zwischen englischen und deutschen Übersetzungen charakterisiert: dem Deutschen kommt es auf Treue an, die Engländer geben Neuschöpfungen.

Die Literaturbetrachtung bleibt in den üblichen Grenzen. Aus dem „Messias“ wird die Prosaübersetzung des Todes der Maria, Lazarus' Schwester, angeführt; ferner das Urteil der Staël über Goethe als Probe gebracht. Kotzebue, den Liebling der Engländer, nimmt man gegen seine Verurteilerin in Schutz; denn der Kritiker weifs, er ist “a powerful writer. His situations are in a wonderful degree striking and trying, picturesque and pathetic”; freilich “the morality (!) . . . is not wholly correct”.

Philosophie und Religion finden sehr kurze Betrachtung: diesem Teil des Werkes wird die Bedeutung abgesprochen.

Dieselbe Zeitschrift bringt im Monthly Catalogue for March 1815 zwei kurze Notizen, die wichtige Aufschlüsse geben. Es erhellt daraus, dafs schon 1814 eine Literatur von Kommentaren zum Deutschlandbuch bestand. Besprochen ist

1. “Remarks on M[me] de Staël's Work on Germany; in Four Letters, addressed to Sir James Mackintosh”. Longman & Co 1814.

Verschiedene Andeutungen ergeben, dafs Mackintosh nicht unwidersprochen blieb und dafs die Ansichten der “Four Letters” weiteren Volkskreisen zu eigen waren. Wieder handelt es sich um die Moral. Der Verfasser hat Bedenken gegen das Kapitel “De l'Amour dans le Mariage”, das er für unmoralisch und geradezu zum Ehebruch reizend erklärt.

2. “A Critical Analysis of several striking and incongruent Passages in Mad. de Staël's Work on Germany, with some historical Accounts of that Country”. By a German. Leigh 1814.

Während die bisher charakterisierten vier Kritiker sich mit dem französischen Original beschäftigten, hat es das letzte Werk mit der englischen Übersetzung zu tun. Diese bietet einen interessanten Beleg für die von der “Monthly Review” so schön und treffend charakterisierte Eigenart englischer Übertragungen. Die des Buches “De l'Allemagne” ist nichts weniger als genau. Im Gegenteil, sie ist zurechtgemacht. Der Übersetzer wird zwar von der “Monthly Review” ver-

teidigt, aber seine Mängel lassen sich doch nicht ganz verschleiern. Die Berichtigungen des Deutschen lassen den Schlufs zu, dafs man in England schon mit fertiger Einstellung an Deutschland herantrat und sich durch das Buch der Staël durchaus nicht überall und immer belehren liefs, sondern vielfach im Gegenteil ihr Werk in der Übersetzung willkürlich veränderte. Der tatsächliche Nutzen für die deutsche Sache in England, der aus diesem Buche erwuchs, war also sehr problematisch.

Ein fertiges Bild von Deutschland scheint auch dem Kritiker von "Scot's Magazine", Dez. 1813, vor Augen geschwebt zu haben, als er über die Staël schrieb. Der Anfang seiner Ausführungen zeigt das. Nach allgemeinen Bemerkungen über die Person der Urheberin, die als moralische Schriftstellerin in Anspruch genommen wird, bedauert man, dafs Deutschland für ihre Gabe, Eindrücke durch grofse Gegenstände der Natur und Kunst darzustellen, einen so wenig günstigen Hintergrund bilde.

Jedoch sei ein Buch über dieses Land dringender Wunsch, da gerade jetzt die deutsche Nationalliteratur wieder erwacht sei. Eine Erörterung, ob es möglich sei, den Nationalcharakter zu schildern, fällt bejahend aus. Mme de Staël habe diese Aufgabe besonders gut erfüllt durch Gegenüberstellung der Franzosen.

Die übrige Besprechung besteht gröfstenteils aus Inhaltsangaben und Proben. Man erkennt an, dafs Norddeutschland das am meisten lesende und bestunterrichtete Land der Welt sei. Mit freudiger Überraschung wird zur Kenntnis genommen, dafs Schiller sehr tugendhaft, beinahe heilig sei. Einige seiner Dramen hätten dies nicht vermuten lassen, werden aber jetzt gern als Überschwang jugendlichen Genies ausgelegt.

Der zweite Teil, der hauptsächlich die Analysen der dramatischen Meisterwerke enthält, interessiert nicht sehr, da die meisten davon den Engländern schon durch Übertragungen (die der Kritiker also recht hoch anschlägt) aus der Zeit bekannt seien, als noch die „deutsche Manie" herrschte.

Der dritte Teil wird sehr ungünstig beurteilt, aus guten Gründen. Man kann es der Staël nicht verzeihen, dafs sie einmal die französischen und englischen Philosophen nur als „Thronschemel für Kant" ansieht, vor allem aber die

schottischen Philosophen überhaupt nicht erwähnt. Wie ein Racheakt klingt in diesem Zusammenhang die Behauptung, das System Kants würde aus dieser Darstellung nicht verständlich. Nicht ganz mit Unrecht wird dann bemerkt, die Staël sei nur dann grofs, wenn Vernunft, Gefühl und Phantasie sich vereinten; stehe die Vernunft allein da, so reiche ihre Kraft nicht aus.

Zum Schlufs wird auf die englische Übersetzung hingewiesen, die leider in der Eile etwas fehlerhaft ausgefallen sei, was die uns schon bekannte, im Kommentar dazu vertretene Auffassung bestätigt.

Rein vom politischen Standpunkt aus schreibt "Gentleman's Magazine" Nov. 1813, benutzt dazu aber nur einen Auszug aus der "Times". Man weifs auch hier das Beste für England herauszusuchen. Der Verfasser meint, das Werk sei in Frankreich unterdrückt worden, weil die Gefühle der Bewunderung für die Deutschen nur eine noch höhere für die Engländer in sich schlösse — eine gewagte Behauptung, die durch nichts bewiesen wird.

Liebevolle Sorgfalt widmet man also den Kapiteln, die den Franzosen besonders unangenehm sein mufsten. Das ist in „Erziehung und Presse“ eine ausführliche Beschreibung der Taktik Napoleons, die Schulen zu nationalisieren. Auch Anspielungen auf einige verpönte Stellen finden sich, die z. T. trotz gänzlicher Harmlosigkeit von den französischen Zensoren für staatsgefährlich angesehen wurden, z. T. aber auch tatsächliche Stiche enthalten; z. B. wenn anläfslich des Todes Friedrichs d. Gr. gesagt wird, dafs ein grofser Mann die widerstrebendsten Elemente zwingen kann, dafs aber nach seinem Hingehen sie sich wieder trennen, so stand dem Eingeweihten das Bild Napoleons, dessen Sorge um eine Dynastie bekannt war, deutlich genug vor Augen.

Bemerkungen zur Sache finden sich recht wenig. Um die Bundesgenossen nicht zu vergessen, hat man schliefslich Auszüge über den Charakter der Deutschen und Art und Vergnügungen der Einwohner Wiens abgedruckt.

Jeder der Kritiker hat nach Art und Veranlagung einen anderen Teil des Deutschlandbuches der Beachtung wert gefunden. Nicht alle blieben dabei unbefangen; oft hat der Nationalstolz ein Urteil gefärbt, selbst in der sonst so sach-

lichen und eingehenden Erläuterung von Mackintosh. Bedenklicher erscheint es, wenn mancher Beurteiler glaubt, auf Grund eigner Erfahrungen und Kenntnisse ein seiner Ansicht nach falsches Bild von deutschen Verhältnissen bessern zu müssen und dabei Vorurteile und Verkehrtheiten in der englischen Meinung zutage fördert, die anscheinend auch das bestgeschriebene Buch nicht zu ändern vermag. In einem Punkt aber ist der Widerstreit aller Stimmen einig: dieses Werk war eine Tat.

Über das Urteil der grofsen Tageszeitungen konnte ich wegen Materialmangel kein Bild gewinnen. Auch von den führenden Geistern Englands sind in den diesbezüglichen Schriften und Biographien nur spärliche Bemerkungen enthalten, die im folgenden zusammengestellt sind.

Unmittelbar nach dem Erscheinen schrieben nur Byron und Southey darüber; Crabb-Robinson's Tagebücher waren mir nicht zugänglich.

Byron schreibt unter dem 29. Nov. 1813 an John Murray, er wolle "De l'Allemagne" als Opiat versuchen (The Works of Lord Byron. Letters and Journals ed. Prothero. London 1898. II, 290). Im Tagebuch vom 30. November ist eingetragen: "Her works are my delight", mit Bezug auf den Dankbrief, den Frau von Staël ihm kurz vorher für die ehrenvolle Erwähnung ihres Buches in "The Bride of Abydos" geschickt hatte (II, 354). In einer Anmerkung zu diesem Epos (zu I, 6) hatte Byron sie wegen des Deutschland-Werkes den "first female writer" genannt. Im "Don Juan" ist eine Anspielung auf "De l'Allemagne" sogar in den Text gebracht: "In Germany, the Pegasus he'd prance on, Would be old Goethe's — see what says de Staël (Canto III, LXXXVI). Besser als die schmeichelhafteste Kritik zeigt diese eine Stelle, in welch hohem Ansehen das Werk bei dem Dichter stand. Hat es doch im „Childe Harold" die eindrucksvollsten Spuren hinterlassen.

Southey beurteilt das Buch, das für ihn "highly interesting" ist, sehr einsichtig und genau abwägend. "I differ from her only in this, — that I go with Schlegel the whole length of reprobating French taste in its master-pieces, as false in its essential principles" usw. Aber "Germany she does not rank too high, nor English philosophy too low." Diese

Unparteilichkeit möchte man für "Scot's Magazine" (s. oben) wünschen. Im ganzen wird es als "delightful book" bezeichnet, "written with manly force and female fancy". (Selections from the Letters of Robert Southey. Ed. by John Wood Warter, London 1856. II, 340).

Erst ein Jahr später äufserten sich Charles Lamb und Hannah More.

Lamb teilte Coleridge am 26. Aug. 1814 mit, dafs er das Buch gelesen habe, und dafs die Verfasserin ein "impudent clever woman" sein müsse, bezweifelt allerdings, dafs der „Faust“ wirklich so abstrakt wie in ihrer Darstellung sein könne. (The Works of Ch. and M. Lamb, ed. by Lucas. London 1903. VI, 441).

Eine ganz eigenartige Stellung nimmt, wie zu erwarten die More ein. Ihr Widerwille gegen alles Deutsche und die Abneigung gegen die Staël, die sich auch sonst in ihren Briefen ausspricht, färben die Gläser ihrer Brille mit orthodoxem Schwarz. Die betreffenden Sätze sind an Wilberforce gerichtet. Zuerst sind sie von höflichster Anerkennung getragen: "Her observations are frequently just and acute. She possesses a rare combination of talents". M. hat zwar nur den letzten Band, über die Religion, gelesen. Auch hier sieht sie im Anfang "passages of the greatest beauty, flashes of light bursting through the darkness of those dry German metaphysics". Auf diesen Ton bleibt die Kritik aber nicht gestimmt. Der nächste Satz schon erklärt die Religion der Staël für Scharlatanerie: "she seems to admire its mysteries in common with those of freemasonry; all in a tone of veneration". Dann weiter: "Most of Madame de Staël's authors are, I believe, illuminati", (wie ja für die More alles Deutsche des „Illuminatismus“ verdächtig war). Es ist der Schreiberin aber klar, dafs sie allein imstande ist, die grofse Gefahr dieses Buches zu entdecken, dafs die "abominable doctrine of perfectibility, which is the key-stone of her edifice" unendliche Verwirrung in den Gemütern anrichten würde, "but that I believe none of the young ladies, and few of the young gentlemen who are in raptures with l'Allemagne, can understand it". (Memoirs of the Life and Correspondence of Mrs. Hannah More: by William Roberts. London 1834. III, 410).

Scott, De Quincey, Carlyle schliefsen die Reihe.

Das "excellent and spirited book on German manners and litterature" nennt es Scott im 1827 erschienenen "Life of Napoleon". (The Prose-Works of Sir W. Scott. Edinburgh 1835. XI, 172).

Nicht so lobend drückt sich De Quincey in den "Letters to a Young Man" (Lond. 1823) aus. Er meint, Mme de Staël habe mit ihrer Darstellung der Philosophie Kants diesem einen schlechten Dienst erwiesen; sie habe ihn populär gemacht, aber auf Kosten von "all definite purpose, applicability, or philosophical meaning". (The Collected Writings of Th. de Quincey by D. Masson. London 1897. X, 77).

Carlyle empfahl das Werk an Jane Welsh als eines von "brilliant imagination", wenn auch "inconsistent here and there". (The Love Letters of Th. Carlyle and Jane Welsh, ed. A. Carlyle. London 1909. I. 1). Er übersetzte für "Fraser's Magazine" 1830 die Besprechung durch Jean Paul. In der Vorbemerkung dazu würdigt er es als "the precursor, if not parent, of whatever acquaintance with German literature exists among us". (Shilling Edition, Essays II, 265).

Übereinstimmend ist auch hier wieder der Ton des Lobes, zu dem sich selbst eine so einseitig eingestellte Persönlichkeit wie Hannah More bequemen mufs. Alles, was zu würdigen war, hat Carlyle zusammengefafst in dem einen grofsen Satz in "Fraser's Magazine". Dafs seine Behauptung nicht übertrieben war, zeigten die Tatsachen, vor allem das Anschwellen der Übersetzungen von deutschen Büchern in die englische Sprache (s. Kap. V).

(Fortsetzung folgt.)

BERLIN-FRIEDENAU. WERNER K. RUPRECHT.

„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, leibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens."
Goethe (Noten zum Westöstlichen Divan).

DEISMUS UND ATHEISMUS IN DER ENGLISCHEN RENAISSANCE.

Obwohl wir gewöhnt sind, in England das Ursprungsland der Aufklärung zu suchen, ist die Vorgeschichte dieser Aufklärung, besonders auf religiösem Gebiete, noch immer nicht genügend klargestellt. Während die entsprechenden Vorgänge in dem Italien und Frankreich der Renaissance bereits von den verschiedensten Gesichtspunkten aus von der Wissenschaft in Angriff genommen worden sind,[1]) fehlen gerade für das Land, das später das klassische Land der empiristischen Wissenschaft und zum Teil auch des mechanistischen Weltbildes geworden ist, noch so gut wie alle Vorarbeiten. Die englische Skepsis und der englische Unglaube des 16. Jahrhunderts haben schon darum wenig Beachtung gefunden, weil sie sich an keine bekannten Gestalten von Gelehrten und Philosophen knüpften und demgemäfs schon zu ihrer Zeit nicht auf den Kontinent hinüber wirkten. Die Lücke, die hier die englische Literatur- und Geistesgeschichte aufweist, ist um so empfindlicher als die Entstehung der Aufklärung innerhalb der Renaissance ein gesamteuropäisches Problem ist und demnach unsere Kenntnis der Vorgänge in einem Lande bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch seine Früchte für das Verständnis der entsprechenden Vorgänge in den anderen trägt.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis der Denk- und Empfindungsweise im Zeitalter der Renaissance entgegen-

[1]) Vgl. für Frankreich insbesondere F. v. Bezold, Jean Bodin's Colloquium Heptaplomeres und der Atheismus des 16. Jahrhuuderts (Historische Zeitschrift 113 und 114) 1914 und 1915.

stellen, sind anerkanntermaſsen ungewöhnliche. Gerade die Forscher, die sich am intensivsten mit diesen Fragen beschäftigt haben, geben offen zu, daſs das ganze Problem einstweilen noch nicht zu lösen ist. Jedenfalls ist ihm nur beizukommen, wenn zunächst einmal auf dem Wege der Einzelforschung die Frage für die einzelnen Länder geklärt wird. Denn die Dinge liegen verschieden nicht nur für den Norden und den Süden, sondern verschieden auch für England, für Deutschland und für Holland. So sehr wir die glänzenden Leistungen Diltheys[1]) bewundern, so kann seine Art die Untersuchung auf die wenigen groſsen Geister der Zeit zu beschränken, nicht zu voll befriedigenden Ergebnissen führen, dennn groſse Geister erstehen nicht zu allen Zeiten und sind, wenn sie auftauchen, doch oftmals nur der letzte oder zusammenfassende Ausdruck für das, was lange vorher in seinen Ansätzen bereits vorhanden war. Für uns, die wir uns im Folgenden lediglich mit der religiösen Aufklärung beschäftigen werden, ja sogar nur mit ihrem extremsten Ausdruck, den deistischen und atheistischen Tendenzen, wird also die Hauptaufgabe die sein, die einzelnen Symptome von Deismus und Atheismus zu sammeln und richtig zu interpretieren. Inwiefern die beiden Erscheinnngen des Deismus und Atheismus untrennbar zusammengehören, wird weiter unten auseinandergesetzt werden; hier sei nur bemerkt, daſs dieses die beiden Formen sind, welche die Skepsis der Zeit am liebsten annimmt.

Natürlich zeigt sich der eigentliche Fortschritt innerhalb der Renaissance nicht in der Entwicklung der deistischen und atheistischen Tendenzen, sondern in der Entwicklung der religiösen und philosophischen Ideen. In späterer Zeit steht es sogar so, daſs der Atheismus eine belanglose und gleichgiltige Erscheinung in dem geistigen Leben der Nationen bildet, aber die Dinge liegen anders zu Beginn der Aufklärung. In den Deisten und Atheisten der Renaissance haben wir zum ersten Male eine gröſsere Anzahl von Menschen greifbar vor uns, die von den verschiedensten Gesichtspunkten und von ganz verschiedenem Bildungsgrade aus die unbedingte Autonomie der Vernunft vertreten, denn es ist nicht richtig, daſs der Ratio-

---

[1]) Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation (Gesammelte Schriften Bd. 2).

nalismus sich bis zu der Zeit, wo das naturwissenschaftliche Denken zum Angriff gegen alle Wunder vorging und das geschichtliche Gerüst der Kirchenlehre abzubrechen begann, auf die Kritik der Dogmen und des biblischen Lehrgehaltes beschränkt hätte.[1]) Diese Deisten und Atheisten des 16. Jahrhunderts sind vielmehr eine Richtung für sich, die, obwohl unsystematisch, in der Anwendung der Vernunft weit über das hinausgeht, was die späteren Rationalisten und Erfahrungsphilosophen lehren, so über Hobbes, der an der Existenz Gottes und der Offenbarung, wenn auch als einer sekundären Autorität gegenüber der des Staates, festhielt, und so auch über die späteren Deisten, die zwar die Autonomie der Vernunft bringen, daneben sich aber doch fast alle scheuen, den Begriff der Offenbarung gänzlich zu verwerfen. Mag die Geschichte der Philosophie vielleicht ein Recht haben, den Deismus und Atheismus der Renaissance mit Stillschweigen zu übergehen, so gebührt ihnen zum mindesten in der Geschichte der Aufklärung ein wichtiger Platz. Descartes, die späteren Deisten, Hobbes, Locke, sie alle fanden bereits eine breite Strömung extremsten Rationalismus vor, die sie genau kannten und die auch gewifs nicht ohne Einflufs auf sie geblieben ist, wenn sie deren Vertretern auch sicherlich an Bildung und wissenschaftlichem Geiste überlegen waren und aus guten Gründen vermieden, zu derartigen Extremen vorzugehen. Damit haben wir auch schon die Bedeutung unseres engeren Themas gestreift. Hat man doch nach unserer Ansicht im Falle von Hobbes und der späteren englischen Deisten viel zu sehr die ausländischen Einflüsse betont und die englische Tradition, die man nicht kannte, aufser Acht gelassen. Wir werden im weiteren Verlauf der Untersuchung des öfteren Anlafs haben, auf Hobbes und den späteren Deismus hinzuweisen, naturgemäfs weniger auf einen Herbert of Cherbury, der dieser Entwicklungsreihe ferner steht und das Problem des Atheismus geflissentlich ignoriert, als auf einen Blount oder Toland, die mit ihm auf das Engste verknüpft sind. Vor allem aber sind eine Menge wichtiger Erscheinungen innerhalb der Renaissance selbst nach unserer Ansicht ohne eine genaue Kenntnis von dem Umfang und dem Wesen der damaligen deistischen und atheistischen Strömungen

---

[1]) Dies gegen Dilthey a. a. O. S. 130.

nicht zu verstehen, so die vielen Angriffe der Zeit gegen den Atheismus, an denen auch Schriftsteller von dem Range eines Lyly, Sidney und Nash teilnehmen, der Atheismus eines Marlow und Greene, die Stellung Bacons zum Atheismus oder der Einzug der Gestalt des Atheisten auf der Bühne. Auch auf andere wichtige Probleme der englischen Literatur- und Geistesgeschichte dürfte von der Erforschung der religiösen Aufklärung aus neues Licht fallen. Um nur eines herauszugreifen: Die religiöse Aufklärung, die in England wie überall den Ausgangspunkt für alle Aufklärung überhaupt bildet, ist in ihrem Extrem, dem Deismus und Atheismus, wenn nicht die Vorbedingung, so zum mindesten eine Parallelerscheinung zu dem grofsen, durchaus weltlich orientierten Drama des Elisabethzeitalters. Der Geschwindschritt, der die ganze Entwicklung Englands von den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts ab kennzeichnet, läfst sich auch bei der Ausbreitung von Deismus und Atheismus feststellen. Dem rätselhaften Aufschwung, den das englische Drama in den achtziger und neunziger Jahren nimmt, geht zeitlich genau parallel eine deutliche Abkehr vom Offenbarungsglauben, die sich bei einer ganzen Reihe der grofsen Geister der Zeit beobachten läfst. Hier sind zwei Erscheinungen, die ihre Nahrung sicher den gleichen Wurzeln verdanken. Das Drama von Marlow, Shakespeare und vielen anderen ihrer Zeitgenossen und Nachfolger, das sich auf dem Willen des einzelnen Menschen aufbaut und die Frage nach der Vorsehung und dem Eingreifen Gottes in das Schicksal der Menschen bei Seite läfst, kann nicht aus der protestantischen Kultur des damaligen Englands erklärt werden, sondern nur aus einer Kultur, die in einer grofsen Anzahl ihrer Vertreter bereits gelernt hat weit über die Tendenzen des Protestantismus hinaus an alle Dinge mit dem Mafsstab der Vernunft heranzutreten. Diese Menschen sind frei von der Anschauung Luthers und Calvins, dafs die Natur verderbt und die Vernunft durch die Sünde verdunkelt sei. Wenn man behauptet hat, dafs Shakespeare in seinen Dramen aufserhalb jeder theologischen, ja selbst christlichen oder wenigstens jenseitigen Auffassung steht — ein Gedanke, der insoweit richtig ist als er zwar von ethischen, aber nicht von spezifisch religiösen Idealen bewegt wird — und ihn in dieser Hinsicht mit Ariost verglichen hat, so ist eine solche objektive

Haltung bei Ariost wie bei Shakespeare letzten Endes doch nur daraus zu erklären, daſs in dem damaligen Italien wie in dem damaligen England neben dem Strome innerlich religiösen Lebens doch auch eine umfangreiche skeptische oder zum mindesten indifferente Strömung einherlief als deren extremste Exponenten wir Deismus und Atheismus aufzufassen haben. Hier liegen unseres Erachtens auch die letzten Gründe für Shakespeares auffallende Toleranz gegenüber der römisch-katholischen Kirche und für seine Gleichgiltigkeit gegenüber den Lehren von Erbsünde und Prädestination.

Vielleicht könnte es Bedenken erwecken, daſs wir die Bezeichnung „Aufklärung", die im Allgemeinen nur auf das 17. und 18. Jahrh. angewendet zu werden pflegt, von vornherein auch auf das 16. übertragen, aber wir tun es aus einem Gesichtspunkte heraus, der seine Rechtfertigung im Verlaufe dieser Abhandlung finden wird, daſs nämlich bereits im 16. Jahrh. an allen Ecken und Enden teils laut teils leiser der Grundsatz von der Vernunft als oberstem Prinzip seine Anwendung findet. Auf dem religiösen Gebiete, das uns in erster Linie angeht, werden wir die extremen Ansichten der späteren Aufklärung, vor allem den von der Religion als einem Betrug ihrer Verkünder, im 16. Jahrh. bereits weit verbreitet finden; dasselbe Jahrhundert nimmt bereits alle die Gedanken vorweg, die den Inhalt der Naturreligion bei den späteren Deisten bilden. Wir werden sehen, wie der Schriftsteller Thomas Nash in den neunziger Jahren einen verbreiteten Typ von Atheisten feststellt, der ganz offen die Vernunft für seinen Gott erklärt. Von Erasmus und Thomas Morus an schreitet die religiöse Aufklärung unaufhaltsam vorwärts. Mag der orthodoxe Calvinismus oder der blinde Fanatismus der verschiedenen Denominationen sich scheinbar noch so weit entfernen von der geistigen Freiheit der eben genannten Humanisten, mag die Stellung, die sie gegenüber den deistischen und atheistischen Tendenzen der Zeit einnehmen, eine noch so feindliche sein, auch sie bilden letzten Endes, wenn auch oft kaum mehr erkennbar, einen Teil dieses umfassenden Kampfes, den das 16. Jahrh. für die Freiheit des Glaubens führt. Vor allem aber bedarf unsere Zusammenfassung der deistischen und atheistischen Strömung eines Wortes der Erklärung. An und für sich liegt in der

Erscheinung des Deismus oder der Vernunftreligion nichts, was ohne weiteres eine Verbindung mit Skeptizismus oder Atheismus rechtfertigen würde. Es ist bekannt, daſs der Deismus des 17. Jahrhunderts zunächst darauf ausging die Religion durch die Vernunft zu stützen und daſs es dementsprechend religiöse Deisten genug gegeben hat. Aber wir dürfen nicht vergessen, daſs zu Beginn der deistischen Bewegung im 16. Jahrh. die Opposition gegen das Dogma und die Kirche, gegen jede positive Religion überhaupt, kurz das destruktive Element ganz anders im Vordergrunde stand als in späterer Zeit, wo man in der Hochflut der Aufklärung eher wieder nach einem sicheren Boden gegenüber einem absoluten Unglauben verlangte. Der Typus des frommen Deisten, der für den positiven Teil seines Glaubens in ähnlicher Weise eintritt wie der Bekenner irgend einer Religion, will in dieser Zeit, wo alles Gewicht auf dem Angriff liegt, nicht gedeihen. Durch dieses agressive Element unterscheidet sich der Deismus des 16. Jahrh. von dem religiös-universalistischen Theismus, wie wir ihn bei den italienischen Humanisten, einem Erasmus oder einem Thomas Morus finden, für die Plato, Seneca oder Cicero unter derselben göttlichen Inspiration stehen wie die Bibel. Dieser agressive Zug bewirkte, daſs die Frage nach einer natürlichen Religion, die mit der Vernunft vereinbar wäre, sofort auch die Frage nach sich zog, ob nicht alle Dogmen überhaupt widernatürlich wären und damit auch die Frage nach der Möglichkeit von Religion und Metaphysik überhaupt. Je nach der Art, wie diese Frage beantwortet wird, schwankt man zwischen Deismus, Agnosticismus (Leugnung der Erkennbarkeit Gottes) zu Gunsten des Unglaubens und Atheismus hin und her. Dieses Hin- und Herschwanken ist ein beständiges, da die ganze Frage zumeist nicht vom Intellekt, sondern vom Gefühl aus beantwortet wird. Es ist gewiſs nicht aus der Luft gegriffen, wenn die Zeitgenossen selbst als Hauptgründe für den Unglauben anführen den Haſs gegen die Priester und den Wunsch sich ungestört seinen Leidenschaften überlassen zu können. Das will heiſsen, daſs die Bekämpfung der Religion vielfach zunächst aus praktischen Motiven geschah und der theoretische Unglaube, wenn überhaupt, hinterher kam. Wir werden sehen, wie schon einige zeitgenössische Kritiker ganz

richtig erkennen, daſs die Zahl der theoretischen Atheisten verhältnismäſsig gering ist. Bacons berühmter Ausspruch, daſs ein wenig Philosophie zum Atheismus, viel Philosophie dagegen zum Gottesglauben führe, trifft für jene Zeit gewiſs das Richtige. Die Menschen, die von dem Drang nach Erkenntnis und von der Theorie ausgingen, neigten auch damals mehr nach einem Theismus oder Pantheismus hin, während die Menschen, die sich durch Dogma und Kirche beeinträchtigt fühlten, unter der Form des Deismus und Atheismus den Kampf gegen den Glauben mit der Vernunft als Werkzeug führten. Wir werden sehen, wie diese Deisten und Atheisten ganz konsequent in der Religion oft nur eine praktische Institution zu politischen Zwecken sehen. Der agressive Charakter des damaligen Deismus und Atheismus beruht zum Teil sicher darauf, daſs die wissenschaftlichen Hilfsmittel dieses ganz unphilosophischen und unsystematischen Zeitalters zu einer besonnenen rationalistischen Kritik gar nicht ausreichten. So weit wir die Argumente der Glaubensgegner kennen, sind sie überaus dürftig. Man war gar nicht im Stande die Berichte des Alten und Neuen Testamentes mit wissenschaftlichen Gründen zu widerlegen; alles, was man tat, war das übernatürlich Scheinende mit natürlichen Ursachen zu erklären. Wo man das nicht konnte, legte man einfach betrügerische Absicht unter. Wie wenig der ganze Unglaube der Zeit theoretisch fundiert ist, sehen wir an dem häufigen Umschwung von Atheismus zu christlichem Glauben, den wir uns erklären müssen aus einer im Geiste der Betreffenden theoretisch nicht völlig ausgetragenen Zwiespältigkeit zwischen Glauben und Unglauben. Diese „Bekehrungen“ spielten den Gegnern des Atheismus, nicht nur den Theologen, sondern auch etwa einem Thomas Nash, das Argument in die Hände, daſs die Atheisten in ihrem innersten Herzen doch an Gott glaubten, wie sich das besonders in der Todesstunde kund zu geben pflege.

Für die destruktive Tendenz des damaligen Deismus ist besonders bezeichnend, daſs Hand in Hand mit der vernunftgemäſsen Kritik Haſs, Spott und Blasphemie gegenüber dem Heiligsten in einer Weise einhergehen, wie sie der Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts in diesem Umfange fremd ist. Wir werden sehen, wie diese Deisten fast alle

zugleich Blasphemiker sind. Auch dadurch rücken sie den Atheisten der Zeit bedenklich nahe, so nahe, daſs schon die Kritiker des 16. Jahrhunderts zwischen beiden nicht mehr zu scheiden wissen.[1]) Bedenken wir zu alledem noch, daſs der Begriff des Atheisten kein einheitlicher ist, es seiner Natur nach auch nicht sein kann[2]) und daſs wir auch heute noch Menschen, die zwischen der Anerkennung irgend eines höchsten Wesens und einem auf rein mechanischer Weltanschauung beruhenden Unglauben unkritisch hin- und herschwanken, nicht recht klassifizieren können, so wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir für jenes Zeitalter, wo mit der verstandesgemäſsen Zurückweisung aller Dogmen und mit dem ausgesuchten Hohn auf das Heilige sich vielfach noch der fürchterlichste Aberglaube paart und demensprechend jedes brauchbare Kriterium fehlt, um die einzelnen Schattierungen von Deisten und Atheisten auseinanderzuhalten, diese beiden Kategorien von Gegnern einer geoffenbarten Religion für unsere Untersuchung zu einer Gruppe zusammenfassen. Da im übrigen sich Deismus und Atheismus ihrerseits nicht reinlich abgrenzen lassen gegen allerhand andere Richtungen skeptischer Art, so werden wir auch solche gelegentlich in den Kreis unserer Betrachtungen einzuschlieſsen haben.

Einige wichtige Anzeichen für eine extreme religiöse Aufklärung zu Ende des 16. Jahrhunderts waren seit langem bekannt, so vor allem die irreligiösen Äuſserungen von Marlow und die Selbstbezichtigungen von Greene; aber anstatt diese dadurch zu erklären, dass man sie in den richtigen Zusammenhang hineinstellte, schlug die Kritik gerade den umgekehrten Weg ein, daſs sie diese Zeugnisse abzuschwächen suchte

---

[1]) So etwa Estienne, der in seiner Apologie pour Hérodote (1566) XIV 9 die destruktive Seite des Deismus stark hervorkehrt: Von den zwei Arten der *blasphemateurs* seien die einen vollständige Atheisten *qui s'appellent aujourd'huy deistes, maugré qu'on en ait, par une figure qui se nomme antiphase.* Vgl. auch die weiter unten zitierten Ausführungen des Schweizer Calvinisten Viret vom Jahre 1564 und die Ausführungen von Robert Burton, der noch in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts von einem eigentlichen Unterschiede zwischen Deisten und Atheisten nichts wissen will.

[1]) Vgl. die Ausführungen von K. Joël in dem Aufsatz „Der Glaube des Atheisten“ (Antibarbarus, Jena 1914).

oder völlig ignorierte.[1]) So blieb das ganze Problem unerörtert. Man sprach nach wie vor von einer englischen Aufklärung erst seit dem Deismus des 17. Jahrhunderts oder ging im äufsersten Falle auf Bacon zurück, kümmerte sich aber nicht darum, wie weit die englische Aufklärung, insbesondere die religiöse, beim Auftreten der Deisten des 17. Jahrhunderts bereits vorgeschritten war. Auch das eingehendste Werk, das wir über den englischen Deismus besitzen, Lechlers bekannte vortreffliche Darstellung (1841), bietet in dieser Hinsicht fast nichts.[2]) Wenn man bis jetzt einheitliche aufklärerische Tendenzen in dem England des 16. Jahrh. nicht anerkennen wollte, so hängt das zum Teil wohl damit zusammen, dafs fast alle Forscher, die sich mit den geistigen Strömungen innerhalb der Renaissance beschäftigt haben, von der Ansicht ausgegangen sind, dafs man es bei diesen „Vorläufern" der Aufklärung mit rein individuellen Erscheinungen zu tun habe ähnlich wie bei den Freigeistern des Mittelalters.[3]) In gewissem Sinne ist dies wohl zuzugeben, indem die Geister des 16. Jahrh. bei ihrem Befreiungskampfe noch nicht die Erleuchtung und Erlösung der Welt im Auge haben wie die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, aber ebensowenig ist zu verkennen, dafs es sich bei ihnen, so unreflektiert sie sich auch geben, doch um mehr handelt als um die eigene persönliche Stellungnahme. Wir werden sehen, wie der Hang zur Ausbreitung der betreffenden Ideen bei einer ganzen Reihe dieser frühen Aufklärer vorhanden ist und wie sie versuchen Anhänger zu sammeln. Ein so guter Beobachter wie Francis Bacon ist der Ansicht, dafs die Atheisten zu eifriger Pro-

---

[1]) So vor allem Ingram in seiner Schrift *Marlow and his Associates* (Lo. 1904). Selbst Creizenach in der Geschichte des Neueren Dramas (IV 495 ff.) wagt nicht die Zeugnisse über Marlow unbefangen auszudeuten.

[2]) Das gleiche gilt von Mauthners grofs angelegter, aber völlig unkritischer „Geschichte des Atheismus" (1920—1923; 4 Bde.), die mit besserem Recht sich eine Geschichte der Aufklärung nennen würde. Auch sie läfst für England einen freien Raum zwischen Thomas Morus auf der einen und Bacon wie den Deisten des 17. Jahrh. auf der anderen Seite.

[3]) Auch F. v. Bezold, E. Tröltsch und E. Walser vertreten diesen Standpunkt. Vgl. insbesondere die inhaltreiche Abhandlung des ersteren „Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters" (Hinnebergs Kultur der Gegenwart II Abt. V, 1908) und die Schrift von Ernst Walser, Studien zur Weltanschauung der Renaissance, Basel 1920.

paganda ihrer Lehre neigen und daſs nur die Furcht vor der Regierung bewirke, daſs diese Irrlehre sich nicht stärker ausbreite als irgend eine andere. Wenn die Deisten und Atheisten des 16. Jahrh. in der Öffentlichkeit mit weniger Eifer und Mut für ihre Sache eintreten als die Reformatoren oder die Sektierer, so liegt es einmal im Wesen der Sache, daſs dem Vorkämpfer eines auf das Negative gerichteten Verstandes der heroische Sinn des Glaubensstreiters abgeht; zum andern ist zu bedenken, daſs die Gefahr, die der Deist und der Atheist bei Verkündigung ihrer Lehre liefen, noch gröſser war als die des bloſsen Häretikers, und daſs die Menschen, die ungestört sich ihren Leidenschaften hinzugeben wünschen, nicht gerade zum Martyrium hinzuneigen pflegen. Da jedes Hervortreten in der Öffentlichkeit gleichbedeutend war mit Prozeſs und Verurteilung, blieb nichts übrig, als in aller Stille mit Vorsicht durch Wirkung von Mensch zu Mensch Anhänger zu gewinnen. Die Todesstrafe, die dem Gottesverächter in der Renaissance noch genau so gut wie im Mittelalter winkte, lieſs nur Raum für Äuſserung im vertrauten Kreise. Die Regierenden, die von dem Gesetz nichts zu fürchten hatten, wurden, so weit sie für ihre Person freigeistigen Anschauungen huldigten, durch ein wohlverstandenes politisches Interesse davon abgehalten, die Ausbreitung solcher Ansichten im Volke zu begünstigen.

Wenn man den aufklärerischen Strömungen innerhalb der englischen Renaissance bisher so geringe Beachtung geschenkt hat, so liegt das zum guten Teil daran, daſs sich die Forschung noch nicht daran gewöhnt hat in dem England nach 1300 ganz ähnliche Tendenzen zu sehen, wie wir sie in der italienischen Renaissance seit langem anerkennen. Allerdings ist zuzugeben, daſs diese Tendenzen sich in England als ein dünnerer Faden im Gewebe des mittelalterlichen Denkens hervorheben und daſs eine Menge von Reaktionserscheinungen geeignet sind, sie dem Blick der Forschung zu verdunkeln. Aber die fortlaufende Entwicklung nach dem Diesseitigen hin ist trotzdessen auf allen Gebieten erkennbar. Sie wird sichtbar in der Politik gegen die Kurie, durch die, wenigstens theoretisch, bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine fast völlige Unabhängigkeit gegenüber Rom erreicht wird, in der Respektlosigkeit, mit der der weltliche Adel auf die

Kirche blickt,[1]) in dem Schutz, den der Staat dem Reformator Wyclif gegenüber der Kirche gewährt, in der Art, wie Occam das Kaisertum, die Konzilien und die Bischöfe gegenüber dem Papsttum verteidigt, in dem Aufkommen eines nationalen Sonderwillens gegenüber Frankreich, in der Annäherung des Bürgerstandes an den Adel, in den Anfängen des Parlamentes, in der Bewegung der unteren Schichten, wie sie im Bauernaufstand von 1381, in den sozialen Anschauungen des Mystikers Langland oder in der Fordernng der Lollarden, daſs alle Männer und Frauen in ihrer Jugend die Muttersprache lesen lernen sollen,[2]) zum Ausdruck kommt, in dem erkenntnistheoretischen Realismus eines Wyclif oder in dem, vorzüglich bei den Dichtern, wahrnehmbaren Erwachen und Betonen eines subjektiven Standpunktes gegenüber dem früheren mehr kollektivistischen Empfinden.

Um auf die Literatur etwas näher einzugehen: Langland in seinem Epos' von „Peter dem Pflüger“, Chaucer in „Troilus und Chryseide“ und der Dichter der „Perle“ geben die Welt bereits so wieder, wie sie als einzelne Menschen sie sehen. Chaucer läſst die Pilger seiner Canterbury-Tales nicht mehr wie die Verfasser der Ritterromanzen dies mit ihren Helden und Heldinnen zu tun pflegten, in einer unwirklichen Atmosphäre schweben, sondern läſst sie fest auf der Erde stehen, in ihrem Wesen und ihren Zielen durch Wirklichkeit bestimmt. Bei Chaucer taucht endlich auch ein neuer Sinn für Form auf, erkennbar in der Art wie er in den Canterbury-Tales über den Teilen nie das Ganze aus den Augen verliert, vielmehr durch vorbedachte Anordnung, durch Vorausnahme und Zurückblicken, die Einheit aufrecht erhält. Für unsere engeren Ziele ist insbesondere von Wichtigkeit, wie diese Entwicklung nach dem Diesseitigen hin sich kund gibt innerhalb der englischen Scholastik.[3]) Sind doch unserer Ansicht nach die Formen,

---

[1]) Vgl. E. Fueter, Religion und Kirche in England im 15. Jahrhundert, Tübingen 1904.

[2]) Vgl. Lechler, Johann v. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation (1873) I 390.

[3]) Vgl. zum Folgenden W. Windelband, Geschichte der Philosophie (Freiburg i. B. 1892) und „Die neuere Philosophie“ (Hinneberg, Kultur der Gegenwart I 5); ferner den inhaltreichen, aber in seinen Schluſsfolgerungen zu weit gehenden Aufsatz von P. Honigsheim, „Zur Soziologie der mittel-

die der Nominalismus in England annimmt, eine der Voraussetzungen für die Entwicklung, die Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance nehmen. Trotz des internationalen Charakters der Philosophie der Scholastik gewann im 14. Jahrhundert die englische eine eigene Bedeutung, indem eine Reihe von Gelehrten des Franziskanerordens an der Universität Oxford von nominalistischem Standpunkt aus in scharfe Opposition zu der Lehre von der Vereinbarkeit des Glaubens und des Wissens oder der Rechtfertigung der kirchlichen Dogmen durch die Vernunft traten und damit sich gegen die alte Einheitskultur des Mittelalters wandten, wo die gesamte Wissenschaft und das gesamte Wirtschafts- und Privatleben durch die Kirche geregelt und wo vom theologischen Gesichtspunkt aus jeder Einzelerscheinung ihr Platz im Universum zugewiesen war. Der Nominalismus lehrte, dafs neben der religiösen Erlebnissphäre noch eine andere, zunächst als störend empfundene, lag, die der Erkenntnisse oder der Natur, dafs es somit nicht eins, sondern zwei neben einander stehende Erkenntnisobjekte gab, Religion und Wissenschaft. Das Bewufstsein, dafs die beiden nicht nur ihr Eigenleben führen, sondern auch mit einander in Konflikt kommen könnten, führte unter Einwirkung der stark medizinisch-naturwissenschaftlich gefärbten arabischen Kultur zu einer scharfen Ausprägung der Lehre von der zwiefachen Wahrheit, von dem Nebeneinander von Religion und Wissenschaft; es entstand die Ansicht, dafs ein Satz in der Theologie wohl wahr, in der Philosophie aber unwahr sein könne und umgekehrt. Diese von Anfang an im Nominalismus vorhandene individualisierende Tendenz, die zur Auflösung der bisher als Einheit angesehenen Gebilde führte, fiel in England auf fruchtbaren Boden. Wie wir sahen, hatten sich hier individualistischer Geist, Selbständigkeitsbestrebungen und Sonderformen schon früher auf allen möglichen Gebieten gezeigt. Zwei englische Franziskaner, Duns Scotus und Occam sind es gewesen, welche die Kluft zwischen Theologie und Philosophie erweiterten, indem sie in den Fragen des diesseitigen Lebens sich allein

---

alterlichen Scholastik. Die soziologische Bedeutung der nominalistischen Philosophie" (erschienen in „Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsgabe für Max Weber" Bd. I 1923).

der Führung der sinnlichen Erfahrung überliefsen. Unter der Einwirkung ihres Vorläufers Roger Bacon, der die Reihe der kritischen Geister Englands eröffnet und bereits ohne Beimischung metaphysischer Gesichtspunkte die prinzipielle Verschiedenheit äufserer und innerer Erfahrung erfafst hatte, brachten sie neben der Metaphysik die weltliche Wissenschaft des Tatsächlichen wieder zur Geltung und stellten diese auf den Boden des Empirismus. Dafs bei einseitiger Betonung der Selbständigkeit der Philosophie gegenüber der Kirchenlehre die letztere bei allen Konflikten zwischen Vernunft und Glauben in ihren Grundfesten gefährdet war, werden wir bei Besprechung des Standpunktes von Peacock noch kennen lernen. Dafs darüber hinaus unter Umständen sich auch eine rein sensualistische Weltanschauung entwickeln konnte, liegt auf der Hand. Wenn Occam es auch für verdienstlich hält die Dogmen zu glauben und an ihnen als der anderen Wahrheit nicht rührt, so mufste doch die ganze Anschauung, dafs die Dogmen für die Vernunft unwahrscheinlich oder unwahr sein können und eine Brücke von einer Erkenntnis der sinnlichen Dinge zu einer Erkenntnis der übersinnlichen nicht führt, auf die Dauer einmal nach der Seite eines reinen Empirismus ausschlagen. Die ganze Lehre von der zwiefachen Wahrheit, die zwar Occam selbst noch nicht kennt, dagegen seine Schüler, mufste dazu führen und hat sicher auch dazu geführt, dafs durch Betonung der einen Wahrheit, der wissenschaftlichen, die andere oftmals bis zur blofsen Form herabsank; das bedeutete aber, dafs ein bewufster Unglaube sich ausbreiten und hinter jener Lehre verstecken konnte. Dem religiösen Machiavellismus, der für die eigene Person nichts wie einen reinen Empirismus anerkennt, nach aufsen hin aber eine Verehrung des kirchlichen Dogmas zur Schau trägt und aus politischen Gründen für die grofse Menge der Menschen den Glauben verlangt, war jetzt Tür und Tor geöffnet; wir werden sehen, wie in der englischen Renaissance die Ausbreitung des religiösen Machiavellismus immer wieder hervorgehoben wird. Die Lockerung des Glaubenszwanges mufste endlich dazu führen, dafs man die Prinzipien der Vernunft auf die Dogmen anwandte und so zu einem Deismus oder Atheismus gelangte. Erscheinungen dieser Art begannen sich an vielen Orten, so etwa bei den Averroisten des 15. Jahrhunderts in Padua zu

zeigen, aber nirgends fanden sie einen solchen Nährboden wie in England, wo das Hauptgewicht des Nominalismus auf die Entwicklung der realen Wissenschaft gerichtet und die empirische Einzelbetrachtung und der Sinn für Naturwissenschaft durch die Philosophie der Franziskaner aufs stärkste betont wurde. Ein wenig Wahrheit steckte schon hinter der, allerdings mit naïvster Begründung vorgetragenen Behauptung des alten Reimmann, dafs in der mittelalterlichen englischen Scholastik der Ausgangspunkt für die spätere Ausbreitung des Atheismus in England zu suchen sei.[1]) Wie der Nominalismus sich in England im 15. und 16. Jahrhundert im Einzelnen ausgewirkt hat, wie vor allem die Renaissance in England dieses Nebeneinander von geistlicher und weltlicher Kultur übernimmt, und ob wir mit einer ununterbrochenen Tradition des Nominalismus an den englischen Universitäten zu rechnen haben, ist bis jetzt noch nicht genauer untersucht worden und würde, selbst wenn der heutige Stand der Forschung eine Beantwortung der Frage bereits möglich machen sollte, den Rahmen dieser Untersuchung weit überschreiten; doch möchten wir, um das Fortleben der nominalistischen Tendenzen im 15. Jahrhundert zu kennzeichnen, wenigstens einen Mann hervorheben, der auch von anderer Seite[2]) bereits als ein Vorläufer des englischen Deismus bezeichnet worden ist, den Bischof Reginald Peacock. Peacock, der als Verteidiger der Kirche gegen die Ansichten der Lollarden, vor allem deren Lehre von der Bibel als der Quelle aller Erkenntnis, auftrat, entwickelte im Verlaufe dieses Kampfes einen Standpunkt, der für die Kirche eine nicht geringere Gefahr bedeutete als das, wogegen er kämpfte, und so war es nur folgerichtig, dafs sie ihn stürzte und seine Lehren verdammte. Im Mittelpunkte seiner Lehren stand

---

[1]) Vgl. Friedrich Reimmann, Historia universalis Atheismi et Atheorum (1725) S. 438 ff.

[2]) Vgl. Lechlers vortreffliche Darstellung (a. a. O. II 362 ff.), der wir uns im Folgenden anschliefsen. Von Schriften Peacocks ist neuerdings noch herausgegeben *The Donet* (Early English Text Society 1921). Eine gute Darstellung von P.s Lehre findet sich auch bei J. Gairdner, Lollardy and the Reformation in England (1908) I 202 ff.; weniger gut bei Fueter (a. a. O. S. 57), der in Peacock die Antizipation eines Rationalisten aus der klassischen Zeit sieht und ihm — sicher zu Unrecht — jedes Verhältnis zur Religion abspricht.

seine eigenartige rationalistische Auffassung von dem Verhältnis von Vernunft und Offenbarung. An Peacock erleben wir zum ersten Male innerhalb der englischen Aufklärung jenes Schauspiel, das sich später, im Zeitalter der Reformation, so häufig wiederholt, dafs aus dem Konflikt verschiedener Richtungen innerhalb der christlichen Kirche ein Appell an die neutrale Instanz der Vernunft sich ergibt. Peacock sah letzten Endes in der Vernunft den höchsten Mafsstab aller Wahrheit, auch in göttlichen Dingen, und näherte sich der Ansicht, dafs die christliche Wahrheit, wenigstens in Beziehung auf Sittlichkeit und Handeln, ihren Grund in letzter Hinsicht nicht in der hl. Schrift, sondern in der Vernunft habe. Das sittliche Naturgesetz (the moral law of kinde) ist für ihn so sehr die eigentliche und ursprüngliche Grundlage christlicher Sittlichkeit, dafs bei einem etwaigen Konflikt zwischen Offenbarung und Vernunft die letztere den Ausschlag gibt. Das Naturgesetz, d. h. die Wahrheiten der Philosophie, sind also bei ihm nicht auf die Bibel gegründet, vielmehr mufs die Bibel so interpretiert werden, dafs sie mit diesem übereinstimmt. Es ist schlimmer diese *inward Scripture* zu unterschätzen als die Bibel.[1]) Der Umkreis der sittlichen Wahrheiten, welche nach Peacock die menschliche Vernunft aus sich selbst heraus finden kann, ist viel gröfser als der Umkreis der nur durch Offenbarung und mit Hilfe der Bibel zugänglichen Wahrheiten. Die Vernunft vermag von sich allein ohne Hilfe der Offenbarung durch einleuchtende Beweise auch Wahrheiten zu erkennen wie die, dafs ein Gott ist, dafs er alle Kreaturen aus nichts gemacht hat, dafs der

---

[1]) Vgl. die folgenden Worte in P.s Hauptwerk, *The Repressor* (ca. 1450): „So oft in der hl. Schrift ein Punkt des natürlichen Gesetzes geschrieben steht, ist derselbe noch eigentlicher in dem Buch der Menschenseele geschrieben als in dem äufseren Buch von Pergament. Und falls irgend ein scheinbarer Widerspruch stattfindet zwischen den Worten, welche in dem äufseren Bereich der hl. Schrift geschrieben sind, und dem Urteil der Vernunft, wie es in des Menschen Seele und Herz geschrieben ist: so müssen die äufserlich geschriebenen Worte nach dem Urteil der Vernunft (with the doom of reason) ausgelegt und gedeutet und mit demselben in Übereinstimmung gebracht werden; nicht aber darf das Urteil der Vernunft nach der Bibel ausgelegt und gedeutet werden, so dafs es in Übereinstimmung mit der äufseren Schrift in der Bibel oder irgendwo sonst aufser der Bibel in Übereinstimmung gebracht wird“ (Lechler 380).

Mensch zu dem Zwecke geschaffen ist mit Gott vereinigt zu werden durch Erkenntnis, Liebe, Gehorsam usw. und lehrt in der Form der Philosophie die sittlichen Pflichten wie Mäſsigkeit, Demut und Geduld „zehnfach vollständiger“ als die Bibel. Haben doch selbst heidnische Philosophen, ehe es irgend eine Schrift des Alten oder Neuen Testamentes gab, auf dem Wege des Nachdenkens diese Pflichten des natürlichen Sittengesetzes erkannt, das eben nicht gegründet ist auf die hl. Schrift, sondern in die Seelen der Menschen mit Gottes Finger eingeschrieben ist. So bleibt die Aufgabe der hl. Schrift lediglich die, solche Wahrheiten zu bezeugen, welche die Vernunft ohne Offenbarung nicht zu entdecken vermag wie Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes usw. und die sittlichen Wahrheiten, die im natürlichen Sittengesetz gegründet sind, ermahnend vorzutragen.[1])

Schon diese wenigen Angaben über die Lehre Peacocks zeigen, daſs er auf den Bahnen des Nominalismus wandelt. Wie die Zusammenhänge im Einzelnen liegen, ist bisher noch ebensowenig untersucht worden wie das ganze Nachleben des Nominalismus auf englischem Boden. Ganz allgemein gefaſst läſst sich wohl sagen, daſs wir als Auswirkung des Nominalismus in England wie überall sonst, wo der Nominalismus herrschte, eine Hervorhebung des Wertes des Individuums finden, so des Einzelnen gegenüber dem Staate, der Pfarrei gegenüber der Kirche, des Staates als Verbandes der Einzelnen gegenüber dem Papsttum, kurz eine Lockerung der mittelalterlichen Geschlossenheit, die Duldung eines Nebeneinander von Kräften, eine Bejahung des Lebens und seiner Vielgestaltigkeit, die Entfaltung von Willenskräften und die Bewunderung des energischen Menschen.[2]) Die geistige Freiheit, die wir bei dem Verfasser der Utopia finden, ist so gut wie die Freiheit vieler Humanisten des Kontinents zum guten Teile auf nominalistischem Boden erwachsen. Die deistischen und machiavellistischen Züge der Utopia auf der einen und das Festhalten Thomas Morus am Dogma auf der anderen Seite

[1]) In Peacocks Buch über den Glauben findet sich sogar der gefährliche Satz, daſs der Glaube dort kein Verdienst bedeutet, wo die menschliche Vernunft den Beweis liefert (Fides non habet meritum cui ratio humana praebet experimentum).

[2]) Vgl. dazu Honigsheim a. a. O.

zeigen auch ihn als einen unbewufsten Anhänger der nominalistischen Lehre von der doppelten Wahrheit. Wir werden sehen, wie die Reformation diese Tendenzen des Nominalismus zunächst zurückdrängt, ohne dafs sie indessen völlig zum Erlöschen kommen; wie vielmehr trotzdessen ein gutes Stück nominalistischen Geistes in der englischen Renaissance erhalten bleibt. Bekannt ist, wie dieser Geist gegen Ende des Jahrhunderts seinen Ausdruck findet in der Philosophie Bacons mit seiner reinlichen Scheidung zwischen Wissen und Glauben, seinem Nebeneinander von Naturwissenschaft und Dogma, seinem Ausschliefsen der Theologie als Wissenschaft und seiner staatsmännischen Einschätzung derselben als unentbehrlicher Grundlage des öffentlichen Lebens. Wie stark der Geist des Rationalismus in der englischen Renaissance fortlebt, erkennen wir am besten daran, dafs von dem volkstümlichen Pantheismus, der schon im Mittelalter und dann im 16. Jahrhundert eine solche Rolle auf dem Kontinent spielt, in England so gut wie nichts in Erscheinung tritt. Auch dem englischen Puritanismus mit seinem grofsartigen Versuche das ganze Leben noch einmal mit kirchlichem Geiste zu durchdringen ist es nicht gelungen jener Strömung Herr zu werden; sie taucht vielmehr wieder auf in dem materialistischen System von Hobbes, der gleichfalls Wissen und Glauben trennt, und reifst schliefslich in der späteren englischen Aufklärung, die als der eigentliche Erbe des Nominalismus zu betrachten ist, die Führung an sich. Mit diesem Ausblick sind wir über den Rahmen unserer Aufgabe aber bereits hinausgeschritten; für uns handelt es sich allein darum, wie in der englischen Renaissance aus diesem Nebeneinander von Wissenschaft und Glauben ein Gegeneinander wird. Im Laufe unserer Untersuchung werden wir gelegentlich auf den Zusammenhang der religiösen Aufklärung einmal mit den nominalistischen Tendenzen der früheren Zeit, zum andern mit den Ansichten der späteren Aufklärung zurückkommen.

Die Frage nach dem Umfang der freigeistigen, insbesondere der atheistischen Strömungen, die sich innerhalb der europäischen Literatur im 15. und 16. Jahrh. zeigen, ist sehr verschieden beantwortet worden, aber zumeist, wie schon angedeutet, in dem Sinne, dafs die nachweisbaren Fälle von extremem Unglauben als Einzelfälle aufzufassen sind, die

hinter der doppelten Übermacht des neubelebten religiösen Bedürfnisses und der altererbten Phantastik verschwinden.[1]) Wir selbst sind der Ansicht, dafs diese Symptome anders gewertet werden müssen als ihre geringe Zahl zunächst zu erlauben scheint und gedenken auf den folgenden Seiten den Nachweis zu führen, dafs selbst in England, das man wegen Mangels an Zeugnissen bei der Beantwortung dieser Frage bisher ganz aus dem Spiele gelassen hat, eine ununterbrochene, das ganze 16. Jahrhundert hindurch andauernde deistische und atheistische Bewegung vorhanden ist, die in den letzten Jahrzehnten bereits weite Kreise ergreift. Da es sich letzten Endes aber nicht um eine englische, sondern eine gemeineuropäische Bewegung handelt, dürften die Verhältnisse in den übrigen Ländern ähnlich liegen.

Für die Feststellung der deistischen und atheistischen Tendenzen innerhalb der Renaissance liegen die Bedingungen für England denkbar ungünstig. Kirchliche wie weltliche Machthaber machten hier direkte Äufserungen im Sinne einer radikalen Aufklärung so gut wie unmöglich. Während man in dem Italien und in dem Frankreich der Renaissance in Wort und Schrift sehr vieles wagen konnte, wenn man sich nur äufserlich zur Kirche hielt, während in Italien selbst Päpste, Kardinäle, Fürsten und Vornehme sich hierin zuvortaten, während wir am Hofe einer Margarete von Navarra eine freigeistige Gemeinde feststellen können und ein Des Periers wie ein Rabelais ihre Schriften zu veröffentlichen im Stande waren, zeigt sich in dem England des 16. Jahrhunderts, besonders dem nachreformatorischen, in Bezug auf das, was in der Öffentlichkeit gesagt und geschrieben werden durfte, ein auffallend rigoroser und puritanischer Standpunkt. Hand in Hand mit der politischen Zensur arbeitet eine Zensur des Glaubens und der Sitte. Während in Frankreich Antoine Le Maçon 1545 eine Übersetzung von Boccaccios Decamerone veröffentlichte und selbst in Flandern Coornheert 1564 wenigstens eine fünfzig Erzählungen enthaltende Bearbeitung herausgeben konnte,[2]) wachte man im kalvinischen England

---

[1]) Vgl. v. Bezold in „Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters“ (Hinneberg, Kultur der Gegenwart II, Abt. V, 1908) und Ernst Walser a. a. O.

[2]) Die Ausgabe – vermutlich eine gereinigte – ist mir nicht zugänglich gewesen. — In Frankreich konnten selbst die obscönsten Schriften

sorgfältig darüber, dafs weder Boccaccios Decamerone noch Rabelais' Gargantua gedruckt wurden. Wenn die italienische Novelle in den Sammlungen von Painter und Fenton oder in gebundener Form in den Dichtungen von Brooke und anderen ihren Einzug hielt, so geschah dies doch nur in einer moralisierenden Aufmachung, die dem Inhalt der Erzählung Gewalt antat. Selbst satirische Dichtungen wie Halls *Virgidemiarum Sixe Books* (1597), Marstons *Metamorphosis of Pigmalion's Image* (1598) oder Marlows Übersetzung der Elegien Ovids (1598) wurden auf Betreiben der Geistlichkeit unterdrückt.[1]) Besonders folgenschwer wirkte die Vereinigung von Staat und Kirche. Wenn selbst eine so weitherzige Persönlichkeit wie Philipp Sidney der Ansicht war, dafs man nie Religion und Politik von einander trennen solle,[2]) so kann es nicht Wunder nehmen, dafs religiöse Angelegenheiten durchweg als politische behandelt wurden. Jede häretische oder irreligiöfe Äufserung wurde als Zeichen illoyaler Gesinnung gewertet. Bis tief in das 17. Jahrhundert konnte in England kein Literaturwerk erscheinen, das offen oder versteckt eine dem Glauben oder der Kirche feindliche Tendenz enthielt. Diese Überwachung war so scharf, dafs man auch in polemischer Absicht Blasphemien nicht zitieren durfte, sondern sich mit Andeutungen begnügen mufste. Keine einzige der aufklärerischen Schriften des Kontinents konnte in England in Originalsprache oder Übersetzung veröffentlicht werden, weder Pomponatius' *De Immortalitate Animae*, noch Machiavellis *Principe*, noch Des Periers' *Cymbalum Mundi*, ganz zu schweigen von Schriften wie dem Buch *De Tribus Impostoribus* oder Bodins *Heptaplomeres*, von denen auch auf dem Kontinent das erste nur heimlich gedruckt werden konnte und das zweite überhaupt nicht veröffentlicht wurde. Dafs in England die Überwachung so gut funktionierte, lag daran, dafs die Geistlichkeit und die weltlichen Behörden durch ihre Agenten auf dem Kontinent über alle „gefährlichen" Schriften im Voraus unterrichtet wurden. Insbesondere wirkte die Stellungnahme der franzö-

---

veröffentlicht werden, vgl. F. Lachèvre, Le Procès du poète Théophile de Viau (1909) I S. XXV ff., II 98 ff. Selbst René Bretonnayau's Génération de l'Homme wurde 1583 gedruckt (vgl. Revue de la Renaissance VII 153 ff., 1906).

[1]) Vgl. W. H. Hart, Index Expurgatorius Anglicanus, Part I, London 1872. [2]) Vgl. Grevilles Life of Sir Philip Sidney (ed. Oxford 1907) S. 35.

sischen hugenottischen Schriftsteller stark auf das Verhalten der englischen Protestanten ein. Wir können sehen, wie diese in ihrem Urteil über Bücher, noch ehe sie sie zu Gesicht bekommen, abhängig sind von der Kritik, die in Frankreich ein Gentillet oder Henri Estienne ihnen gegenüber einnehmen.[1]) Bei den umfassenden Maſsregeln, die in England zur Unterdrückung aller freigeistigen Äuſserungen in Wort oder Schrift vorhanden waren, sind wir bei unserer Untersuchung naturgemäſs sehr stark auf indirekte Zeugnisse, vor allem auf die Polemik gegen den Unglauben, angewiesen. Das ist gewiſs ein Nachteil, ist indessen auch bei der Erforschung anderer geistiger Richtungen der Fall gewesen, so bei der Frage nach der Fortdauer der wiclifitischen Strömung im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts, die fast ganz auf Grund indirekter, gegnerischer Quellen gelöst werden muſste.[2]) Daſs die Ausdeutung derartiger indirekter Zeugnisse nicht selten eine schwierige und unsichere ist, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Der Zahl nach am gröſsten, aber der Sache nach am unergiebigsten sind die Zeugnisse der Theologen. In vielen Fällen begnügen die theologischen Schriftsteller sich damit in ganz äuſserlicher Weise die Atheisten ihrer Zeit mit den Ungläubigen vergangener Zeiten, insbesondere den Gnostikern und Manichäern, zu vergleichen oder stellen die Atheisten in eine Linie mit irgend einer verhaſsten Sekte, etwa den Familisten oder den Anabaptisten. Nicht selten bedienen sie sich ihnen gegenüber derselben Argumente, wie sie Origines gegenüber Celsus oder Cyprianus in seiner Schrift *De idolorum vanitate* gegenüber den Heiden gebraucht hatte.

---

[1]) Man vergleiche etwa, was Estienne in seiner Apologie pour Hérodote 1566 (Cap. XIV 10) über die religionsfeindliche Tendenz der Schriften von Rabelais und Des Periers bemerkt: Car quand on aura bien espluché tous leur discours, ne trouvera-on pas que leur intention est d'apprendre aux lecteurs de leur livres à devenir aussi gens de bien qu'eux? c'est à dire de ne croire de Dieu et de sa providence non plus qu'en a creu ce meschant Lucrece? de leur apprendre que tout ce qu'on en croit, on le croit à credit? que tout ce que nous lisons de la vie eternelle, n'est escrit que pour amuser et repaistre d'une vaine esperance les povres idiots? que toutes les menaces qui nous sont faictes de l'enfer et du dernier iugement de Dieu, ne sont non plus que les menaces qu'on faict aux petis enfans du loup garou? et pour conclusion, que toutes religions ont esté forgees es cerveaux des hommes? [2]) Vgl. das angeführte Werk von Lechler, Bd. II.

Auf der anderen Seite ist aber das Mifstrauen, das auch bedeutende Forscher in die Klagen der Theologen über die Ausbreitung des Atheismus in der Renaissance gesetzt haben, ungerechtfertigt, denn diese Aussagen werden, wenigstens für England, voll und ganz bestätigt durch das Bild, das die sonstigen Quellen ergeben. Naturgemäfs haben wir von den Zeugnissen der Theologen nur die in den Kreis unserer Betrachtung eingezogen, die uns positive Rückschlüsse zu erlauben schienen.

Dafs es im englischen Mittelalter wie überall und zu allen Zeiten eine Anzahl Menschen gegeben hat, die mehr oder weniger Gottesleugner waren und nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, dürfen wir als selbstverständlich voraussetzen.[1]) Zwar wissen die mittelalterlichen englischen Chronisten immer nur von Gottesleugnern im Auslande zu berichten, so Matheus Parisiensis von Kaiser Friedrich II., aber das erklärt sich daraus, dafs es im Mittelalter üblich war den Atheismus immer nur bei den anderen Nationen zu sehen (so schon Petrarca bei den Franzosen). Wir legen auf diese Bezichtigungen ebenso wenig Gewicht wie auf die, die umgekehrt ausländische Chronisten gegen England vorbringen.[2]) Im auffallenden Gegensatz zu dem, was wir in den Ländern des Südens feststellen können, dürfte es kaum möglich sein im 15. Jahrh. in England irgendwelche Spuren radikalen Unglaubens nachzuweisen, obwohl auch hier um diese Zeit die Kirche völlig verweltlicht war und die Angriffe auf die Mönche und die Geistlichkeit die denkbar schärfste Form annahmen. Wenn der Verfasser der bekannten Venetianischen Relation von ca. 1500[3]) bei Gelegenheit seines Vermerkes über die grofse religiöse Devotion der Engländer auch hervorhebt, dafs es im Übrigen viele gäbe, die über die Religion verschiedene Ansicht hätten,[4]) so ist das eine vieldeutige Wendung, aus der sich sichere Schlüsse nicht ziehen lassen. Jedenfalls ist eine Erscheinung wie die Hermans von Ryswyk[5]) (1512

[1]) Bei Fueter a. a. O. S. 18 wird sogar auf einen Mönch hingewiesen, der einmal so unvorsichtig ist die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen.

[2]) Einiges darüber bei Reimmann a. a. O. S. 438.

[3]) Hg. Camden Society 1847. Vgl. Fueter a. a. O. S. 39.

[4]) vi sono però molti che hanno diverse opinioni quanto alla Religione.

[5]) Vgl. den Artikel in Haucks Realencyklopaedie.

im Haag verbrannt), eines humanistisch gebildeten Menschen, der die Heilige Schrift für eine Fabel und fortlaufende Unwahrheit erklärte, in Christus einen Toren und Verführer argloser Menschen sah, die Taten Christi für vollständig im Widerspruch mit der menschlichen Natur und der reinen Vernunft erklärte und ein Fortleben nach dem Tode ebenso wie Himmel und Hölle leugnete, in dem vorelisabethanischen England schwer vorstellbar. Alle Zeugnisse sprechen vielmehr dafür, dafs ein offen zur Schau getragener Spott mit religiösen Dingen oder eine völlige Verneinung des Christentums den Engländern als etwas ganz Neues zum ersten Male in dem Italien der Renaissance entgegentrat. Auch in den anderen europäischen Ländern hatte man damals deutlich den Eindruck, dafs Italien das Land des Atheismus sei. Wie weit dieser Eindruck richtig war, ist, wie wir schon andeuteten, sehr schwer festzustellen, da auch in Italien die irreligiösen Geister, selbst wenn sie auf der einen Seite mit dem Heidentum koquettierten, auf der anderen sich mit der Kirche, oft auch mit ihrer Lehre, äufserlich zu stellen suchten und vor allem die Aufrechterhaltung der Kirche und ihrer Lehren für die Masse als unentbehrlich ansahen. Immerhin ist der Eindruck, den die Irreligiösität der Italiener, gerade durch ihre naiven Formen, auf die Angehörigen der anderen Nationen, insbesondere die Reisenden, machte, ein so einheitlicher, dafs wir mit einem weit verbreiteten, auch öffentlich zur Schau getragenen Zynismus in religiösen Dingen in dem Italien des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts als mit einer Tatsache rechnen müssen. Wir verweisen hier nur auf das bekannte Zeugnis des Erasmus, der an einen italienischen Fürsten schreibt, dafs er die Lästerer des Heiligen gerade unter seinen Standesgenossen und vor allem in dem hochgelobten Rom zu suchen habe und der in einem anderen Briefe bezeugt, dafs er in Rom mit eigenen Ohren die entsetzlichsten Lästerungen gegen Christus und seine Apostel vernommen habe; selbst bei der Messe habe man *dicta horrenda* von einigen beim päpstlichen Hofe angestellten Priestern vernommen.[1])

---

[1]) Die betr. Stellen zitiert bei Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 2. Bd., 4. Abt. S. 509 ff. Vgl. auch die Beispiele schrecklicher Blasphemien

Was die englischen Humanisten betrifft, die ja zum guten Teil nach Italien reisten, um dort an der Quelle zu lernen, und die doch sicher auch mit religiös aufgeklärten Kreisen in Berührung kamen, so blieben sie von diesen Einflüssen gänzlich unberührt. Diese englischen Humanisten sind zum Unterschied von den Humanisten des Kontinents ganz einseitig theologisch interessiert und haben weder Sinn für Ästhetisches noch für eine spielerische Bevorzugung heidnischer Vorstellungen und Formen gegenüber den christlichen noch — abgesehen von Thomas Morus — für jene nach dem Theismus hinneigende Toleranz gegenüber anderen Religionen und Philosophien, wie sie vor allem die Florentiner Platoniker ausgebildet hatten. Sie alle gestehen einem Deismus oder Atheismus genau so wenig Berechtigung zu wie die reinen Theologen. Für sie handelt es sich bei Deisten und Atheisten nicht um Andersdenkende, sondern um Verworfene und dem Gemeinwesen schädliche Elemente, die nicht geduldet werden dürfen. Diesen politischen Standpunkt teilt, was den Atheismus anbetrifft, auch der am freisten denkende unter ihnen, Thomas Morus. Zwar nähert sich Morus in der Utopia (1516) unter dem Einfluſs neuplatonischer Lehren dem Gedanken einer natürlichen oder Universalreligion, ja er vertritt hier, ohne das Dogma direkt anzugreifen, die Ansicht, daſs es in keines Menschen Gewalt stünde zu glauben, was er wünsche, und läſst dementsprechend seine Utopier mit Erasmischer Toleranz in ihrem Lande jede Religion dulden: Aber dieselben Utopier halten den für ein bloſses Tier, der nicht an die Unsterblichkeit der Seele und die göttliche Leitung des Weltalls glaubt, schlieſsen ihn von allen Bürgerrechten aus und verbieten ihm seine Ansichten unter dem Volke zu verbreiten, denn ein Mensch, der nicht einmal durch Furcht vor dem Jenseits in Schranken gehalten werde, werde sich um die bürgerlichen Einrichtungen nicht kümmern und versuchen die Staatsgesetze entweder zu umgehen oder mit Gewalt umzustoſsen.

Da wir wissen, daſs Morus in der Utopia fortwährend Beziehung auf englische Verhältnisse nimmt und hier von

---

im Munde von Italienern, die H. Estienne in der Apologie pour Hérodote 1566 gibt (insbesondere Cap. VI 10 und XIV 2, 9). Noch der Verf. des Liber De Tribus Impostoribus (vgl. unten) hebt die Menge der Freidenker und Atheisten in Italien hervor.

einem stark utilitaristischen und nicht selten machiavellistisch gefärbten Standpunkte aus Lösungen für die brennendsten Fragen der damaligen englischen Politik zu geben versucht,[1]) haben wir in dieser Stelle vielleicht die erste Anspielung auf die Gefahr einer Ausbreitung atheistischer Lehren in England zu sehen. Durch seine sehr regen Beziehungen zu Humanisten des Kontinents, vor allem zu Erasmus, war Morus sicherlich über das Vorhandensein derartiger Strömungen auf dem Kontinent, vor allem in Italien, unterrichtet, und mochte so deren Ausbreitung in England fürchten. Wenn wir aus der Stelle auch keine weiteren Schlüsse ziehen dürfen, so zeigt sie uns doch in ganz anderer Weise als das übliche Geschrei der Theologen, die zu allen Zeiten über Gottlosigkeit und gottlose Menschen zu klagen pflegten, daſs man um 1516 herum in England den Atheismus als eine eventuelle Gefahr für das Land zu betrachten begann. Die feindselige Stellungnahme, die Morus dem Atheismus gegenüber einnimmt, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daſs auf der anderen Seite, entgegen den Ansichten des Verfassers, die nach der Vernunftreligion zuneigenden Gedankengänge der Utopia unter Umständen geeignet waren, einem religiösen Indifferentismus und damit indirekt auch dem Atheismus Vorschub zu leisten, aber das verhinderte einmal die Person des Verfassers, der überall im Ansehen des rechtgläubigen Katholiken stand und der auch nach dem Auftreten der Reformatoren die Häretiker gelegentlich recht intolerant in Wort und Tat verfolgte,[2]) zum andern die eigenartige kirchliche Entwicklung auf englischem Boden, die dem Indifferentismus zunächst entgegenarbeitete. Während in Deutschland und Frankreich die Religionskriege und die gegenseitigen Verfolgungen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse letzten Endes den Gedanken nach einem religiösen Ausgleich und damit auch den religiösen Indifferentismus und selbst atheistische Neigungen förderten,[3]) war in England,

---

[1]) Vgl. dazu Thomas Morus' Utopia hg. von G. Ritter und H. Oncken, Berlin 1922 (= Klassiker der Politik hg. v. Meinecke und Oncken, Bd. 1).

[2]) Vgl. die Dissertation von G. Dudok, Sir Thomas More and his Utopia, Amsterdam 1923, S. 158 ff.

[3]) Vgl. etwa die von v. Bezold (a. a. O. S. 296) herangezogene Stelle bei Melanchthon aus dem Jahre 1546.

wo es nur eine Kirche gab, zuerst die römische und dann die anglikanische, die Zahl derer, die der herrschenden Kirche sich nicht fügten, zu gering und zu leicht zu unterdrücken, dazu durch das Supremat des Königs das religiöse Problem so mit dem politischen verquickt, dafs aus dem Gegensatze der Bekenntnisse stärkere aufklärerische Tendenzen sich nicht entwickeln konnten; erst nach dem Aufkommen der Denominationen und besonders nach dem religiösen Bürgerkriege im 17. Jahrhundert treten auf englischem Boden deistische und atheistische Strömungen von Bedeutung hervor. So kommt es, dafs wir in England in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts selbst bei den Theologen, etwa einem Latimer, Hutchinson oder Beacon nur wenig von einem Kampfe gegen Sektierer, Ungläubige oder gar Atheisten hören, wie ihn auf dem Kontinente Vives, Melanchton, Calvin oder Beza führen.[1])

Auch die späteren englischen Humanisten, Cheeke, Ascham, Wilson, Leland, Harrison sind ganz frei von irgend welchen antikirchlichen, antireligiösen oder paganistischen Tendenzen, sind im Gegenteil eifrige Förderer des Glaubens. Den Ansätzen zu einem religiösen Universalismus, wie wir ihn in der Utopia feststellen können, wurde durch die Reformation die Weiterentwicklung abgeschnitten. Angesichts der politischen Bedeutung der anerkannten Staatsreligion vermochten auch die platonischen und neuplatonischen Ideen, die im Laufe des Jahrhunderts Eingang fanden, hieran nichts zu ändern. Zum Unterschied vom Kontinent, wo uns der Gedanke von der relativen Bedeutung jeder Religion bei Geistern wie Seb. Franck, Coornheert und Bodin so ausgeprägt entgegen tritt, spielt er in England keine sichtbare Rolle. Von einem Ausspielen platonischer oder neuplatonischer Ideen gegen das Christentum ist nicht die Rede. Der englische Humanismus vermischt sich vielmehr so stark mit der protestantischen Bewegung, dafs in den Augen seiner Vertreter Altertum und Christentum in den wesentlichen Punkten übereinstimmen.[2]) So kommt es, dafs gerade die Humanisten sich der Gefahr der Ausbreitung atheistischer Gesinnung besonders deutlich

---

[1]) Vgl. v. Bezold S. 298.

[2]) Vgl. die eingehenden Darlegungen von W. Schirmer in „Antike, Renaissance und Puritanismus", München, M. Hueber, 1924 [im Erscheinen].

bewufst sind und alle derartigen Regungen mit Erbitterung verfolgen. Ihre Ausfälle geben uns einige Auskunft darüber, wie weit wir mit einem Anwachsen antichristlicher und atheistischer Regungen zu rechnen haben. Ein allgemein gehaltener Ausfall von Cheeke gegen die Atheisten seiner Zeit[1]) liefert kaum irgendwelche positive Anhaltspunkte. Ebenso will es nicht viel besagen, wenn der Herausgeber von Latimers *Seconde Sermon* in seinem Vorworte (1549) auf die Epikuräer anspielt, die nicht glauben wollen, dafs es nach diesem Leben einen Himmel oder eine Hölle gibt.[2])

Ein ganz anderes Bild enthüllt sich uns in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von den sechziger Jahren ab. Um diese Zeit herum, wo die Errungenschaften des Humanismus und der italienischen Kultur bereits in die breiteren Schichten eindringen, springen die Fesseln und macht sich der unterdrückte und zurückgehaltene Unglaube in der mannigfaltigsten Weise Luft. Eine ununterbrochene Kette von Zeugnissen für irreligiöse Äufserungen zieht sich von da an in das nächste Jahrhundert hinüber. Gleich das erste von ihnen, die oft herangezogene Philippika, die Ascham in seinem *Schoolmaster* (verf. 1563—66, gedr. 1570) losläfst, bietet wertvolle Einblicke. Ascham ist vertraut mit der humanistischen Literatur ganz Europas, vertraut auch sicher mit den Freiheiten, die sich manche der von ihm gefeierten Humanisten, voran Erasmus, mit dem christlichen Glauben herauszunehmen pflegten. Ihm liegt es ganz fern die Bezeichnung Atheist, die nach seinen eigenen Worten damals schon gang und gäbe

---

[1]) Da das lat. Original (in MS.) noch nicht herausgegeben ist, bin ich genötigt nach der englischen Übersetzung zu zitieren, die Strype in seinem Life of Sir John Cheke (Oxford 1821) S. 198 gibt: For those who run out with loose inclinations, and are hurried whithersoever their passion carries them; they are neither restrained by reason from running headlong, nor are reclaimed by grace from an impure and flagitious life; *who turn the grace of God into lasciviousness,* and live as if God were altogether without care of them; and who neither consider with themselves, nor care whether there be a God or no, or whether he has any administration or foresight of human affairs, or that he will recompense good men with good things, and bad men with what is evil. The Scriptures mark them out under several titles; but it is most agreable to our present purpose to call them *Atheists.*

[2]) ed. Arber, Reprints, S. 54.

gewesen sein mufs,[1]) als Schimpfwort für Andersgläubige anzuwenden, wie das die Vertreter der verschiedenen christlichen Kirchen im 16. Jahrhundert so gerne tun; sie dient ihm vielmehr lediglich zur Kennzeichnung von Gottesleugnern und Religionsspöttern. Nur darin teilt er die Meinung fast aller seiner Zeitgenossen, dafs er den Atheismus auffafst nicht als ein philosophisches, sondern als ein moralisches und politisches Problem, als die Folge oder die Begleiterscheinung eines lasterhaften und zum Umsturz neigenden Lebenswandels, mithin auch als eine Gefahr für die Nation. Der Feldzug, den Ascham im *Schoolmaster* gleichzeitig gegen die römische Kirche und gegen den Atheismus führt, ist nur ein Teil seines grofsen Feldzugs gegen die italienische Kultur, in der er den Ursprung beider Erscheinungen sieht. Seine Angaben über die Infektion, die sich nach seiner Meinung von Italien aus auf seine Landsleute übertragen hat, sind so genaue,[2]) dafs wir uns danach ein leidliches Bild von der Art und dem Verhalten der Atheisten im damaligen England machen können. Nach Ascham lernen seine Landsleute in Italien, wo jedermann ganz offen gegen Gott und die Religion rede, die Gottesfurcht ablegen, Gott verachten, sich über Gottes Wort lustig machen und seine Anhänger hassen und verfolgen. So kämen sie weiter dazu die heiligen Mysterien der christlichen Religion für Erfindungen zu halten und Christus und die Evangelien lediglich in den Dienst der Politik zu stellen. Sie bedienten sich in der Öffentlichkeit beider Religionen, der römischen wie der protestantischen, und lachten insgeheim in der richtigen Umgebung über beide. Sie dächten nur an ihr Vergnügen und ihren Vorteil und seien Schüler Epikurs in ihrer Lebensweise und *ἄθεοι* in ihrer Lehre. Das Wort „Atheist" sei heute selbst dem einfachen Engländer wohlbekannt. Alle Mysterien von Moses, das grofse Gesetz und die Zeremonien, die Psalmen und die Propheten, Christus und sein Evangelium, Gott, Teufel, Himmel und Hölle, Glauben,

---

[1]) In der Literatur treten vorher nur Ausdrücke auf wie *epicurist*, *Lukianist* und *libertine*, die keine eindeutige Auslegung zulassen. Selbst ein solcher Meister in der Kunst der Beschimpfung seiner Gegner wie der Humanist John Skelton kennt noch nicht den Ausdruck *atheist*.

[2]) The Whole Works of Roger Ascham ed. Giles (1864) III 161 ff.

Gewissen, Sünde und Tod faſsten sie kurz zusammen mit dem Horazischen „Credat Judaeus Apella“. Drei Dinge seien es, in denen die Religionsverächter und die Papisten sich träfen: Offene Verachtung von Gottes Wort, heimliche Sorglosigkeit im Laster und blutige Verfolgung der Gegner. Das beweise für die ersteren Machiavelli, für die letzteren der Kardinal Campeggi.[1])

Zwar kannte Ascham Italien nur von einem gelegentlichen neuntägigen Aufenthalte her, der ihn nach Venedig führte,[2]) aber schon diese kurze Bekanntschaft mit dem Lande hatte genügt, um ihm den denkbar schlechtesten Eindruck zu vermitteln; dazu kam, daſs er aus persönlicher Anschauung eine ganze Reihe von Leuten kannte, die durch ihre Reisen nach Italien demoralisiert worden waren.[3]) Diese Angaben brauchen nicht als Übertreibung angesehen zu werden, denn sie decken sich nicht nur mit dem, was schon Erasmus in seinen Briefen feststellte, sondern auch mit dem, was weniger puritanisch veranlagte Vertreter anderer Nationen über das damalige Italien, vor allem Venedig, mitteilen, so etwa der französische Dichter Marot in einem Gedicht vom Jahre 1536.[4]) Vor allem aber häufen sich im weiteren Verlaufe des 16. Jahrhunderts die Klagen darüber, daſs die Engländer, die nach Italien reisen, von dort Unglauben und Sittenlosigkeit mitbringen derartig, daſs man nicht wohl glauben kann, es handle sich hier bloſs um ein patriotisches Bestreben den Ursprung dieser Übel einem fremden Lande anzuhängen, sondern daſs ein sehr realer Untergrund für diese Behauptung vorhanden gewesen sein muss; auch nach der Reaktion in kirchlichem Sinne, die in Italien in den vierziger Jahren eingesetzt hatte und die Feinde des Glaubens und der Kirche

---

[1]) Campeggi (Pighius) war damals in England allgemein verhaſst. Vgl. die ausführliche Widerlegung seiner Ansichten in Hutchinson's *Image of God* (1550) und in Fox's Acts and Monuments.

[2]) ed. Giles a. a. O. S. 163.

[3]) ed. Giles S. 152.

[4]) Epistre envoyée de Venize à Madame la Duchesse de Ferrare (Oeuvres choisis ed. E. Voizard S. 132 ff.). Hier wird den Venetianern vorgeworfen, daſs sie nicht an die Unsterblichkeit der Seele and an ein ewiges Leben glauben, und daſs ihre Leugnung Gottes sie an der Liebe zu ihren Mitmenschen hindert.

eifrig verfolgte, hatte sich noch ein reichliches Maſs von rein weltlicher Gesinnung und von teils offenem, teils verstecktem Unglauben gehalten. Daſs die englischen Protestanten besonders ungeeignet waren das italienische Temperament zu verstehen, liegt auf der Hand. Kein Mensch der damaligen Zeit war imstande zu sehen, daſs der vielfach naïve Spott des Italieners über religiöse Dinge etwas anderes darstellte als die Blasphemie des Nordländers.

Bei der ganzen Beurteilung des Zeugnisses von Ascham ist endlich Folgendes im Auge zu behalten: Wenn Ascham behauptet, der englische Atheismus seiner Zeit sei auf italienische Einflüsse zurückzuführen, so ist eine derartige plötzliche Infektion doch nur dann verständlich, wenn wir annehmen, daſs diese Menschen ihrer Geistesrichtung nach schon vorher mehr oder weniger ungläubig gewesen sind. Der italienische Einfluſs ist also gleichzeitig als ein Symptom dafür anzusehen, daſs in England schon Jahrzehnte vorher ungläubige Tendenzen eingesetzt haben müssen, vielleicht schon in der Zeit, wo Thomas Morus in der Utopia den Atheismus bekämpfte, daſs weiter diese Tendenzen an dem englischen Humanismus keine Stütze fanden, dagegen jetzt eine mächtige Stärkung erfuhren dadurch, daſs die englischen Freidenker in Italien einer Freiheit der Meinungsäuſserung begegneten, wie sie im eigenen Lande infolge der rigorosen Überwachung unmöglich war. Erst jetzt, als sie versuchten, etwas von dieser italienischen Freiheit auch bei sich zu Hause einzuführen, wurden Ascham und die folgenden Streiter auf sie aufmerksam.

Daſs Ascham mit seiner Schilderung der englischen Atheisten nicht übertreibt, wird klar, wenn man seinen Bericht vergleicht mit dem, den der bekannte Schweizer Calvinist Viret zu genau derselben Zeit von dem Deismus und Atheismus in Frankreich entwirft,[1]) jenem Bericht, in dem zum ersten Male überhaupt das Wort „Deist“ auftaucht. Es ist dasselbe Bild, das uns Ascham und die englischen Zeugnisse der siebziger und achtziger Jahre enthüllen: „Denn es gibt eine Reihe von Leuten, die sich wie die Türken und Juden zu dem Glauben an irgendeinen Gott und irgendeine Gottheit bekennen; was aber Jesus Christus betrifft und die Zeugnisse der Evangelisten und

---

[1]) Widmungsepistel zum 2. Bande der *Instruction Chrétienne* (1564).

Apostel über ihn, so halten sie das alles für Fabeln und Träumereien. ... Ich habe gehört, dafs manche aus dieser Schar sich *Deisten* nennen, mit einem ganz neuen Worte, dafs sie den *Atheisten* entgegensetzen wollen. Weil nämlich Atheist einen Menschen ohne Gott bezeichnet, wollen sie durch die neue Bezeichnung zu verstehen geben, dafs sie keineswegs ohne Gott sind, indem sie wohl glauben, dafs es irgendeinen Gott gibt, den sie sogar wie die Türken als den Schöpfer des Himmels und der Erde anerkennen, aber von Jesus Christus wissen sie nicht, was er ist und halten nichts von ihm und seiner Lehre.“ Mit dem Namen Atheisten „bezeichnet man nicht nur gemeinhin die, welche jegliche Gottheit leugnen, wenn es solche Unglückliche unter den Menschen gibt, sondern auch die, welche wie die Deisten, von denen wir jetzt reden, über alle Religion spotten, obgleich sie sich zum äufseren Schein in die Religion derer schicken, mit denen sie leben müssen, denen sie gefallen wollen und die sie fürchten. Und unter ihnen haben die einen irgendwelche Vorstellungen von der Unsterblichkeit der Seele, die anderen urteilen hierüber und über die göttliche Vorsehung wie die Epikuräer, als ob Gott sich um die Regierung der menschlichen Dinge nicht kümmere, diese vielmehr vom Zufall oder durch die Klugheit oder Dummheit der Menschen regiert würden wie die Dinge es gerade mit sich bringen. Ich entsetze mich, wenn ich daran denke, dafs es unter den Menschen, die sich Christen nennen, solche Ungeheuer gibt; aber mein Entsetzen verdoppelt sich bei der Erwägung, dafs einige, die Schriftsteller und Philosophen von Beruf sind und als aufserordendlich scharfsinnige, gelehrte und feine Geister geschätzt werden, von diesem abscheulichen Atheismus nicht nur angesteckt sind, sondern ihn auch bekennen, darin unterrichten und mehr Leute mit solchem Gifte vergiften.“ ... „Denn es gibt manche, die sich von beiden Religionen frei machen und ganz ohne Religion leben. Und wenn diese Leute, die von keiner Religion etwas halten, sich damit begnügen würden für sich allein in ihrem Irrtum und Atheismus unterzugehen, ohne die anderen durch ihre schlechten Reden und schlechten Beispiele anzustecken und sie so zu verderben, so wäre das Unglück nicht so beklagenswert als es ist.“ Obwohl Viret in England wohlbekannt war und seine theologischen Schriften zum grofsen

6*

Teil ins Englische übersetzt wurden, besteht kaum ein direkter Zusammenhang zwischen seinen Angriffen auf den Deismus und Atheismus in Frankreich und den Angriffen der englischen Eiferer. Das geht schon daraus hervor, dafs die Bezeichnung „Deismus“ in England bis nach 1620 unbekannt bleibt. Ebensowenig besteht irgend ein engerer nachweisbarer Zusammenhang zwischen den französischen Deisten, Atheisten und Skeptikern des 16. Jahrh.[1]) auf der einen und den englischen Freigeistern auf der anderen Seite. Der Name eines Geoffroi Vallée, des unglücklichen, auf dem Scheiterhaufen verbrannten (1574) Verfassers der *Béatitude des Chrétiens,* ist in England unbekannt. Es fehlen in England die Schüler des Sextus Empiricus, die Sophisten und Pyrrhonisten, die wir in Frankreich schon um die Mitte des Jahrhunderts feststellen können,[2]) die Vorläufer von Sanchez und Montaigne und diese selbst. Es ist bezeichnend, dafs die von einem skeptisch-relativistischen Standpunkt aus geschriebenen Jugendwerke von Montaigne, besonders die *Apologie de Sebond* (1580), in England nicht bekannt geworden zu sein scheinen. Dafs neben der deistischen und atheistischen Strömung nicht auch ein reichliches Mafs von agnostischer Weltanschauung in England vorhanden gewesen sein sollte, ist nach Lage der Dinge unwahrscheinlich. Den Mangel an Zeugnissen darf man wohl damit erklären dafs der Engländer mit seinen ausgesprochen politischen und praktischen Instinkten, wenn er zum Agnostizismus hinneigte, den Bereich der Religion ruhig als etwas Gegebenes hinnahm und seine Befriedigung nicht in jener agressiven oder zur Schau getragenen Skepsis suchte, wie sie den Franzosen zu allen Zeiten mehr als irgend einem anderen Volke gelegen hat.

Zwei Punkte in dem Berichte von Ascham bedürfen im Hinblick auf unsere weitere Untersuchung noch einer beson-

---

[1]) Vgl. über diese Strowski, Pascal et son temps, vol. I; Villey, Les Sources et L'Évolution des Essays de Montaigne, Paris 1908, vol. II; Perrens, Les Libertins en France au XVIIe Siècle, Paris 1896. Über die *Libertins* des 17. Jh. findet sich Vortreffliches bei St. v. Dunin-Borkowski, Der junge Spinoza (München 1918), besonders S. 473 ff. Hier wird bereits gelegentlich ausgesprochen, dafs man die freigeistige Bewegung des 16. und 17. Jh. nicht an einige wenige Namen von Gelehrten und Philosophen knüpfen dürfe, sondern an die Dilettanten, die in den geheimen Zirkeln und Cabarets ihre Waffen gegen die christliche Weltanschauung schmiedeten.

[2]) Vgl. Villey S. 169 ff.

deren Hervorhebung. Zwar nennt Ascham keinen der englischen Atheisten bei Namen, aber seine Andeutung, dafs auch unter seinen Bekannten eine ganze Reihe der italienischen Infektion zum Opfer gefallen sind, erlaubt uns die religiösen Freigeister in den Kreisen der Gelehrten und Schriftsteller zu suchen, was mit dem Berichte Virets über die Verhältnisse in Frankreich zusammentreffen würde. Sind das doch auch gerade die Kreise, die in England, abgesehen von den jungen Adligen, das Hauptkontingent der Italienreisenden stellten und die daher auch am ehesten der literarischen Infektion zugänglich waren.[1]) Auch in der Folge werden uns vorzugsweise Vertreter dieser Stände als Anhänger atheistischer Lehren begegnen. Der andere Punkt betrifft den Vorwurf, dafs diese Ungläubigen sich Christi und des Evangeliums nur zu politischen Zwecken bedienen.[2]) Damit haben wir die erste Anspielung auf einen bestimmten atheistischen Typus, der uns in der Folge noch weiter beschäftigen wird, den machiavellistischen oder politischen Atheisten. Das ist der Atheist, der selbst ungläubig doch den Wert der Religion als politisches Instrument kennt und danach seine Stellung zu ihr einrichtet. Als sein Heimatland gilt bei den Engländern des 16. Jahrh. Italien, als sein Prototyp Machiavelli.[3]) Es ist der Typ des Atheisten wie wir ihn bei einer so politisch veranlagten Nation wie der englischen früher oder später erwarten können, die Parallelerscheinung zu dem politischen Machiavellismus, den wir auf englischem Boden feststellen können noch ehe Machiavellis Lehren in England bekannt sind, deutlich erkennbar unter anderem in der Politik der Utopier bei Thomas Morus.[4])

---

[1]) Vgl. dazu ed. Giles S. 159 ff.

[2]) ed. Giles S. 161: They make Christ and his gospel only serve civil-policy. Then neither religion cometh amiss to them: in time they be promoters of both openly; in place again mockers of both privily; as I wrote once in a rude rhyme:

Now new, now old, now both, now neither;
To serve the world's course, they care not with wether.

[3]) Auch Viret beschäftigt sich in einer seiner Schriften, L'intérim fait par dialogues (1565) S. 166 ff. mit den Ungläubigen, welche Religion heucheln, doch fehlt bei seiner Schilderung dieses Typus die Wendung nach dem politischen hin.

[4]) Vgl. oben S. 76.

Sieht man sich den Bericht Aschams daraufhin an, wie weit diese atheistischen Ansichten in der Öffentlichkeit geäufsert wurden, so sehen wir, dafs im damaligen England zum Unterschied von dem damaligen Italien die Atheisten ihre ketzerischen Ansichten und ihre Blasphemien nur in engem, vertrauten Kreise zu äufsern wagten. Wenn auch jedermann von dem Vorhandensein solcher Ansichten wufste, war es doch offenbar nicht ohne weiteres möglich bestimmte Personen oder Gruppen solcher Lehren zu überführen. Daraus erklärt sich, warum wir in dieser Zeit noch nichts von behördlicher Verfolgung von Deisten oder Atheisten hören und warum wir bei den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern Aschams, die nicht weniger eifrig als er über der geistigen Wohlfahrt der englischen Jugend wachten, noch so wenig von der atheistischen Gefahr zu hören bekommen. Selbst bei dem frommen Thomas Wilson, der wie Ascham in Italien gewesen und durch die Inquisition beinahe zu Schaden gekommen wäre und der in seiner *Arte of Rhetorique* (1560) jede Gelegenheit benutzt, um von Dingen des Glaubens zu reden, fehlt jegliche Auseinandersetzung mit dem Atheismus. Dieses Schweigen läfst sich nicht einfach damit erklären, dafs die Polemik dieser Generation sich vorzugsweise dem gefährlicheren Gegner, der römischen Kirche, zuwendet, sondern es fehlt offenbar noch die in Italien so verbreitete Erscheinung des öffentlichen Religionspötters und Religionsverächters in Wort und Schrift und ebenso die Erscheinung des freigeistigen Märtyrers wie wir ihn in Frankreich schon damals in Dolet († 1546) und später in Vallée († 1574) vor uns haben. Dafs die Angaben von Ascham den Tatsachen entsprechen und dafs die radikale Aufklärung in der Stille weitere Fortschritte machte, beweisen die Zeugnisse der siebziger und achtziger Jahre. Bereits in den siebziger Jahren händigt ein gewisser Carleton, der in Diensten des Staatsrates gestanden zu haben scheint, Thomas Cecil eine kurze Abhandlung über die gegenwärtige Lage Englands ein, in der er sich vom Standpunkt der anglikanischen Kirche aus über die Gefahren verbreitet, die dem Staate durch die Katholiken und Atheisten drohen.[1]) Das Reich zerfalle in drei Parteien, die Papisten,

---

[1]) Vgl. Calendar of State Papers. Dom. Add. 1566—79, S. 439. Die Verantwortung für die Datierung (1572?) des kurzen Exposés von $6^2/_3$ Seiten

die Atheisten und die Protestanten [= Puritaner], die alle drei in gleicher Weise geschont würden, die ersten beiden, weil sie zahlreich seien und man sie deshalb nicht zu erzürnen wage, die dritte, weil sie Religion befäfse und man darum fürchte Gott durch sie zu erzürnen. Dabei seien die Papisten Verräter, die Atheisten gottlos, die Protestanten puritanisch (precisian). Während die beiden ersten keinen Gehorsam kennten, brauche man die letzteren nicht zu fürchten, weil sie in der Furcht Gottes stünden. Im weiteren Verlaufe macht Carleton Vorschläge über Vorsichtsmafsregeln, welche die Regierung im Falle eines Ablebens der Königin gegen die den Gläubigen von Seiten der Katholiken und Atheisten drohenden Gefahr treffen solle. Aus diesem Berichte von Carleton, den Thomas Cecil an Burleigh weiter gab, ersehen wir deutlich, dafs man bereits um diese Zeit auch in politisch interessierten Kreisen die Zahl der Atheisten für nicht unbeträchtlich hielt und in ihnen als Gegnern der Staatskirche gefährliche oder wenigstens unzuverlässige Elemente witterte. Der Umstand, dafs man sie den Katholiken gleichstellt und sie ebenso wie diese nicht zu erzürnen wagt, legt die Vermutung nahe, dafs man ihre Anhänger unter den Vertretern der höheren Stände suchte. Mit Recht, denn auch auf Grund der anderen Zeugnisse sehen wir um diese Zeit ganz deutlich drei Kreise vor uns, in denen deistische und atheistische Lehren verbreitet und eifrig diskutiert worden sein müssen, einmal die Jugend an den Universitäten, zum andern bestimmte Kreise des höfischen Adels, und drittens der Kreis der Londoner Schauspieler und Dramatiker, wozu als vierter eine Anzahl weiterer Ungläubiger kommt, die sich auf die verschiedenen Berufsklassen, zumeist niedere, verteilen, ohne dafs sich bestimmte Gruppen herausheben liefsen. Was die ersten drei Kreise anbetrifft, die mit einander mancherlei Berührung hatten, so können wir bei ihnen neben den uns schon bekannten Einflüssen durch die italienische Kultur und Literatur nunmehr auch solche durch die antike Philosophie

---

mufs ich dem Herausgeber überlassen. Der Verfasser Carleton ist vermutlich identisch mit einem gewissen George Carleton, der in den achtziger und neunziger Jahren verschiedentlich genannt wird im Zusammenhang mit der Überwachung von Gegnern der Staatskirche.

feststellen. Davon weiter unten. In der Richtung der religiösen Aufklärung wirkten ferner die immer weltlicher sich gebende schöne Literatur und die freigeistigen Lehren bestimmter religiöser Sekten. Was die erstere betrifft, so existiert zwar in der Elisabethanischen schönen Literatur schon aus Gründen der Zensur nichts, was der heidnischen Freude am Dasein und dem teils naïven, teils cynischen Durcheinander von Christentum und Heidentum in der italienischen Renaissance entsprochen hätte, im Gegenteil, wir begegnen überall einem ausgeprägten Bestreben die rein weltliche Literatur in das Lehrhafte oder Moralische umzudeuten, mag es sich nun um italienische Novellen, um Ariosts Rasenden Roland oder um Erzählungen aus der antiken Mythologie und Sage handeln,[1]) aber das ist doch nur die eine Seite des Bildes: Mochten die Erzieher der Nation und die Vermittler dieser Literatur teils instinktiv, teils in bewufster pädagogischer Absicht, teils endlich, um den Anschein der Weltlichkeit zu vermeiden, zu Ausdeutungen in genanntem Sinne schreiten, sicherlich hat ein anderer, in seinem Umfang schwer abzuschätzender Teil des lesenden Publikums, nämlich der, der von Haus aus weniger zu puritanischer und mehr zu weltlicher Denkart neigte, sich mehr an den Inhalt als an die Ausdeutung gehalten. Ist doch auch nur auf solcher Basis die Entstehung der englischen Novellen von Gascoigne oder Whetstone oder des grofsen Dramas des Elisabethzeitalters verständlich, wo eine Betonung des Diesseits oder zum mindesten eine Abwesenheit aller positiven Religion herrscht, die mit dem „Heidentum" eines Pontano, Aretino oder Ariost wohl in Parallele gesetzt werden kann. Nicht die moralisierenden Kommentare zu Ovid, zu Juvenal oder Sueton interessierten dieses Publikum, sondern die glänzende oder fröhliche Darstellung des Lasters, die sie dort fanden. Naturgemäfs interessierte man sich in diesen Kreisen für jede Art religiöser Aufklärung, für den freiheitlichen Standpunkt, den bestimmte Sektierer in religiösen Fragen einnahmen wie für deistische und atheistische Tendenzen. Wie wir schon andeuteten, arbeiteten vielfach, ohne dafs sie es wollten, die Sektierer den Freigeistern in die Hände.

---

[1]) Genaueres bei Brie, Sidneys Arcadia, Eine Studie zur englischen Renaissance, Strafsburg 1918, S. 36 ff.

Mit der Zeit waren vom Kontinent aus Vertreter der verschiedensten Denominationen nach England gelangt und hatten trotz aller Verfolgungen Anhänger gewonnen; gerade die Verfolgung lenkte die Aufmerksamkeit derer auf sie, die mit dem Dogma sich nicht abfinden konnten. Dazu kam die heimliche Verbreitung der als ketzerisch geltenden Schriften vom Kontinent aus. Spuren des Unitarismus sind in England bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts bemerkbar. Von Holland ausgehend läſst sich eine dünne Linie von Antitrinitariern von 1548 an beobachten; bereits um die Mitte des Jahrhunderts läſst Cranmer mehrere Antitrinitarier verbrennen.[1]) Um dieselbe Zeit hören wir von der Verfolgung von Leuten, die einen auſserordentlich toleranten und aufgeklärten Standpunkt einnehmen. Diese Leute, über deren Zahl und Persönlichkeit wir nichts weiter wissen, behaupteten nicht weniger als daſs man jeden bei dem Gesetz und der Sekte lassen solle, zu der er sich bekenne, vorausgesetzt daſs er genau nach der Vorschrift dieses Gesetzes und nach dem Lichte der Natur lebe (modo juxta illam et lumen naturae accurate vixerit).[2]) Um die Mitte des Jahrhunderts herum hören wir auch bereits von englischen Sadducäern, die in einem Atem genannt werden mit den ausländischen Libertinern, jener pantheistisch-antinomistischen Sekte, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Flandern, Holland und Frankreich weit verbreitet war. Von diesen Sadducäern wird bemerkt, daſs sie weder an Engel und Teufel, noch an Himmel und Hölle, noch an eine Auferstehung glauben, vielmehr nur an gute und böse Neigungen und an ein gutes und böses Gewissen.[3]) Von 1574 an werden die Familisten, die Anhänger des Mystikers

---

[1]) Vgl. O. Fock, Der Socinianismus, Kiel 1847.

[2]) Vgl. Lechler, Gesch. d. engl. Deismus, S. 18.

[3]) Vgl. Hutchinson, The Image of God (1550), Ch. XXIV: For there be many late Libertines, and late English Sadducees, which would teach out of scripture, that there is neither place of rest ne pain after this life; that hell is nothing else but a tormenting and desperate conscience; and that a joyful, quiet, and merry conscience is heaven; and that devils are evil thoughts and good angels good thoughts. Vgl. auch die folgenden Seiten. — Über die Libertiner handelt ausführlich A. Jundt, Histoire du Panthéisme Populaire au Moyen Age et au Seizième Siècle (Paris 1875), S. 119 ff. Vgl. auch den Artikel in Haucks Realencyclopädie.

Heinrich Niclaes, in England verfolgt.[1]) Die Zahl der Häretiker, die in den siebziger und achtziger Jahren in England verbrannt werden, ist eine beträchtliche.[2]) Obwohl es sich in all diesen Fällen um gläubige Christen handelte, die an Gott und an der Göttlichkeit (nicht Gottheit) Jesu festhielten, so leistete andererseits eine so fanatische Leugnung und Verwerfung herkömmlicher Dogmen wie der Trinität, der Göttlichkeit Christi, der Erbsünde, der Auferstehung des Fleisches und der Prädestination oder ein mystischer Pantheismus, der in der Menschenliebe den Kern der Lehre sah und Christen, Juden, Mohammedaner, Türken und Heiden als gleichstehend ansah, einer weitergehenden Skepsis sicherlich Vorschub. Eine besondere Gefahr stellten sicher die Leugner der Unsterblichkeit dar. Burckhardt bemerkt einmal sehr richtig, als er von den Leugnern der Unsterblichkeit in der italienischen Renaissance spricht, dafs sich in vielen Fällen an diesen speziellen Unglauben ein allgemeiner Unglaube hängen mufste.[3]) Es ist gewifs kein Zufall, dafs wir häretische Schriften gerade in dem Besitz von Kyd und Marlow finden, ebensowenig, dafs Häretiker und Atheisten immer in einen Topf zusammengeworfen werden. So unkritisch und summarisch dieses Verfahren genannt werden mufs, so waren auf der anderen Seite der Schattierungen und Übergänge zwischen Häretikern, Deisten und Atheisten zu viele als dafs auch beim besten Willen eine reinliche Scheidung immer möglich gewesen wäre. Dafs es der unerquickliche Streit um die Auslegung kirchlicher Dogmen war, der eine ganze Reihe von Anhängern der Staatskirche in die Reihe sowohl der katholischen Kirche als der Atheisten und religiös Indifferenten trieb, erfahren wir unter anderem durch eine interessante Äufserung des bekannten Geistlichen Thomas Cooper in seiner Schrift *An Admonition to the People of England* (1584).[4])

---

[1]) Vgl. den Artikel in Haucks Realencyklopaedie.

[2]) Vgl. N. Paulus, Protestantismus und Toleranz, S. 331 ff.

[3]) J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 11. Aufl., II 288.

[4]) ed. Arber, English Scholar's Library No. 15, S. 96: The article of the common Creed touching Christes descension into hell, contrary to the sense of all ancient writers, hath beene strangely interpreted, and by some, with unreverent speeches flatly reiected. These and a number of such other, have undoubtedly bred great offence, and wounded the hearts of an

In den siebziger und achtziger Jahren beginnen die theologischen Schriftsteller bereits mit einer gröſseren geschlossenen Front von Atheisten zu rechnen und neben der römischen und anabaptistischen Gefahr auch eine atheistische Gefahr zu wittern, wobei sie aus naheliegenden Gründen der letzteren wohl eine übertriebene Bedeutung beilegen. Der eben genannte Cooper nennt als die, welche die Geistlichkeit der Staatskirche befehden, Papisten, Anabaptisten, Mitglieder der *Family of Love,* und neben diesen eine ungezählte Schar von Epikuräern und Atheisten.[1]) Unter den letzteren hebt er ähnlich wie schon Ascham den Religionsheuchler hervor, den Menschen, dem es gleichgiltig ist, welche Religion den Sieg davonträgt, wenn er nur Anteil an der Beute hat.[2])

Bei unserer Betrachtung der englischen Freigeister aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts konnten wir wohl Einwirkungen aus Italien feststellen, aber noch keinerlei Einflüsse durch die Antike. Das war insofern auffallend, als nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in England die ganze Loslösung vom mittelalterlichen Glauben aufs engste mit der Erneuerung der antiken Aufklärungsphilosophie zusammenhing; unter der Einwirkung der antiken Philosophie standen nicht nur die italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, sondern auch Erasmus und Thomas Morus. Trotzdessen handelt es sich bei dem eben erwähnten Fehlen des antiken Einflusses nicht etwa um einen zufälligen Mangel an Zeugnissen, sondern mit Ausnahme von Thomas Morus, dessen nach dem Deismus hinneigenden Anschauungen angesichts seiner sonstigen Verehrung der christlichen Dogmen den Zeitgenossen nicht klar geworden zu sein scheinen (ebensowenig wie die sonstige Bedeutung der Utopia), waren alle diese

---

infinite number, causing them partly to revolt to Papistry, partly to Atheisme, and neglecting of all Religion, as is seene by the lives of many, to the exceeding griefe of all them that feare God and love his truth. As I have talked with many Recusants, so did I never conferre with any that would use any speech, but that he hath alleadged some of these offences to be cause of his revolting.

[1]) a. a. O. S. 15: and besides these there are an infinit number of *Epicures* and *Atheistes,* which hate the Bishops and speake evil of them, and wish them to be taken away.

[2]) a. a. O. S. 27.

englischen Humanisten in einer an den späteren Puritanismus gemahnenden Weise eifrige Vertreter des Glaubens und befafsten sich dementsprechend nur mit der Seite der antiken Kultur, die sich mit dem Christentum in Einklang setzen liefs, vor allem also der antiken Moralphilosophie. Mit der Zunahme an Kenntnissen und Kritik, weil man skeptisch geworden war, begann man jetzt statt des Übernatürlichen und Wunderbaren, das die Antike in so reichem Mafse bot, besonderes Gewicht auf die antike Aufklärung zu legen. Obwohl man, wenn man gewollt hätte, selbst in Demokrit, in den Sophisten und in Epikur Glauben an die Gottheit hätte herausfinden und hervorheben können, wurden jetzt die Anschauungen der antiken Aufklärer und Naturphilosophen zu einer Hauptwaffe aller derer, die sich innerlich vom Christentum abgewendet hatten.[1]) Wir werden vielleicht sogar gut daran tun die antiken Einflüsse bei der Loslösung vom Glauben in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. nicht so gänzlich aufser acht zu lassen wie das Fehlen der Zeugnisse dies zunächst zu verlangen scheint. Ist es doch kaum denkbar, dafs die vielen Engländer, die sich ihre Bildung an italienischen Universitäten holten, dort nicht auch gelegentlich gelernt haben sollten die Antike mit den Augen der Italiener zu betrachten. Wenn Ascham nur von italienischen Einflüssen spricht, so hängt das vielleicht damit zusammen, dafs er die von ihm so hoch gehaltene und als Stütze des Glaubens angesehene Antike nicht für den Abfall vom christlichen Glauben mitverantwortlich machen wollte.

Etwa von 1570 an sehen wir die antiken Einflüsse bei der Ausbreitung des Atheismus eine entscheidende Rolle spielen. Wo immer wir von den Argumenten der Atheisten hören, bei Lyly oder Sidney, bei Bacon oder John Davies, da handelt es sich um Wiederaufnahme von Gedankengängen der antiken Aufklärung. Noch bei Blount und Toland können wir dieselbe Erscheinung beobachten. Bei dem autoritativen Ansehen, dessen die Antike sich auf allen Gebieten des Lebens erfreute, mufste die Verbreitung solcher Kenntnisse die vorhandenen

---

[1]) Wie sehr in Frankreich Epikur, Plinius, Lukrez und Lukian als Quellen des Atheismus galten, zeigen am besten die Angriffe Primaudaye's in der *Academie française,* 2. Teil (1587), fol. 3, 327 ff., 332 ff.

destruktiven Tendenzen aufs mächtigste fördern. Als beredter Ausdruck dafür, dafs ein Teil der Nation dem christlichen Glauben skeptisch oder feindlich gegenübersteht, beginnt man mit einer erstaunlichen Fertigkeit sich gerade die antiken Schriftsteller herauszusuchen, die in ihrer Zeit in einem betonten Widerspruch zu dem alten Götterglauben stehen. Man sah, wie die griechischen Philosophen, selbst Plato und Aristoteles, dem alten Götterglauben den Rücken gekehrt und sich ihre eigenen übersinnlichen Mächte geschaffen hatten. Man lernte, allerdings aus zweiter Hand, vor allem durch die philosophischen Schriften Ciceros, voran *De Natura Deorum* und *De Finibus*, von denen auch kommentierte Ausgaben zugänglich waren, den sehr weit gehenden Agnostizismus und Skeptizismus der Sophisten und Epikuräer kennen; man nahm auf diese Weise etwas auf von den Lehren eines Protagoras und Aristipp, welche die Götter und ihre Existenz für unerkennbar erklärten, oder von den Lehren eines Leukipp, Demokrit oder eines Epikur, der die Welt rein mechanistisch aus den Atomen und deren Bewegung im leeren Raum entstehen liefs und den Glauben an die Vorsehung der Götter verspottete. Die Rolle, die der akademische Skeptizismus in Ciceros Schrift über die Natur der Götter in dieser Hinsicht gespielt hat, kann schwerlich überschätzt werden. Geht doch einer der Kämpen wider den Atheismus, John Dove, so weit eine der Quellen des Atheismus in dem Studium und der falschen Auslegung gerade dieser Schrift zu erblicken.[1]) Auch Lucretius war ein bekannter und gefeierter Autor. Sein Lehrgedicht *De Natura Rerum* wurde trotz aller Schwierigkeiten, die gerade dieser Dichter dem Verständnis darbot, sicherlich viel gelesen.[2]) Überhaupt spielten die materialistischen Lehren

---

[1]) A Confutation of Atheisme (1605), Chapter 2: Some have become Atheists by building upon a false ground, by misconstruing and wrastling that place of Tully to their owne perdition [De natura Deorum lib. I].

[2]) Dafür spricht z. B. der heftige Angriff, den Calvin in der Institutio Christianae Religionis (I, 5, 4) gegen Lucretius schleudert. Für England vgl. Meres, Palladis Tamia (1598), Ben Jonson's Discoveries und unsere Ausführungen zu Sidney, Bacon, Tourneur &c. Eine zusammenfassende Arbeit über das Nachleben von Lucretius ist leider noch nicht vorhanden. Die kurze, aber inhaltreiche Abhandlung von Max Lehnerdt, Lucretius in der Renaissance (o. D., Programm?) befafst sich ausschliefslich mit Italien.

der Atomisten innerhalb der Aufklärung des 16. Jahrhunderts — nicht nur in England — eine viel gröſsere Rolle als gewöhnlich angenommen worden ist. Das geht allein schon daraus hervor, daſs die Gegner des Atheismus von Sidney bis Bacon sich fast alle mit ihnen auseinandergesetzt haben. Das hatte aber nur dann einen Sinn, wenn diese Lehren in weiteren Kreisen verbreitet waren und somit eine Gefahr bildeten. Einiges von den Lehren des Lucrez mag auch durch die Vermittlung der italienischen Humanisten,[1]) auch gerade durch deren Polemik gegen Lucrez, wie bei dem in England sehr angesehenen Ficino, bekannt geworden sein. Man studierte eifrig die Naturgeschichte des älteren Plinius, wo man für seine Zwecke eine denkbar scharfe Polemik gegen den Unsterblichkeitsglauben vorfand.[2]) Weiter kannte man in den humanistisch gebildeten Kreisen, schon aus den Schriften

---

[1]) So scheint mir z. B. Gabriel Harvey (Marginalia ed. Moore Smith S. 162 und 163) auf Pontano's Lehrgedicht Urania sive de stellis anzuspielen, wo unter anderem im 1. Buch ganz nach Lucrez der Glaube an die Götter als ein Erzeugnis der menschlichen Furcht hingestellt wird. Vgl. Lehnerdt a. a. O.

[2]) Vgl. Plinius, Naturgeschichte VII 56: „Vom Augenblick des Todes an hat der Leib sowie die Seele ebensowenig Empfindung wie vor der Geburt. Unsere Eitelkeit dehnt sich aber sogar auf die Zukunft aus, und lügt sich selbst ein Leben nach dem Tode vor, indem sie bald der Seele Unsterblichkeit, bald den Verstorbenen Empfindung beilegt, die Manen verehrt und den zum Gotte macht, der bereits aufgehört hat Mensch zu sein; gleichsam als wenn das Leben des Menschen sich in irgend etwas von dem des Tieres unterschiede, oder als ob wir im Leben nicht viele weit dauerndere Dinge fänden, denen doch Niemand eine ähnliche Unsterblichkeit weissagt. Welche Gestalt hat die Seele? Aus welchem Stoffe besteht sie? Wo hat ihre Denkkraft den Sitz? Wie sieht, hört, fühlt sie? Was tut sie oder worin besteht ohne diese Organe ihr Glück? Wo hat sie ferner ihren Wohnsitz, und wie groſs ist die Menge der seit so vielen Jahrhunderten als Schatten abgeschiedenen Seelen? Alles dies sind Einbildungen kindischer Schwärmerei und der Sucht des Menschen nie aufhören zu wollen. .... Welch ein Unsinn ist es zu behaupten, daſs mit dem Tode ein neues Leben beginne? Wie kann der Mensch je Ruhe haben, wenn seine Seele oben und sein Schatten in der Unterwelt Empfindung behalten? Wahrlich, dieser süſse, aber alberne Glaube vernichtet das vornehmste Gut, das uns die Natur verliehen hat, den Tod, und macht den Austritt aus dem Leben doppelt schmerzhaft, indem uns sogar noch der Gedanke an die Zukunft bekümmert." Gegen Plinius und seine Anhänger wendet sich in Frankreich vor allem De la Primandaye in der *Académie Française* 2. Teil (1587), Cap. 97 u. 98.

Ciceros, die Namen der antiken Gottesleugner, eines Diogoras oder Theodorus.[1]) In Plutarchs Moralia konnte man in dem Aufsatz *περὶ δεισιδειμονίας* eine Gegenüberstellung von Atheismus und furchtsamem Aberglauben finden, die fast auf eine Lobrede des Atheismus hinauslief. Man lernte ferner die *Pyrrhoniae Hypotyposes* des radikalsten aller Skeptiker, des Sextus Empiricus, kennen, die 1562 von Henri Estienne ins Lateinische übersetzt worden waren; möglicherweise ist sogar eine englische Übersetzung um 1590 herum hergestellt worden.[2]) Lukian, der im Elisabethzeitalter sehr viel gelesen und zitiert wird, war mit seinen Religionsspöttereien wohl geeignet einen etwa vorhandenen Hang zur Skepsis und selbst zur Blasphemie zu verstärken. Wie in Frankreich — vielleicht sogar durch französischen Einfluſs — wurde auch in England *Lukianist* als Synonymon für Atheist und Religionsspötter gebraucht.[3]) Selbst in der stoischen Philosophie lagen Elemente, die geeignet waren dem Glauben an Gott und an ein jenseitiges Leben Abbruch zu tun. Der unerschütterliche Gleichmut des Stoikers, der sich selbst genügt, nichts fürchtet und auch gegenüber den schlimmsten Schlägen des Sckicksals ungerührt bleibt, wirkte vielfach als Vorbild und Ansporn für die, die sich den Forderungen des Christentums zu entziehen wünschten. Nicht umsonst hatte sich schon Calvin gleichzeitig gegen Stoiker und Epikuräer als Atheisten gewendet.[4]) Endlich arbeitete auch die ganze antike Vor-

---

[1]) Vgl. Cicero, De Natura Deorum I 23, 42. So zitiert etwa Henry Smith in seiner Schrift *God's Arrow against Atheists* (1593) Protagoras und Diagoras nach Cicero's De Natura Deorum (vgl. unten).

[2]) Vgl. zu der ganzen Frage The Works of Thomas Nash ed. Mc Kerrow III 322, IV 428 ff., V 120. Jedenfalls wird Sextus Empiricns in den Schriften von Nash auffallend häufig zitiert.

[3]) Hierbei ist allerdings darauf zu achten, daſs es auch eine Sekte der Lucianisten gab. Vgl. Florimond de Raemond, Histoire de l'hérésie de ce siècle (Paris 1605) II 223 ff.

[4]) Vgl. Institutio I 16, 8. Vgl. die Beurteilung Miltons im Paradise Regained IV 299 ff.:

> The Stoic last, in philosophic pride,
> By him called virtue; and his virtuous man,
> Wise, perfect in himself, and all possessing
> Equal to God, oft shames not to prefer,
> As fearing God nor man, condemning all

stellung des Fatums dem christlichen Gottesbegriffe entgegen. So kommt es, dafs die Antike eine dauernde Rüstkammer der Freidenker blieb. Noch zu Beginn der neunziger Jahre hören wir aus dem Munde von Thomas Nash, dafs der Kampf gegen die Kirche mit Waffen geführt wird, die Aristoteles und anderen heidnischen Philosophen entnommen sind.[1])

Welch eine Stütze die deistischen und atheistischen Tendenzen der Zeit an der Kenntnis der antiken Philosophie hatten, zeigt aufs deutlichste die Stellungnahme gegenüber dem Atheismus, die uns in den Schriften von John Lyly und Sir Philip Sidney entgentritt. Ihre Auseinandersetzungen sind schon darum wertvoll, weil es sich bei ihnen nicht um die Erörterungen von Theologen handelt, die zwischen Atheismus und Häretikertum nie sauber zu scheiden wissen, sondern um humanistisch gebildete Geister, die genau wissen, worum es sich handelt. Aufserdem sind ihre Ausführungen bedeutungsvoll auch dadurch, weil sie sich eingeschoben finden in Werken der schönen Literatur, also nicht berechnet sind für einen in erster Linie theologisch interessierten Leserkreis. In dem Moderoman der Zeit, in Lylys *Euphues* (1578), wo der jugendliche Verfasser in Anschlufs an die oben geschilderten Bestrebungen Aschams die schädlichen Einflüsse Italiens auf die englische Jugend schildert, wendet er sich in einem besonderen Exkurse auch der Bekämpfung des Atheismus zu. Da wir wissen, dafs der *Euphues* eine Art von Schlüsselroman ist, in dem Lyly seine eigenen, noch nicht lange zurückliegenden Erfahrungen an der Universität Oxford schildert und da wir wissen, dafs Athen nur ein Deckname für Oxford ist, können wir aus dem Inhalt einige Schlüsse ziehen über die Gefahren, die nach der Ansicht des Verfassers damals der Oxforder Jugend durch

---

Wealth, pleasure, pain or torment, death and life,
Which, when he lists, he leaves, or boasts he can;
For all his tedious talk is but vain boast,
Or subtle shifts conviction to evade ....

[1]) Pierce Penilesse 1592 (Works ed. Grosart I 172): Whence a number that fetch the Articles of their Beleefe out of *Aristotle*, and thinke of heaven and hell as the Heathen Philosophers, take occasion to deride our Ecclesiasticall State, and all Ceremonies of Deuine worship, as bug-beares and scar-crowes, because (like *Herodes* soldiers) we diuide Christs garments amongst vs in so many peaces ....

atheistische Lehren drohten. Dafs es in der Schwesteruniversität Cambridge nicht anders aussah, werden wir bei der Besprechung von Marlow sehen. Für die Zustände an den Universitäten ist es sicher bezeichnend, dafs die beiden Atheisten Marlow und Greene ausgesprochene Akademiker sind. Dafs der junge, eben erst der alma mater entronnene fünfundzwanzigjährige Verfasser des *Euphues* die Farben sehr stark aufträgt, ist begreiflich. Alles mögliche Böse wird den Universitäten, vor allem Athen, nachgesagt, darunter dafs sie Brutstätten des Unglaubens und des Atheismus sind: *Be there not many in Athens which thincke there is no God? no redemption? no resurrection?*[1]) Von einem alten Manne in Neapel hört Euphues, dafs es in Athen mehr Leichtfertigkeit und Üppigkeit gibt als im ganzen sonstigen Europa und mehr Papisten, Atheisten, Sekten und Schismata als in allen Monarchien der Welt.[2]) Euphues fühlt sich berufen dieser Gefahr zu steuern und gibt daher für die Studierenden in Athen den Inhalt eines langen Gespräches wieder, das er kürzlich mit einem Atheisten geführt hat. Wie er diesen bekehrt hat, so hofft er auch, dafs die Studierenden in Athen aus der Lektüre dieses Gespräches im Glauben gestärkt hervorgehen werden. Dieser Dialog, betitelt *Euphues and Atheos*,[3]) der mit der vollständigen Unterwerfung des Atheos schliefst, lehrt uns nun zwar nichts über das, was wir gern wissen möchten, nämlich über die Persönlichkeiten und die Argumente der damaligen Atheisten, ist aber interessant allein schon durch die Tatsache, dafs der Verf. sich die Waffen für diesen Kampf pro et contra Atheismus aus der Antike holt und zwar aus Ciceros Schrift *De Natura Deorum*, wo in Dialogform die Fragen nach der Existenz und dem Wesen der Götter sowie nach der Erschaffung und Leitung der Welt ausführlich erörtert werden. Aus Cicero holt sich der Atheos seine Anschauung, dafs, wenn es überhaupt einen Gott gäbe, dieser nur die Welt sein könne, in der wir leben, da es nichts Erhabeneres als sie gäbe. Umgekehrt holt sich auch Euphues von hier die ersten seiner

---

[1]) In dem Abschnitt „Euphues and his Ephoebos" (Works ed. Bond I 274).
[2]) Works ed. Bond I 285.
[3]) ed. Bond I 291 ff.

Gegenargumente, um dann allerdings bald zu einer rein theologischen Beweisführung an der Hand biblischer Zitate überzugehen.[1]) Argumente und Widerstand des Atheos sind im Übrigen von einer solchen Dürftigkeit, daſs eine Analyse des weiteren Dialogs für unsere Zweke nicht lohnt.

---

[1]) ed. Bond I 364 ff.

(Schluſs folgt.)

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

A LATIN PARALLEL
FOR PART OF THE LATER GENESIS?

While reading the so-called 'hymn' *De Dei Judicii* ascribed to Beda (Giles: Bedæ Opera Omnia, Vol. I.), I was struck with the resemblance between some of the lines in this poem with certain portions of the Cædmonian *Fall of the Angels.* It occured to me as just possible that the author might perhaps have been influenced by the Latin poem in his conceptions of hell. The relevant portions are given below.

I must confess that the explanation of 'gnashing of teeth' as due to the cold of hell was new to me. It shows that it is unnecessary to ascribe the conception of hell as a place of cold, as well as heat, to Teutonic mythology.

Though Professor Klaeber (*Anglia*, XXX, VIII) quotes Beda. H. E. v. c. 12, he does not appear to mention the *De Die Judicii.*

90 Ignea tu tibimet cur non tormenta timebis,
Dæmonibus dudum fuerantque parata malignis
Quæ superant sensus cunctorum et dícta virorum,
Nec vox ulla valet miseras edicere poenas.
Ignibus eternæ nigris loca plena gehennæ,
95 Frigora mixta simul ferventibus algida flammis.
Nunc oculos nimio flentes ardore camini,
Nunc iterum nimio stridentes frigore dentes.
His miseris vicibus miseri volvuntur in ævum,
Obscuras inter picea caligine noctes.
100 Vox ubi nulla sonat, durus nisi fletus ubique,
Non nisi tortorum facies ubi cernitur ulla.
Non sentitur ibi quidquam nisi frigora, flammæ
Fœtor et ingenti complet putredine nares,

Os quoque flammivom, lugens implebitur igne,
105 Et vermes lacerant ignitis dentibus ossa.
Insuper et pectus curis torquetur amaris,
Cur caro luxurians sibimet sub tempore parvo
Atro perpetuas meruisset carcere pœnas,
Lucis ubi miseris nulla scintilla relucet.
110 Nec pax, nec pietas, imo spes nulla quietis,
Flentibus arrident, fugiunt solatia cuncta.

Forþon þe heo his dæd 7 word
noldon weorðian, forþon he heo on wyrse leoht
under eorðan neoðan ællmihtig god
sette sigeleasan, on þa sweartan helle.
Þær hæbbað heo on æfyn ungemet lange
ealra feonda gehwilc fyr edneowe;
þonne cymð on uhtan easterne wind,
forst fyrnum cald, symble fyr oððe gar:
sum heard geswinc habban sceoldon;
309—317.

Lagon þa oðre fynd on þam fyre, þe ær swa feala hæfdon
gewinnes wið heora waldend: wite Þoliað,
hatne heaðowelm helle to middes,
brand 7 brade ligas, swilce eac þa biteran recas,
þrosm 7 þystro; 322—326.

sohton oþer land;
þæt wæs leohtes leas 7 wæs liges full,
fyres fær micel. Fynd ongeaton,
þæt hie hæfdon gewrixlod wita unrim. 333—335.

her is fyr micel
ufan 7 neoðone, ic a ne geseah
laðran landscipe: lig ne aswamað,
hat ofer helle. 374—377.

Ac ðoliaþ we nu þrea on helle, þæt syndon þystro 7 hæto
grimme grundlease; hafað us god sylfa
forswapen on þas sweartan mistas. 389—391.

he hæfð us þeah þæs leohtes bescyrede,
beworpen on ealra wita mæste. 392—393.

Ne gelyfe ic me nu þæs leohte furðor. 401.

SOUTHAMPTON. S. J. CRAWFORD.

WEITERE BEITRÄGE ZUR ALTENGLISCHEN WORTFORSCHUNG.

Was haben wir uns unter ae. *molegn* vorzustellen?

Sweet hat das Wort in seinen OET. Seite 578 a unerklärt gelassen. Der erste, der eine Deutung versuchte, war Hall, der in seinem 1894 erschienenen Dictionary auf Seite 219 a *molegn* 'galmum', 'curds?' buchte. Das haben dann Sweet im Dictionary und Bosworth-Toller aufgegriffen. Letzterer erklärt: 'a thick substance made of curds'. Und dementsprechend finden wir bei Kluge auf Seite 178 b seines ags. Lesebuches[4] *molegn* 'Quark?' verzeichnet. Nun ist *molegn* sicher eine *n*-Erweiterung von **moleg*, gebildet genau so wie *ifegn* von *ifeg*, *holegn* von **holeg*, *worþign* von *worþig*, über welche Wörter ich schon früher gesprochen habe. Ae. **moleg* aber stellt sich zu *molli* bei Burchard Waldis, Parabel vom Verlorenen Sohne 579 (Riga 1527): *en fette molli des morgens fro*, also die Frühstücks-Suppe ist gemeint. Das stimmt zu *molli, molge, mulge* 'Brotsuppe, eingeweichtes Brot' bei Dähnert, Plattd. Wtb., Stralsund 1781. *Mölgen*, fügt er erläuternd hinzu, 'heifsen dicke Brotschnitte, die mit der kochenden, fetten Brüh geräucherten Fleisches durchzogen sind und so gegessen werden'. Dasselbe meint Frisch 668 mit seinem 'eine *fleischmolge* edder soppe'.

Über das Lemma *galmum* werde ich in einem besondern Artikel ausführlicher zu reden haben.

Herþa 'nebris' *hyrþ* 'aegis' = 'caprae pellis'; 'cartula'.

Über diese Wörter habe ich in den Engl. Stud. 38, 293 und 41, 323 gehandelt und die Wahrscheinlichkeit eines Gebrauches von *hyrþ* im Sinne von *bócfell* im Leben Guthlacs

ed. Gonser, Seite 103[52–53] dargetan. Diese Darlegung hat Hall 1916 sich, wie billig, in der zweiten Auflage seines Concise Dictionary mit dem Eintrage *hyrð* f. 'skin, hide' zu Nutze gemacht. Aber unter *heorða* 'deer (or goat?) skin' verfehlt er auf *hyrð* zu verweisen, obwohl kein Zweifel darüber obwalten kann, dafs diese beiden Wörter mit einander verwandt sind und sich zu ahd. *herdo* 'pellis' stellen, wie schon 1896 aus E. Zupitza, Die germ. Gutturale, S. 111 zu ersehen war. Trotzdem hält es noch 1922 Toller in Part III seines Supplements der Mühe nicht für wert, seinem Leser diese Erkenntnis zu vermitteln. Das einzige was er da unter *heorþa* zu dem Eintrage im Dictionary hinzuzufügen hat, ist die Angabe, dafs *herþa* die handschriftliche Lesung in Ælfrics Gramm. Z. 321, 5 ist und der Verweis auf St. Chrodegangs Regel 48, 26 für einen weiteren Beleg von *heorþa*. Die Verwandschaft mit *hyrþ* bringt er ebensowenig zur Geltung als Hall und versteift sich zudem darauf, *hyrd* (ohne Geschlechtsangabe) zu buchen (mit dem einzigen Belege aus Guthlacs Leben), obwohl er an das im Berner Oberlande gebräuchliche *Herde, Härde* 'Schaf- oder Ziegenfell' erinnert, das ahd. *herdo* fortsetzt.

Was hat der Glossator von WW. 241[30] unter *hwite cylle* verstanden?

Unter den Zusammensetzungen mit *hwíte*, die Toller im Supplemente Part III Seite 583 b aufführt, findet sich auch *hwíte-cylle*, das er aus dem Ms. Harl. 3376. nach Wright Voc. II, 150, 14 (= WW. 241[30]) so gibt: *hwíte-cylle* 'folle bubulum, uas pice oblitum' und '*some kind of bag* or *vessel*' bedeutend erklärt. Was für ein Sack mit *hwitecylle* gemeint sein mufs, hätte er aus den verwandten Corpusglossen ersehen können, auf die er selbst verweist (ed. Hessels C[1]) 956, *Culleum . folle . bubulum,* ibid. C[1]) 926, *culleum . uas pice oblitum,* ibid. I[1]) 224, *In culleū . in follem bobulinū . et . aliter machina con-*[2]) *texta*[3]) . *et bitumine lita.* Wenn er die zuletzt angeführte Glosse bei Götz im Thesaurus Glossarum Emendatarum verglichen hätte,

---

[1]) Toller versteift sich darauf, statt des Buchstabens, unter dem bei Hessels die Glosse leicht zu finden ist, die Seite anzugeben.

[2]) Durch umgekehrtes *c* ausgedrückt.

[3]) Toller druckt versehentlich *-tenta*; ebenso *Corpl. Gl.* statt *Corp. Gl.*

würde er gefunden haben, daſs ich dieselbe aus Orosius V, 16, 23 nachgewiesen hatte, und aus der Orosiusstelle war unschwer die Kenntnis zu gewinnen, daſs der Glossator mit *hwitecylle* einen *Strafsack*, also *wítecylle* gemeint haben muſs, daſs also hier dasselbe unberechtigte *h* vorliegen muſs, das für die Schreibung *hwitehrægl* statt *witehrægl* im Pariser Psalter 29[11] und 34[13] verantwortlich ist. Die Orosiusstelle lautet: *Publicius siquidem Malleolus seruis* **adnitentibus** *matrem suam interfecit, damnatus parricidii insutus* **in culleum** *et in mare proiectus est.* Ich habe auch *adnitentibus* durch Fettdruck hervorgehoben, da auch diese Glosse im Corpus A 220 vertreten ist unter den Orosiusglossen, die dieses Glossar mit Epinal-Erfurt gemein hat. Trotzdem aber Götz schon vor Jahren die Quelle auf meine Veranlassung angezeigt hatte, hat sich Toller nicht bemüſsigt gesehen, diese richtige Kenntnis seinen Lesern zu vermitteln.[1]) Was die Glosse *in culleum* anbelangt, so lautet sie im Epinal (meine Ausgabe Seite 12, Kol. cd, 36) *inculē*[2]) . *in follē*[3]) *bubolinū*[3]) *etaliter machina contexta et bitumina lita.* Wie wichtig die Kenntnis der Quelle der Glosse ist, davon legt Sweets merkwürdiges Miſsverständnis der vorhergehenden Glosse in curia *inmæthlae* (Epinal), incuria . *inmaeðle* (Corpus) beredtes Zeugnis ab. Hätte er *in curia* von Orosius IV 22, 8 als ihr zugrunde liegend gekannt, würde er nicht *inmæðle* 'recklessness' OET. 595 b angesetzt und in seinem Dictionary wiederholt haben.

Ae. *cnáwlǽc* = ne. knowledge.

Daſs ne. *knowledge* seinen Vorläufer in ae. *cnáwlǽc* hat, habe ich in den Englischen Studien 46, 176 gezeigt und infolge verzeichnet Hall[2], Seite 63 a, *cnáwlǽc* 'knowledge'. Das ae. Wort steht aber an der von mir zitierten Stelle aus Birch Cart. Sax. III 583 nicht sowohl im Sinne vom heutigen '*knowledge*' = Kenntnis, sondern vielmehr von 'Anerkennung = *acknowledgment*, hat also dieselbe Bedeutung wie *cnáw*(*e*)-*lǽcing*, das Hall[2] aus Kembles Cod. Dipl. IV 193[12] bucht.

---

[1]) Was erst Lindsay 1921 tut.

[2]) *in culeum* aufzulösen.

[3]) = *follem bubolinum*; so ist auch das Lemma der Harleian Glosse [*in*] *folle*[*m*] *bubul*[*in*]*um* herzustellen.

Hall hat aber wahrscheinlich nicht sowohl die Bedeutung angeben, als vielmehr auf *knowledye* im NED. verweisen wollen. Zu dem Zwecke hätte er auch unter *cnáw(e)lǽcing* vor *acknowledgment* auf *knowledging* im NED. den Leser hinweisen sollen. Während Hall[2] bereitwillig anerkennt, dafs er mir seinen Eintrag *cnáwlǽc* verdankt, hat Toller vorgezogen, auf das von Plummer[1]) angesetzte *tócnáwlíce* zurückzugehen. Daher der Eintrag im Supplement Part I: *cnáwlíce*. v(ide) *tó-cnáwlíce* und Part III: *tó-cnāwlíce*; Chr. 963; P. 117, 12 l(ege) *tó cnáwléce* 'in acknowledgment'. Unter *Additions and Corrections* am Ende von Part III wird dann nochmals auf den betreffenden Eintrag in Part I Bezug genommen und der Leser aufgefordert, dafür einzusetzen: [*cnáwléce* in the phrase *tó cnáwléce* in acknowledgment: — *Ic gife tó cnáwléce Scē Peter mín messehacel* Chr. 963; P. 117, 12]. Wäre es nicht viel einfacher gewesen, dem Beispiele Halls zu folgen?

Ae. *cnéowian* 'to know carnally'.

Diesen Eintrag bringt Hall[2], Seite 63 b, neben *cnéowian* 'to kneel', auf Grund von Ælfrics Lives of Saints ed. WW. Skeat XII[7]. Hier hat Hall ausnahmsweise einmal unterlassen, auf meinen ausführlichen Nachweis der Bedeutung *generare* von *cnéowian* in EStud. ausdrücklich den Leser hinzuweisen, die klar in dem Satze *Man ne mot cneowian on Sunnandágum* zutage liegt. Das hindert aber Toller nicht, diese Ælfricstelle für *cnéowian* 'knieen' in Anspruch zu nehmen! Und der Fehler ist auch nicht unter *Additions and Corrections* beseitigt worden.

---

[1]) Das von Birch l. l. gedruckte Dokument ist nämlich dem Laud Ms. der ae. Chronik zum Jahre 963 entnommen und auf Grund der Stelle *ic gife to cnawlece Scē Peter min messe hacel ⁊ min stol ⁊ min rœf, Criste to þeuwian* führt Plummer im Glossar ein *tó-cnáwlíce* 'expressly' an.

BRISTOL, CONN. OTTO B. SCHLUTTER.

DEISMUS UND ATHEISMUS IN DER ENGLISCHEN RENAISSANCE.

(Schlufs.)

Der gleiche Unglaube, der sich auf Argumente der antiken Philosophen stützte und aufser bei den Studierenden auch in den gebildeten Kreisen des Hofes zu Hause war, veranlafste Philip Sidney in seiner *Arcadia*, und zwar in der zweiten völlig umgearbeiteten Fassung (1581—82), in dem grofsen Gespräch zwischen Cecropia und Pamela, eine Widerlegung atheistischer und mechanistischer Lehren einzufügen.[1] Waren es doch nach seiner Ansicht die griechischen Philosophen gewesen, die einst den alten Götterglauben abgeschüttelt und dafür den Atheismus gebracht hatten.[2] Wenn er in der *Arcadia* auf das Problem des Atheismus näher einging, so erklärt sich das zur Genüge aus der Absicht, die er mit der Niederschrift dieses Werkes verband, hinter dem Schleier von romanhaften Begebenheiten Lehren über Politik, Moral, Philosopie, Religion usw. zu geben;[3] möglicherweise aber hat ihn auch noch ein besonderer Grund gerade auf dieses Problem hingewiesen, nämlich der Gegensatz zu seinem im Geruch des Atheismus stehenden Rivalen, Edward de Vere, Earl of Oxford, der sich 1579 zu einem offenen Konflikt verschärft hatte.[4] Möglicherweise wurde er auch angeregt durch eine Schrift seines Freundes, des Hugenotten Du Plessis-Mornay, betitelt „Apologie des Christen-

---

[1]) The Countesse of Pembroke's Arcadia ed. A. Feuillerat, Cambr. 1912, S. 406 ff.

[2]) Vgl. Sidney's Defense of Poesy (1579—80), ed. A. Cook, Boston 1890, S. 42.

[3]) Vgl. F. Brie, Sidney's Arcadia, Strafsburg 1918.

[4]) Vgl. H. R. Fox Bourne, A Memoir of Sir Philip Sidney, Lo. 1862, S. 242 ff. Sieh auch weiter unten S. 110 ff.

tums gegenüber Atheisten, Epikuräern, Heiden, Juden, Mohammedanern und anderen Ungläubigen", die im Jahre 1581 erschienen und Sidney sicherlich sofort zu Augen gekommen war.[1]) Durch das Zeugnis der Arcadia erfahren wir einiges Positive über die Argumente, deren sich die englischen Atheisten zu bedienen pflegten; sie sind identisch mit denen der Sophisten und Epikuräer. Wenn bei Sidney die Atheistin Cecropia behauptet, dafs die Religion von grofsen Gelehrten in die Welt gesetzt worden sei, um als Schreckgespenst zu dienen bei der Erziehung der Eitlen und Schwachen, so ist das eine Ansicht, die von den Sophisten des Altertums bereits geäufsert und von Cicero mit ganz ähnlichen Worten wie bei Sidney vorgetragen worden war (De Natura Deorum I 42 § 119). Da man in den humanistisch gebildeten Kreisen auch die Meinung des Tyrannen Kritias kannte, der den Götterglauben für die Erfindung eines weisen Staatsmannes erklärte, um so die Bürger zum Gehorsam zu erziehen, brauchen wir für Anschauungen dieser Art Machiavelli nicht erst heranzuziehen. Cecropias weitere Behauptung, dafs Furcht und Unwissenheit, etwa bei der Erscheinung des Donners, den Menschen zuerst dazu gebracht hätten an übernatürliche Dinge zu glauben, war in Lucretius' Schrift *De Natura Rerum* (V v. 1217, VI v. 49 ff.) und an anderen Orten leicht zu finden. Ihre Ansicht von der Entstehung der Welt durch eine zufällige oder natürliche Vereinigung der Atome, wobei die schweren Körper nach unten fielen, stammt aus der Lehre Epikurs, wie sie Sidney sowohl bei Lukretius als bei Cicero (De Natura Deorum I 6, 24) finden konnte.[2]) Auf epikuräische Gedankengänge geht endlich auch

---

[1]) Einiges über den Inhalt bei Bezold II 299 ff.; 311 ff. Im Jahre 1584 oder 85 übersetzte dann Sidney die Widmung und die ersten Kapitel der Schrift.

[2]) Dafs als Ausgangspunkt für Sidney insbesondere Ciceros Schrift *De Natura Deorum* in Betracht kommt, sehen wir auch daran, dafs von den Gegenargumenten der Pamela sich eine ganze Reihe bei Cicero finden, insbesondere eins, das nur aus ihm entlehnt sein kann: This hearde I once alledged against such a godlesse mind as yours, who being driven to acknowledge these beastly absurdities, that our bodies should be better then the whole worlde, if it had the knowledge, whereof the other were voide; he sought (not able to answer directly) to shifte it of in this sorte: that if that reason were true, than it must followe also, that the worlde must have in it a spirite, that could write and reade to. and be learned;

zurück Cecropias Äufserung, es sei ebenso töricht, wenn Menschen glaubten, es gäbe himmlische Mächte, die durch ihr Gebet gerührt oder durch ihre Handlungen erzürnt werden könnten, als wenn Fliegen glauben würden, dafs die Menschen sich darum kümmerten, welche von ihnen am schönsten summte oder am schnellsten flöge. Sidney's auffälliger Kampf wider den Atheismus, der nichts mit der üblichen Abwehr der Theologen zu tun hat, legt die Frage nahe, wie weit in seinen eigenen Kreisen, und damit auch wie weit am elisabethanischen Hofe, der eines der grofsen Zentren der Bildung darstellte, deistische und atheistische Ansichten verbreitet gewesen sind. Die Beantwortung der Frage wird aufserordentlich erschwert durch die Tatsache, dafs man sich am englischen Hofe nicht entfernt so ungestraft äufsern durfte wie am französischen, da sowohl Königin Elisabeth wie die regierenden Staatsmänner schon aus politischen Rücksichten Achtung vor der Staatsreligion verlangten und im Gegensatz zu einer grofsen Reihe von französischen und italienischen Herrschern und selbst Päpsten auch im engeren Kreise die Zügel nicht lockerten. Von aufsen gesehen lebte das Ideal des christlichen Hofmannes noch in aller Munde und ein öffentliches Sichbrüsten mit dem Unglauben, wie wir es etwa im 17. und 18. Jahrhundert bei den französischen Schöngeistern der Salons finden, kam für die elisabethanische vornehme Gesellschaft nicht in Betracht. Dafs man im Volke gerade die Grofsen des Reiches gern des Atheismus' beschuldigte, besagt an und für sich noch nicht viel, denn es ist zu allen Zeiten ein Vorrecht des Bürgers gewesen Tugend und Frömmigkeit für sich in Anspruch zu nehmen und den anderen Klassen abzusprechen; wie wir gleich sehen werden, zieh man in allen möglichen Kreisen des Volkes wahllos die leitenden Staatsmänner des Machiavellismus und des Atheismus. Aber wir werden bedenklich, wenn selbst ein so gebildeter und aufrechter Mann der Feder wie Thomas Nash

since that was in us so commendable. Vgl. Cicero a. a. O. III 9: Was Vernunft hat, ist besser als das, was keine hat; nun gibt es nichts Besseres als die Welt, folglich hat die Welt Vernunft. Läfst man diesen Schlufs gelten, so kann man auch leicht beweisen, dafs die Welt am besten Bücher zu lesen versteht. Denn man könnte in der Weise von Zeno so schliefsen: Das Gelehrte ist besser als das Ungelehrte; nun gibt es nichts Besseres als die Welt, folglich ist die Welt gelehrt.

bei seinem Appell an die Universitäten der atheistischen Seuche entgegenzutreten (1593) darauf anspielt, dafs gerade bei Hofe und in der Stadt London eine Menge von Leuten in hervorragender Stellung atheistische Ansichten hegen;[1]) nicht minder, wenn im Zeitalter Jakobs I. (1605) ein Geistlicher von der Bedeutung John Doves die Ansicht vertritt, dafs der Atheismus in den Kreisen des Hofes besonders blühe, und eine ausführliche Beschreibung einer besonderen Gattung machiavellistisch gesinnter Atheisten gibt, die sich in die Häuser der Vornehmen und in die Fürstenhöfe hineinschmeicheln.[2]) Auch wenn wir vom Standpunkt unserer heutigen Kenntnis aus die Reihe der skrupellosen und energischen Persönlichkeiten, die damals das Schicksal Englands in Händen hielten, auf das hin betrachten, was wir von ihrer Politik und ihrem Privatleben wissen, so werden wir bei nicht wenigen von ihnen den Eindruck haben, dafs innerliche Frömmigkeit nicht zu den Triebfedern ihres Handelns gehörte. Schon die Frage, ob Elisabeth innerlich irgendwie gläubig war, mufs für uns offen bleiben. Bedenklich mufs uns stimmen, dafs wir im Falle Raleigh atheistische Neigungen mit Sicherheit feststellen können,[3]) noch bedenklicher, dafs man von dieser gerichtlich festgestellten Tatsache ebensowenig wie von dem gleich zu erörterndem Falle des Earl of Oxford irgend welches Aufheben machte, offenbar doch darum, weil in diesem Punkte unter den Auguren ein stillschweigendes Einverständnis herrschte. Essex, der seine Frömmigkeit stark zur Schau trug, pflegte seinerseits seine Umgebung wohl nicht ohne Ursache der Laxheit und des Atheismus zu zeihen.[4]) Im Grunde spricht also alles dafür,

---

[1]) Christs Tears over Jerusalem (Works ed. Mc Kerrow II 121): You are not halfe so wel acquainted as them that lyue continually about the Court and Citty, how many followers this damnable paradoxe hath: how many high wits it hath bewicht. Vgl. unten S. 145.

[2]) Vgl. unten S. 162. [3]) Vgl. unten S. 139 ff.

[4]) Cal. of State Papers, Domestic, 1598—1601 S. 566 (1601, 14. Febr.?): Directions for the preachers: .... In matters of religion, his dissimulation and hypocrisy are now disclosed. As he behaved, he was accounted in effect the only nobleman that cared for religion; his manner was to censure all men; some were cold professors, others neuters or Atheists, and lately, whilst he has been busy in plotting his treasons, two sermons in a day could scarce content him, such was his burning zeal to the Gospel.

dafs in den Kreisen des Hofes deistische und atheistische Ansichten verbreitet waren, nur dafs man nach aufsen hin eine Mauer religiös-politischen *cants* errichtete.

Zur Infektion der Hofkreise trug vermutlich auch einiges bei die gelegentliche Berührung mit freidenkenden Geistern des Auslandes. Obwohl damals Holland und Polen die Hauptzufluchtsstätten für freigeistige Flüchtlinge bildeten, kamen einige von ihnen auf ihrer Wanderschaft doch auch nach England. Man überwachte sie hier zwar, sah ihnen aber wenn politische Erwägungen ihnen gegenüber nicht in Betracht kamen, mehr nach als den eigenen Landsleuten. Interessant ist in dieser Hinsicht, auch gerade für das Spitzeltum in religiösen Dingen, ein Bericht aus dem Jahre 1582 über einen Spanier bei Hofe mit Namen Coranus, der zwar an die Vorsehung Gottes glaubt, aber die Prophezeiungen des alten Testamentes für Erfindungen der Rabbiner hält, dementsprechend auch nicht an Christus als den Messias glaubt und die Aussagen der Apostel für Aberglauben und Heuchelei erklärt, Das Merkwürdigste an diesem Berichte[1]) ist indessen, dafs als Denunziant eine bekannte Persönlichkeit auftritt, die damals

---

[1]) Calendar of State Papers, Foreign, 1581—82. Nr. 574, A. D. 1582, March 3 (Bericht von W. Herle an Lord Leicester):

There is here one Francis Puccio, a Florentine, who haunted in England for some while both in the University of Oxford and the City of London esteemed to be well learned; who coming over when you accompanied Monsieur has assured me that Coranus the Spanish preacher is one of the "dangerowst" persons for his life and opinions that ever lived in State. He affirms that Coranus, whatever he pretends outwardly of religion and doctrine, holds inwardly the contrary, and has maintained to Puccio that the Messias Christ was never promised, nor ever came, but was a thing invented by the Rabbins, and that the Jews of Asia are still of that opinion. And touching the faith delivered by the Apostles, that it was grounded upon supposition [qy. superstition] and hypocrisy, and consequently a "collusion". Only he says that God has a providence over his creatures, and rules the "success" of things.

The means, says Puccio, to sound Coranus touching this his most blasphemous and pestilent sect, is to have some one, after conference twice or thrice with him, to doubt of the Messias' coming and of the promise made on his behalf; whereupon Puccio affirms that he will make no difficulty to discover himself; which were well done, to the glory of God, and the good of the realm. Yet it appears that Puccio also has strange conceits of religion, by the manner of the discourse and "purposes" that he held with me.

bereits selbst im Verdachte des Unglaubens stand, der Florentiner Francisco Puccio, der um 1574 in Oxford graduiert hatte, sich dann in London aufhielt und zeitweilig ganz offenkundig einen vernunftgemäſsen Deismus vertrat. Dilthey hat ihn zu einem Vorläufer Herbert of Cherbury's stempeln wollen.[1]) Über Puccios Aufenthalt in England ist Genaueres noch nicht bekannt; jedenfalls verkehrte er näher mit dem Astrologen John Dee, mit dem zusammen er später (1585) spiritistische Experimente am polnischen Hofe veranstaltete.[2]) Daſs man selbst in innerlich religiösen Kreisen des Hofes auf Grund der humanistischen, besonders platonischen Bildung sehr tolerant dachte, zeigt die glänzende Aufnahme, die Giordano Bruno trotz seiner allgemein bekannten Oxforder Erfahrungen selbst bei Männern wie Walsingham und Sir Philip Sidney fand.

Daſs es um diese Zeit ganz ähnlich wie in Frankreich[3]) auch in England bereits den Typus des frivolen Hofatheisten gab, zeigt uns dàs Beispiel von Edward Vere, Earl of Oxford (1550—1604). Edward Vere, der eine hervorragende Rolle

---

[1]) Einige Angaben über Puccio bei Dilthey, Gesammelte Schriften II 253 Anm. 6. Da auch mir die Schrift Puccios De efficacitate Christi &c (Gouda 1592) unzugänglich ist, möchte ich auf eine Gegenschrift von Lucas Osiander (Refutatio Scripti Satanici a Francisco Puccio Filidino in lucem editi &c, Tübingen 1593) hinweisen, wo in dem Vorwort ein sich nicht mit Namen nennender theologischer Kollege Osianders Puccio vor allem vorwirft, daſs er *omnem Theologiam ad Rationem humanam accomodat* und daſs er *omnibus Religionibus eundem honorem habet* (vgl. dazu im Text S. 38 ff.). Die Zusammenfassung am Schluſs (S. 196) enthüllt folgendes Bild: Dum enim Puccius amplificare videtur efficacitatem Meriti Christi: revera totum Christianismum cum omnibus aliis religionibus confundit, eiusque verum discrimen tollit: occulte cum Alcorano Mahumetico colludit: Iudaeos, Servatoris nostri iuratos hostes, in Ecclesiam filiorum Dei aperte introducit: Ethnicis etiam coelum promittit. Cum Anabaptistis peccatum Originale negat: dum id adeo extenuat. Cum Schwenckfeldianis totius Ministerii Evangelici necessitatem tollit. Cum Calvinistis Sacramentorum vim et substantiam enervat. &c.

[2]) Vgl. DNB unter Dee. Einiges auch bei Charlotte Smith, John Dee, London 1909.

[3]) Vgl. Bezold II 308. Über Blasphemien in der vornehmen französischen Gesellschaft vgl. H. Estienne, Apologie pour Hérodote, Cap. XIV 1. Auch G. de Rebreviattes behauptet in seiner Schrift L'Impiété combatue par des Infidèles (1612), daſs der Atheismus seine Anhänger in den höheren Kreisen habe (vgl. Sabrié, Pierre Charron, L'Homme, L'Oeuvre, L'Influence, Paris 1913, S. 193 ff.).

am elisabethanischen Hofe spielte und auch als Dichter sich hervortat, hatte 1575—76 in Italien geweilt und nach dem Zeugnis der Zeitgenossen von den Sitten Italiens mancherlei angenommen;[1]) so liegt es nahe seinen Hang zur Blasphemie und seinen offen zur Schau getragenen Atheismus mit diesem Aufenthalt in Verbindung zu setzen. Über den Unglauben dieses zügellosen, von wilden Leidenschaften beherrschten Hofmannes, dem man alle möglichen Laster und Schandtaten nachsagte, erhalten wir einige Anhaltspunkte durch eine Reihe von undatierten Aktenstücken (1581?),[2]) in denen neben allen möglichen andern Untaten von seiner *horrible and detestable blasphemy,* seiner *irreverence of the Scriptures* und seinem *atheism* die Rede ist. Dafs auch sonst unter der adligen Jugend atheistische Lehren verbreitet waren, verbürgt uns das Zeugnis von Harrison, der unter den Lastern, welche die Söhne der Vornehmen von ihren Italienreisen nach Hause mitbringen, an erster Stelle den Atheismus erwähnt und gottlose Aussprüche von solchen mitteilt, die von dort zurückgekehrt sind, so *He is a foole that maketh accompt of any religion* oder *I care not what you talke to me of God, so as I may have the prince and the lawes of the realme on my side.*[3]) Während wir den Fall von Edward Vere und den später zu erörternden von Raleigh als gesichert annehmen dürfen, werden wir uns in den anderen Fällen, wo Hofleute von ihren Gegnern des Atheismus beschuldigt werden, lieber skeptisch verhalten. Wurde doch schon Sir Francis Bryan († 1550), der Freund Wyatts, ohne dafs wir dafür irgend einen zureichenden Grund sehen können, von der Nachwelt des Atheismus bezichtigt.[4]) Gleiches Mifstrauen ist angebracht in dem Falle Lord Leicesters, der in der anonymen, in England seiner Zeit sehr verbreiteten Schmähschrift vom Jahre 1584, betitelt *Leycesters Common-*

---

[1]) Vgl. DNB und den Bericht, den Harvey (Letter Book S. 97) über den Aufenthalt Edward Vere's in Italien gibt.

[2]) Calendar of State Papers, Domestic Series 1581—1590, vol. 151, Nr. 45, 49, 57.

[3]) Die Stelle findet sich in der 2. Ausgabe der *Description of England* vom Jahre 1586 (Buch II, Cap. V), ed. Furnivall, New Shakespeare Society 1877, S. 129 ff.

[4]) Vgl. Gisberti Voetii Selectarum Disputationum Theologicarum Pars Prima, Utrajecti 1648, S. 221.

wealth, als ein zweiter Heliogabolus und Machiavelli hingestellt und aller möglicher Schandtaten, darunter auch des Atheismus, geziehen wird.[1]) Wir werden um so mehr Vorsicht walten lassen als in derselben Schrift auch andere bekannte Gelehrte, der Mathematiker und Astrologe John Dee und ebenso Allen, als Agenten Leycesters und als *Galenists* und *Atheistes* hingestellt werden. Wie wahllos man mit Beschuldigungen solcher Art gegen die angesehensten Männer des Hofes vorging, lehren die Verhandlungen gegen Cholmeley (1593; vgl. unten S. 132) sowie der Essexprozeſs (1601), wo auf der einen Seite Essex selbst von dem Ankläger Elverton des Umganges mit Atheisten beschuldigt wird[2]) — ein Vorwurf, den er noch auf dem Schaffott zurückweist — und auf der anderen Seite ein Parteigänger von Essex, ein Pastetenbäcker, der zu seinem Haushalt gehört, den Staatssekretär Robert Cecil, den Gegner seines Herrn, des Atheismus beschuldigt.[3])

Den Gebildeten, die sich die Bausteine für ihre deistischen oder atheistischen Anschauungen aus antiken Schriftstellern holten, standen auch noch andere Quellen zu Gebote, zu denen der Zugang allerdings mit Schwierigkeiten verknüpft war. Das waren die Werke der aufgeklärten Geister des Mittelalters und der Renaissance. Da ihre Verbreitung in England verboten war, und schon der bloſse Besitz derartiger Schriften dem Eigentümer Gefahr brachte, konnten sie höchstens in einzelnen Exemplaren nach England hinüberwandern, wo sie dann unter der Hand verbreitet wurden. Daſs solche Möglichkeiten vorhanden waren, sehen wir daran, wie trotz aller

---

[1]) Leycesters Commonwealth ed. F. J. Burgoyne, Lo. 1904, insbesondere S. 49 und 240.

[2]) Vgl. Camden (Annales 1625, S. 792): Essexium cum Catilina comparat, quod, ut ille cuiusque generis homines, ita et hic Atheos, Papistas, et sceleribus inquinatissimos, sibi adsciverit. Über die Rechtfertigung von Essex vgl. Cal. of State Papers, Domestic 1598—1601, S. 593: And whereas I have been condemned for my religion, I was never, I thank God, Atheist nor Papist, for I never denied the power of my God ...

[3]) *Item, he said further, that Sir Robert was an atheist, a "Machevell", and an enemy to his master.* Diese Verleumdungen brachten dem Zeugen eine vierzehntägige Gefängnisstrafe ein. Vgl. Calendar of MSS. of the Marquess of Salisbury, Part XIV (Addenda), H. M. Stationary Office 1923. — Weitere Beispiele bei Einstein, Tudor Ideals, S. 226 ff.

Vorsichtsmafsregeln auch Schriften häretischer Art, etwa solche anabaptistischer oder sozinianischer Richtung, nach England hinübergelangten; allerdings war bei den Schriften aufklärerischer Tendenz der Interessentenkreis vermutlich ein engerer. Bei dem Mangel an positiven Zeugnissen ist es fast unmöglich abzuschätzen, wie viel von dieser Art Literatur in England bekannt war. Wahrscheinlich war die Kenntnis nur eine geringe und unsichere. Einiges wird wohl bei den vielen Reisen, welche die Angehörigen der gebildeten Stände nach dem Kontinent unternahmen, ihnen dort zu Augen und zu Ohren gekommen sein; in der Heimat kannte man diese Schriften im Allgemeinen aber nur durch Hörensagen und wufste daher von ihrer Tendenz und ihrem Inhalt vielfach nur Bescheid aus Gegenschriften und durch verstreute Angriffe. Selbst bei Gabriel Harvey, dem bei seiner enormen Belesenheit und bei seiner genauen Kenntnis der Schriften von Machiavelli und Aretino auch die Bekanntschaft mit Schriften dieser Art zuzutrauen wäre, reichen die Anspielungen vielfach nicht aus, um zu entscheiden, ob er die Autoren, die er denunziert, auch wirklich gelesen hat. Die Stelle in seinen Randbemerkungen (1584), wo er der freigeistigen Äufserungen eines Galenus und Simplicius über Moses und der abfälligen Bemerkungen einiger Aristoteliker über Moses als Betrüger und über die Christen als Toren gedenkt,[1]) stammen auf alle Fälle aus zweiter Hand, nämlich aus Ramus, De Religione I, cap. 7. Auf eine gröfsere Kenntnis aufklärerischer, besonders atheistischer, Literatur wird man aber vielleicht aus einer anderen Stelle (1584) schliefsen können, mit der er sich gegen die Machiavellisten und Atheisten wendet.[2]) Dafs er Schriften wie Pomponatius'

[1]) Vgl. Harvey, Marginalia ed. Moore Smith (1913) S. 204: Mosis origines, vehementer perstrictae a Simplicio, et Galeno: De quo videndus Balduinus J. C. in extremo fere Lib. 2. De coniunctione Historiae cum Jurisprudentia. A nonnullis Aristoteleis, Moses, fabulator Aegyptius: Christiani, modo ignari Idiotae; modo τελχίνες, tanquam scelesti, furiosique nominantur. Ram. l. 1. de Relig. c. 7. et in Scholis physicis, et metaphysicis saepius.

[2]) A. a. O. S. 209: Impossibile est, aut novam politeian fundare, aut veterem tueri, sine Religione: In quo, plaerique Machiavellitae, et Athei, phantastice, ac pueriliter sapiunt, somniantes se posse, non obstante Religionis neglectu, aut contemptu, Respublicas, atque Regna politice gubernare: cum experti omnes, satis, superque senserint, quem plane ἀδυνατον sit, sine

De Immortalitate Animae kannte, zu der auch Verteidigungsschriften und Gegenschriften vorhanden waren, ist wahrscheinlich,[1]) wie er auch von Castellios aufklärerischen Ansichten etwas gewufst haben mufs.[2]) Da die Werke des Pomponatius in verschiedenen weit verbreiteten lateinischen Ausgaben vorlagen, ist damit zu rechnen, dafs man in England von ihnen etwas wufste. Zwar wird sein Name kaum genannt, aber die Ansichten der englischen Freigeister decken sich in auffallender Weise mit den seinigen. Pomponatius hatte die Vergänglichkeit der Seele als erwiesen vorausgesetzt, hatte behauptet, dafs auch Homer, Simonides, Hippocrates, Galen, Plinius und Seneca nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt hätten und hatte ferner den Gedanken des künftigen Lebens wie den von Lohn und Strafe im Jenseits als eine Erfindung der Regierenden und die Religionsstifter als eine Art von Politikern hingestellt. Ob die Schriften von Dolet in England verbreitet waren, mufs angesichts der einzigen mir bekannten Anspielung[3]) zweifelhaft bleiben. Dafs Burton in seiner *Anatomy of Melancholy* so ziemlich alle atheistischen Schriftsteller Europas bei Namen nennt,[4]) ist bei der ungeheuren Belesenheit dieses Autors noch kein Beweis dafür, dafs irgend jemand vor ihm in England sie kannte.

Am nächsten läge es naturgemäfs freidenkerische Ansichten in England in den achtziger und neunziger Jahren in Verbindung zu bringen mit dem Aufenthalt, den der flüchtige Giordano Bruno hier 1583—85 nahm.[5]) Das Überraschende

---

divino aliquo cultu, vel publicam Maiestatem, vel etiam privatum aliquem statum, diu sustinere.

[1]) Vgl. Marginalia S. 262 (1584): Tria nobilia et famosa problemata: ex Aristotelis, Auerrois, Plinii et Pomponatii Theorematis. — A Theological Discourse (1590): but of chiefest name those three notable pernitious fellowes, *Pomponatius* a great philosopher ... Pierce's Supererogation (1593): Mantua hardly beare Pomponatius, a poysonous Philosopher.

[2]) Vgl. A new Letter of Notable Contents (1593): but even Castilio, and Macchiavel, that were not greatly religious in conscience, yet were religious in pollicy (Works ed. Grosart I 292).

[3]) Vgl. John Dove's Confutation of Atheisme (1605) S. 3: Doletus who called Moses, Helias and Christ the three deceivers of the worlde.

[4]) Vgl. unten S. 165.

[5]) Ein solcher Versuch ist gemacht worden von katholischer Seite aus, von dem Historiker J. M. Stone, in seinem Aufsatz „Giordano Bruno in England“ (Studies from Court and Cloister, Edinburgh 1905).

ist aber, daſs von den englischen Zeitgenossen Brunos Name in einem derartigen Zusammenhange niemals genannt wird, obwohl jedermann wuſste, daſs er seine Vorlesungen in Oxford wegen seiner allzufreien Lehren hatte abbrechen müssen. Wie sich die Freunde und Schüler, die Bruno in England um sich sammelte, zu seinem naturwissenschaftlich-pantheistischen Weltbild gestellt haben, ist uns verborgen.[1] Daſs man jedenfalls in ihm nicht einen Atheisten, sondern einen phantasievollen gläubigen Christen pantheistischer Färbung sah, beweist allein schon die Aufnahme, die er beim englischen Hofe und bei so rechtgläubigen Christen wie Sidney und Fulk Greville fand, die sich mit ihm in theologischen und philosophischen Unterhaltungen zu ergehen pflegten;[2] hat Sidney es sich doch sogar gefallen lassen, daſs sein Schützling Bruno ihm seine beiden auf englischem Boden nicht nur entstandenen, sondern auch gedruckten Werke, *Spaccio de la Bestia Trionfante* und *Heroici Furori,* widmete. Dieser Verkehr von Sidney und Greville mit Bruno beweist zur Genüge, daſs Bruno, der Wittenberg für Gedankenfreiheit zugänglicher fand als Oxford, sich bei seinem Aufenthalt in London wohl hütete seine zu Zeiten so auſserordentlich scharfe Haltung gegenüber dem Christentum hervorzukehren, nicht aber daſs Sidney und Greville sich einem derartigen Standpunkt genähert hätten.[3] Endlich ist noch eines Werkes zu gedenken, das vermutlich in den achtziger Jahren in England bekannt geworden ist, des berüchtigten Buches *De Tribus Impostoribus*, das nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, erst 1598 im Druck erschien, sondern bereits um 1570 herum in irgend einer Fassung in Buchform vorhanden gewesen sein muſs.[4] Über

---

[1]) Über die geringe Verbreitung der Ideen Brunos in England vgl. auch S. B. Liljegren, La Pensée de Milton et Giordano Bruno. Extrait de la *Revue de littérature comparée,* année 1923, fasc. 4 (Paris, Champion, 1923).

[2]) Vgl. Frith, Life of Giordano Bruno, Lo. 1888.

[3]) Dies gegen Stone a. a. O.

[4]) Wie mir F. Rachfahl auf Grund von Brüsseler archivalischen Studien mitteilt, findet sich in dem Verzeichnis, das Viglius (Viegle von Aytta) ca. 1570 von seinen Büchern gemacht hat, auch bereits der Liber de Tribus Impostoribus. Damit erhält Mersennes Angabe (Questiones in Genesim 1623, Spalte 673) von dem Krakauer Druck vom Jahre 1588 neue Bedeutung. Vgl. über die ganze Frage W. Kraemer, Ein seltener Druck des Traktats De Tribus Impostoribus 1598 (Ztschr. f. Bücherfreunde N. F. 14; 1922). Auch

diese Schrift, die sich in einem teils skeptischen, teils verächtlichen Tone gegen die Religionsstifter Moses und Muhamed als Betrüger, daneben auch gegen Christus und den Gott der Bibel, im letzten Kerne gegen alle Religion und die Existenz eines Gottes überhaupt, wendet, liegen verschiedene Äufserungen vor, die zeigen, dafs man zu Beginn der neunziger Jahre in England in den Kreisen der akademisch gedildeten Schriftsteller, wenn vielleicht auch nicht mit der Schrift selbst, so doch jedenfalls mit ihrem Inhalt und der Frage nach dem anonymen Verfasser vertraut war.[1]) Dafs ein Buch wie dieses geeignet war Blasphemien, wie wir sie im Munde Marlows und anderer finden, zu ermutigen, ist nicht zu bezweifeln.

Als der eigentliche Vater des Atheismus aber galt in den Kreisen der Schriftsteller seit den Zeiten Aschams Machiavelli, nur dafs in den auf Ascham folgenden Jahrzehnten sich die Kenntnis seiner Lehren ganz allgemein verbreitet hatte. Dafs Machiavellis Schriften geeignet waren der Skepsis und dem Unglauben Vorschub zu leisten, ist nicht zu bezweifeln.[2]) Zwar wendet er sich nur an einigen wenigen Stellen direkt gegen den Offenbarungsglauben, aber gerade diese Stellen machten bei dem Ansehen, in dem die Schriften Machiavellis standen, den gröfsten Eindruck. Da waren einmal kritische Bemer-

---

ich rechne mit der Möglichkeit, dafs der sogenannte Druck vom Jahre 1598 im 18. Jahrh. angefertigt worden ist; nur nehme ich an, dafs er in diesem Falle als Vorlage einen älteren Druck oder eine Handschrift benutzt hat und so im Wesentlichen mit den Fassungen des 16. Jahrhunderts übereinstimmt. — Das Wort von den drei Betrügern ist neuerdings auf arabische Quellen (ca. 1080 n. Ch.) zurückgeführt worden von L. Massignon in einem Aufsatz La légende de "tribus impostoribus" et ses origines islamiques (Revue de l'histoire des Religions Bd. 82 (1920).

[1]) So Nash in *Unfortunate Traveller* (Works ed. Mc Kerrow II 265), der die Ansicht von der Verfasserschaft Aretinos zurückweist und seinerseits berichtet, er habe gehört, dafs einer von Machiavellis Schülern der Verfasser der Schrift sei und sie nach Aretinos Tode absichtlich unter dessen Namen herausgegeben habe (1592). Vgl. auch Harvey, der (1593) an zwei Stellen, im *New Letter of Notable Contents* (ed. Grosart I 290) und in *Pierce's Supererogation* (a. a. O. II 270) von Aretino als Verfasser dieses Werkes spricht, das er als *the most detestable Blacke-booke* und *the abhominablest in the world* bezeichnet.

[2]) Auch die neuere Forschung, voran Dilthey (Gesammelte Schriften II 27), sieht in Machiavelli vielfach einen Heiden und bewufsten Gegner der christlichen Religion.

kungen über Moses im *Principe* und über die Gründung der altrömischen Religion durch Numa Pompilius in den *Discorsi*, ferner in den letzteren (I 11 ff.) längere Ausführungen darüber, wie bei einem Volke neue Gesetze überhaupt nie eingeführt worden seien, ohne dafs man sich auf Gott berufen hätte — Auseinandersetzungen, welche die Folgerung in sich schlossen, dafs es für die Herrschenden darauf ankäme das Volk mit Religion zu betrügen, ohne dafs es davon etwas merke — und endlich (II 2) der berühmte Vergleich zwischen dem Christentum und dem Heidentum. Wenn für den modernen Leser diese Züge des Unglaubens in dem Gesamtbilde Machiavellis nicht sonderlich stark hervortreten, so empfand das 16. Jahrhundert, für das ein Angriff gegen das Christentum noch immer etwas Unerhörtes bedeutete, vielfach anders. Dem Publikum jener Zeit fiel es, wenn es diese Äufserungen Machiavellis zusammenhielt mit seiner ganzen moralisch-politischen Einstellung, nicht schwer in ihm eine Stütze des Unglaubens zu sehen und so haben Gelehrte aus den verschiedensten Lagern ihn schon frühzeitig als Atheisten empfunden und gebrandmarkt, so etwa Kardinal Pole (1535), Paulus Jovius (1557) und Bodin in seiner République (1577).[1] Dafs in einem Lande wie England, wo man der Politik und der Lehre vom Staate das denkbar gröfste Interesse entgegenbrachte, Machiavellis Schriften von Anfang an auf das sorgfältigste gelesen wurden, ist selbstverständlich. Schon durch die diplomatischen Beziehungen mit Italien mufs man in England auf diese Schriften gleich nach Erscheinen aufmerksam gemacht worden sein. Eine Übersetzung des *Principe* und der *Discorsi* war, wie wir sahen, in England allerdings ausgeschlossen, aber von 1553 ab stand neben dem italienischen Original des *Principe* auch eine französische Version zur Verfügung. Dafs in den sechziger und siebziger Jahren Machiavelli in England aufs eifrigste gelesen wurde, ist leicht zu erweisen. 1566 finden wir Ausgaben des *Principe* und der

---

[1]) Auch Campanella, der in seinem *Atheismus triumphatus* (1631) im 18. und 19. Kapitel eine ausführliche Widerlegung von *Machiavellus, phiala irae Dei* gibt, ist der gleichen Ansicht: Cumque esset animo acutus et impius, cogitavit omnes homines regnandi causa omnia opera sua facere, ita quod et Prophetas, et Philosophos, et Jesum, ambitione hac tactos, nova dogmata posuisse existimavit. — Vgl. auch Lessius in seiner Schrift De Providentia Numinis, Antwerpen 1617.

Discorsi in der Bibliothek von Sir Thomas Smith;[1]) von 1573 an sehen wir Harvey dauernd mit den Schriften von Machiavelli beschäftigt; 1574 wird der *Principe* von Sidney zitiert; 1579 weifs Harvey bereits zu melden, dafs *Principe* und *Discorsi* an der Universität Cambridge verschlungen werden.[2]) Da wir wissen, dafs auch Spenser, Marlow, Greene, Nash, Lodge, Werner und Ben Jonson Machiavelli im Original oder in französischer Übertragung gelesen haben,[3]) kann man wohl annehmen, dafs jeder Gebildete mit den Gedankengängen Machiavellis einigermafsen vertraut war. Um 1590 herum ist *Machiavellist* als Synonym für Atheist gang und gäbe. Dafs viele ihre Kenntnisse lediglich aus zweiter Hand bezogen, vor allem aus der viel gelesenen Gegenschrift des Hugenotten Gentillet (1576),[4]) liegt auf der Hand. Bei Gentillet, der in Machiavelli ein unmoralisches und unwissendes Scheusal, einen Atheisten und Verächter Gottes und der Religion sieht, fand der Leser die religiös-freigeistigen Ansichten Machiavellis, wenn auch in verzerrter Gestalt, bequem zusammengestellt in der Form von zehn kurzen Maximen. Wie es in der Natur solcher Kampfschriften liegt, wirkten die darin enthaltenen Angriffe und Übertreibungen auf der einen Seite wohl abschreckend, auf der anderen Seite aber waren sie auch geeignet die Phantasie und die Neugierde des Lesers nach der falschen Seite hin zu reizen. Dafs die Schriften Machiavellis eine Reihe von Leuten dem Unglauben zuführten, wird von einem so guten Kenner Machiavellis und der zeitgenössischen Literatur wie Gabriel Harvey in einer für unsere Zwecke auch sonst bedeutsamen Stelle seines *Theological Discourse* (1590) deutlich ausgesprochen.[5]) Dieses Urteil war keineswegs aus der Luft

---

[1]) Vgl. Strype, Life of Sir Thomas Smith (1820), S. 274 ff.

[2]) Vgl. die Angaben bei Edward Meyer, Machiavelli and the Elizabethan Drama, Weimar 1897. Für Harvey auch noch Gabriel Harvey's Marginalia ed. Moore Smith (1913).

[3]) Die Belege bei Meyer a. a. O. Von späteren, die Meyer nicht anführt, sei hier nur John Dove genannt (vgl. unten S. 162).

[4]) Vgl. Meyer S. 7 ff., der allerdings den Einflufs der Schrift Gentillets gegenüber dem Original stark überschätzt. Gentillets Schrift wurde 1577 von Simon Patericke ins Englische übersetzt, doch zirkulierte die Übersetzung bis 1602 nur im Ms.

[5]) Italy, in old times the true mirrour of virtue and manhood, of late yeares hath been noted, to breed up infinite Atheists, such Caesar Borgia

gegriffen. In den achtziger Jahren hatten sich innerhalb der Schriftstellerwelt Londons eine Anzahl junger und begabter Leute akademischer Bildung zusammengefunden, die zum guten Teil sicher unter dem Einfluſs Machiavellis den extremsten Ansichten in Bezug auf Religion zuneigten und auch andere zu ihrem Unglauben zu bekehren suchten, unter ihnen Marlow und Greene.

Der Fall Marlow ist für uns von einzigartigem Interesse schon dadurch, daſs hier autentische Berichte über mündliche Äuſserungen vorliegen. Während uns sonst von den Freigeistern des 15. und 16. Jahrhunderts fast alle wichtigeren Auſserungen nur in literarischer, für die Öffentlichkeit bestimmter Fassung erhalten sind, mithin gefärbt durch die Rücksichtnahme auf Publikum und Behörde, während wir also ein zuverlässiges Bild davon, wie weit etwa ein Machiavelli oder Bodin in ihrem Unglauben gegangen sind, überhaupt nicht gewinnen können, vielmehr uns anerkanntermaſsen hier auf unsicherem Boden bewegen, erhalten wir im Falle Marlow eine wirkliche Anschauung davon, wie weit Freigeister dieser Zeit in ihrer Skepsis und in ihrem Atheismus gegangen sind. Der Schleier, der über dem ganzen Problem von Glaube und Unglaube in der Renaissance liegt, zerreiſst hier einmal und läſst uns blitzartig einen Einblick gewinnen, wie weit das

---

was, that using or abusing himself in his life to contemne religion, despised it on his deathbed, ... but of chiefest name those three notable pernitious fellows, *Pomponatius* a great philosopher, *Aretine* a great courtier or rather courtisan, *the grandsire of all false and martinist courtiership*, and *Machiavel* a great politicke ... But *Aretine* spake ill of that heavenly God he knew not, and perished through his owne carnall corruption ... Yet Machiavel not so ill *as Aretine*, yet *Machiavēl* too ill, God knoweth. This unchristian master of policie, raising up Nicolaites now of his stamp, as Nicholas an Apostata did among the seven Deacons, is not afraid in a heathenish and tyrranical spirit, l. 2. of warly art, in the person of Fabricio, to accuse the gospel of Christ, and the humilitie of the lamb of God, for the decay of the most flourishing and prosperous estate of the Roman Empire, which fell by its owne idleness and follie, as himself confesseth l. 7. ... His discoursive accusation is in many mens hands, and I would to God the intended effect of the discourse were not in some men's harts: howbeit, the same is learnedly confuted, not only by a religious french protestant [Gentillet] whose commentaries are extant, written *ex professo*, against Machiavel and his antichristian groundes of government ...

innere Verhältnis zur Religion erschüttert ist. In Marlows Reden spüren wir nichts mehr von der Inkonsequenz und heimlichen Gewissensangst der italienischen Blasphemiker vom Schlage eines Codrus Urceus.[1]) Wir erhalten vielmehr den Eindruck, daſs hier ein hervorragender Geist des 16. Jahrh. seiner ganzen Persönlichkeit und Gesinnung nach ein Ungläubiger ist und Ansichten äuſsert, die sich von den radikalen Anschauungen, wie sie Blount in seinem Philostratus oder Toland in seinem Pantheisticon äuſsert, kaum unterscheiden. Was die Art seiner Äuſserungen anbetrifft, so ist zu bemerken, daſs er in seiner Unterhaltung seinen Unglauben ganz offen kundgibt, während er in seinen Dichtungen ähnliche Rücksichten nimmt wie alle anderen Freigeister und sich dort nur in versteckten Anspielungen und zweideutigen Äuſserungen zu ergehen wagt. Der letztere Umstand muſs uns davor bewahren aus dem Falle Marlow den Schluſs zu ziehen, daſs es dem Norden Europas vorbehalten blieb den Typus des Atheisten in seiner krassesten Form hervorzubringen. Wir werden vielmehr den Rückschluſs ziehen, daſs auch die italienischen und französischen Freigeister der Renaissance für ihre Person, wie das oft vermutet und ebenso oft bestritten worden ist, einen weitergehenden Unglauben besessen haben als sie in ihren Schriften zum Ausdruck bringen.

In England hatte es bis zu Marlow nur einen anonymen Atheismus gegeben; selbst die fanatischsten Bekämpfer des Atheismus hatten sich gescheut ihre Gegner bei Namen zu nennen, vermutlich aus dem einfachen Grunde, weil ihnen kein Material zu Gebote stand, das für eine Denunziation bei den Behörden genügt hätte. Mit Marlow aber taucht ein Zentrum auf, auf das in den nächsten Jahrzehnten fast ein jeder hinblickt, der auf den Unglauben der Zeit Bezug nimmt. Da der Schriftsteller Robert Greene, einst Marlows vertrauter Freund und Atheist so gut wie dieser, nach seiner eigenen Bekehrung in einer Schrift vom Jahre 1591 ausdrücklich das Studium Machiavellis als den Ausgangspunkt für den Atheismus Marlows angibt,[2]) dürfen wir wohl annehmen, daſs Marlow, der die

---

[1]) Vgl. J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, 11. Aufl., II 237 ff.

[2]) Works of Robert Greene ed. Grosart XII 142. Vgl. auch Meyer a. a. O. S. 67.

Universität Cambridge zum Studium der Theologie bezogen hatte, dort unter den Einfluſs der Schriften Machiavellis kam und durch sie zum Unglauben verführt wurde. Die Angaben Greenes werden dadurch bestätigt, daſs die Gestalten der Dramen Marlows, die sich in ungläubigen und unchristlichen Wendungen ergehen, ausdrücklich vom Dichter bezeichnet werden als Vertreter der Ideen Machiavellis und daſs die uns überlieferten ungläubigen und blasphemischen mündlichen Äuſserungen Marlows stark an Gedankengänge von Machiavelli oder an solche, die man Machiavelli zuschrieb, anklingen. Es wäre indessen müſsig, auf diese italienischen Einflüsse, zu denen sich gewiſs auch noch antike gesellten, irgend welches Gewicht zu legen, denn bei Marlow ist der Atheismus untrennbar von der ganzen Persönlichkeit; er ist der letzte Ausdruck des Bewuſstseins der inneren Selbständigkeit, des Gefühls des eigenen Könnens und einer rücksichtslosen Auflehnung gegen alle inneren und äuſseren Bindungen.

Für die mündlichen Äuſserungen Marlows stehen uns drei bedeutsame Urkunden zur Verfügung, zwei handschriftlich erhaltene Aussagen des Dramatikers Thomas Kyd und ein handschriftliches Zeugnis eines uns weiter nicht bekannten Richard Baines,[1]) endlich noch die Mitteilungen seines ehemaligen Freundes Greene. Durch die Zeugnisse dieser drei von einander unabhängigen Persönlichkeiten, die in ihren Angaben im Wesentlichen mit einander übereinstimmen, erhalten wir ein unanfechtbares, klares Bild von Marlows Ansichten und Äuſserungen.[2]) Was zunächst die Zeugnisse von Kyd anbetrifft,

[1]) Das eine Zeugnis von Kyd (K I) und das Zeugnis von Baines (B) finden sich abgedruckt in The Works of Thomas Kyd ed. F. Boas, Oxford 1901, S. CVIII ff.; das Zeugnis von Baines auſserdem in der Marlow-Ausgabe von Havelok Ellis (Mermaid Series 1893) S. 428 ff. und in der Marlow-Ausgabe von Dyce S. 390. In allen drei Ausgaben sind einige der blasphemischen Äuſserungen ausgelassen und nur durch Sternchen angedeutet. Das andere Zeugnis von Kyd (K II) ist abgedruckt in The Times Literary Supplement (2. Juni 1921) und im Archiv f. neuere Sprachen 142 (1921).

[2]) Angesichts des von jeher bekannten Zeugnisses von Greene ist es schwer verständlich, wie selbst Boas Marlow zu rechtfertigen sucht (S. LXXI): The inference is that his opinions, though extremely heterodox and doubtless often expressed with the utmost licence of speech, were not of the blasphemous and revolting nature afterwards laid to his charge. Auch die Haltung, die Creizenach (Gesch. d. neueren Dramas IV 496 ff.)

so verdanken wir sie dem Umstand, dafs Kyd in dem Verdacht kam eine staatsgefährliche Schrift verfafst zu haben. Die Haussuchung (12. Mai 1593) förderte statt dessen einen antitrinitarischen Traktat zu Tage, der Kyd in den Verdacht des Atheismus brachte. Obwohl er behauptete, der Traktat sei das Eigentum von Marlow gewesen und nur durch Zufall unter seine eigenen Papiere gekommen dadurch, dafs Marlow vor zwei Jahren gelegentlich mit ihm im selben Raum geschrieben habe, wurde ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Marlow wurde am 18. Mai vor den Privy Council geladen und aufgefordert sich bis auf Weiteres zur Verfügung zu halten. Am 29. Mai lief beim Privy Council das Schreiben von Baines ein, das detaillierte Angaben über atheistische Äufserungen aus Marlows Munde enthielt. Ehe aber noch weitere Schritte gegen Marlow ergriffen werden konnten, wurde er am 1. Juni 1593 in Deptford bei einem persönlichen Zwist in einem Wirtshaus erstochen. Nach seinem Tode richtete Kyd einmal ein kurzes Schreiben (K I) an den Privy Council, worin er Auskunft gibt über den Atheismus Marlows und sein Verhältnis zu diesem, und zum anderen ein längeres persönlich gehaltenes (K II) an den Vorsitzenden der Untersuchungskommission, Sir John Puckering, in dem er in Anschlufs an eine frühere, mündliche Untersuchung diesen bittet sich bei seinem Gönner zu verwenden und eine Rechtfertigung seiner Person zu geben; in diesem zweiten Schreiben sucht er seine Beziehungen zu Marlow als möglichst harmlose hinzustellen. Für uns ist das Zeugnis von Baines das wichtigste, einmal dadurch, dafs es das ausführlichste ist, zum anderen weil Baines seine Angaben noch zu Lebzeiten von Marlow macht in der Erwartung, dafs daraufhin Marlow der Prozefs gemacht werden würde. Sein Bericht ist frei von persönlicher Gehäfsigkeit und erweckt durch seine Sachlichkeit und Umsicht den Eindruck als ob der Verfasser vom Privy Council mit Erhebungen über den Fall Marlow beauftragt worden sei. Dazu würde stimmen,

---

einnimmt, ist eine übervorsichtige. Dabei kann nach den vorhandenen Beweisstücken kaum ein Zweifel darüber möglich sein, dafs auf sie gestützt der Privy Council Marlow für schuldig erklärt und wahrscheinlich zum Feuertode verurteilt haben würde, um so mehr als es sich in seinem Falle nicht nur um Äufserungen des Unglaubens, sondern zum Teil auch um staatsgefährliche Äufserungen handelte.

dafs eine Abschrift seines Berichtes der Königin vorgelegt wurde.[1]) Da Baines nicht nur mit seinem Eid für seine Angaben einsteht und erklärt, dafs für alle Einzelheiten ausreichend Zeugen zur Verfügung stehen, sondern seine Aussagen auch das Gepräge innerer Wahrheit und Konsequenz tragen, überdies auch noch durch die anderen, weniger ausführlichen Zeugnisse gestützt werden, liegt für uns nicht der geringste Grund vor die von ihm gemachten Angaben in Zweifel zu ziehen. Lehren uns doch auch die weiter unten besprochenen Selbstbezichtigungen von Marlows Freunde Robert Greene, dafs man in den Kreisen der Londoner Bohème auch vor den schlimmsten Blasphemien nicht zurückschreckte.

Auf Grund der verschiedenen Zeugnisse können wir feststellen, dafs Marlow zum mindesten in den letzten Jahren seines Lebens dauernd und in Gegenwart der verschiedensten Menschen atheistische Ansichten geäufsert, Gott, die christliche Religion, ihre Priester und Anhänger in zynischer Weise geschmäht und verspottet und überdies auch ständig versucht hat andere zu seinen Ansichten zu bekehren, was ihm zum wenigsten in dem Falle Cholmeley nach dessen eigenem Zeugnis auch gelang.[2]) Die einzige wirkliche Parallele, die das 16. Jahrh. zu der verneinenden Haltung Marlows gegenüber aller Religion aufzuweisen hat, ist das Buch „De Tribus Impostoribus“. Bei seiner Polemik gegen das Christentum kam Marlow der Umstand zu statten, dafs er einst in Cambridge auf ein Stipendium hin Theologie studiert hatte und dadurch im Stande war die Bibel für seine Zwecke zu gebrauchen und zu mifsbrauchen. Hier mag auch der Ausgangspunkt für sein Interesse an den Schriften der Antitrinitarier zu suchen sein, das wir aus der bei Kyd gefundenen Schrift erschliefsen können. Wie ernsthaft er die Polemik gegen den Offenbarungsglauben nahm, sehen wir daran, dafs er eine Anzahl Widersprüche aus der heil. Schrift zusammenstellte und an einige hervorragende Leute (to some great men) weitergab (B). In dieser Zusammenstellung haben wir vermutlich den Ausgangspunkt für die später auftauchende Behauptung zu sehen, dafs Marlow ein Buch gegen die Drei-

---

[1]) Boas a. a. O. CXIII ff.

[2]) Über Cholmeley weiter unten S. 132. Über die Offenheit, mit der sich Marlow äufserte, vgl. besonders den vorletzten Passus in B und den zweiten in K I.

einigkeit und die christliche Lehre geschrieben habe.[1]) Von seinem Verkehr mit anderen Atheisten und Freigeistern, deren Namen wir zum Teil kennen, wird später die Rede sein. Was den Inhalt seiner Äufserungen anbetrifft, so bezieht sich dieser einmal auf das Wesen der Religion überhaupt. Auch bei ihm begegnen wir der uns bereits von Lukrez und anderer Seite her geläufigen Behauptung, dafs als Ursprung der Religion die Furcht der Menschen anzusehen sei (B). Wir hören, wie er dementsprechend seine Zuhörer, wenn er sie zum Atheismus zu überreden sucht, die Furcht vor Schreckgespenstern und Kobolden (bugbeares and hobgoblins) ablegen heifst, während er gleichzeitig Gott und seine Diener schmäht (B). Das alte Testament wird diskreditiert mit der Behauptung, dafs die biblische Zeitrechnung nicht stimmen könne, da die Inder[2]) und viele Autoren der antiken Welt sicherlich schon vor etwa 16 000 Jahren geschrieben hätten, während wir nach der Bibel im sechsten Jahrtausend nach Adam ständen (B). Was die Wunder anbetrifft, so ist er der Ansicht, dafs die Dinge, deren Geschehen man göttlicher Macht zuzuschreiben pflege, ebensogut von Menschen auf Grund von Beobachtung gemacht werden könnten (K I). Wie schon die englischen Religionsverächter zur Zeit Aschams nimmt Marlow weiter den alten Gedanken von Moses als *fabulator Aegyptius* wieder auf und sucht demgemäfs die Stifter des alten und neuen Bundes, Moses und Christus, als Betrüger hinzustellen. Dabei ging er in der Weise vor, dafs „er sich über die heilige Schrift lustig machte und das über den Haufen zu werfen und zu widerlegen suchte, was von den Propheten und ähnlichen heiligen Personen geschrieben oder gesagt worden ist“ (K I). So wird Moses für Marlow zu einem schlauen Betrüger und Taschenspieler, der in allen Künsten Egyptens auferzogen worden war und dem es daher leicht fiel das ungebildete jüdische Volk zu betrügen

[1]) Vgl. den offenbar auf guter Information beruhenden Bericht von Thomas Beard in The Theatre of God's Judgements (1597): Marlin [Marlow] ... fell (not without just desert) to that outrage and extremitie, that he denied God and his sonne Christ, and not onely in word blasphemed the Trinitie, but also (as it is credibly reported) wrote bookes against it, affirming our Saviour to be but a deceiver, and Moses to be but a conjurer and seducer of the people, and the holy Bible to bee but vaine and idle stories, and all religion but a device of policie.

[2]) Oder Indianer? vgl. S. 146.

und der überdies die Juden vierzig Jahre in der Wüste herumführte, damit in der Zwischenzeit die Zeugen umkämen und der Aberglaube sich für immer im Herzen des Volkes festsetzen könnte (B). Die von Moses vollbrachten Wunder werden dabei so gering veranschlagt, dafs Marlow behauptet, ein gewisser Heriots, ein Mann aus dem Haushalt Sir Walter Raleighs, sei im Stande mehr zu tun als Moses (B).[1] Viel schärfer noch sind die Angriffe gegen das Neue Testament und das Christentum die einen ausgesprochenen Hang zu schmutziger Blasphemie offenbaren. Nach Marlow ist das Neue Testament erbärmlich geschrieben (all the new testament is filthely written) und so trägt er kein Bedenken zu behaupten, dafs er selbst, vor die Aufgabe gestellt eine neue Religion zu entwerfen, diese Aufgabe mit einer hervorragenderen und bewunderungswürdigeren Methode lösen würde (B). Christus selbst wird von ihm als [Bastard] und seine Mutter als [Hure] bezeichnet,[2] der Engel Gabriel, der Maria die Verkündigung überbringt, als [Kuppler] des heiligen Geistes (B).[3] Die Juden, unter denen Christus geboren war und die ihn kreuzigten, hätten ihn und seine Herkunft als Sohn eines Zimmermannes jedenfalls am besten gekannt (B). Obwohl Barrabas ein Dieb und Mörder gewesen sei, hätte Christus doch mehr als er den Tod verdient (B). Ohne Vorgänger stehen, so weit ich sehen kann, einzelne von Marlows blasphemischen Auslegungen neutestamentlicher Ge-

[1]) Vgl. dazu *De Tribus Impostoribus*, vor allem § 19, wo auseinandergesetzt wird, wie Moses, der in den Künsten Egyptens erzogen worden war, die Fürsten Palästinas aus ihren Sitzen verjagt und durch vorgebliche Unterredungen mit der Gottheit nach Art des Numa Pompilius dem Heere Vertrauen zu seinem Unternehmen einflöfst, damit er selbst Fürst und Diktator und sein Bruder Hohenpriester sei. Im Folgenden dann Ähnliches auch von Paulus und Mohamed. In § 30 ff. werden die Gründe dafür angegeben, weswegen Moses ein Betrüger ist oder zum mindesten die Überlieferung als sich widersprechend angesehen werden mufs.

[2]) Die eingeklammerten Worte, die bei Boas, Ellis und Dyce fortgelassen sind, sind von mir nach dem Sinn ergänzt, den der Zusammenhang verlangt.

[3]) Vgl. *De Tribus Impostoribus* § 6: Nonne Deus Spiritus Sanctus peculiari conjunctione ex virgine desponsata, filium Dei generavit? Vgl. hierzu und zu dem Folgenden auch die blasphemischen Ausführungen über Geburt, Tod und Auferstehung Christi, die Bodin in den Heptaplomeres dem Toralba in den Mund legt (zitiert und besprochen bei v. Bezold a. a. O. Bd. 114 S. 270 ff., 277).

stalten und Erzählungen da. So seien das Weib aus Samaria und ihre Schwester [Huren] gewesen und Christus [— ?].[1]) Der Evangelist Johannes sei der Geliebte des Heilands gewesen (our saviour Christes Alexis) und Christus habe ihn in unnatürlicher Weise geliebt (B, K I). Das Erbteil des Verlorenen Sohnes habe nur vier Nobel betragen und so habe er sich seinen Unterhalt auf unsittliche Weise verdienen müssen, was auf allen Abbildungen dadurch angedeutet werde, dafs er seine Börse so nahe dem *bottom* hielte (K I).[2]) Die Apostel seien Fischer und anderes niederes Volk gewesen ohne Verstand und Verdienst (worth); nur Paulus habe Verstand gehabt, aber er sei ein furchtsamer Bursche gewesen, denn er habe gegen sein Gewissen die Menschen geheifsen der Obrigkeit untertan zu sein (B). Die Bekehrung von Paulus endlich sei nichts als der Trick eines Taschenspielers gewesen (K I).

Fassen wir alle diese Äufserungen zusammen, so stehen wir vor der nicht unwichtigen Tatsache, dafs Marlow in seiner Verwerfung der biblischen Lehren und in seiner Feindseligkeit gegenüber dem Christentum noch hinausgeht über die Aufklärer des 17. und 18. Jahrhunderts, für deren Ansichten wir allerdings nur auf schriftliche Äufserungen angewiesen sind. Auch der religiöse Machiavellismus, den wir bei den späten Aufklärern, etwa bei Charles Blount im Philostratus oder bei Toland im Pantheisticon ganz offen vorgetragen und empfohlen finden und der dort gern die Form annimmt, dafs der Weise im Verkehr mit den Menschen wie der Pöbel reden, aber für sich wie der Weise denken und den Glauben verachten solle, ist bei Marlow unverkennbar vorhanden. Das geht nicht nur hervor aus seiner schon oben erwähnten Äufserung, dafs er, vor die Aufgabe gestellt, eine Religion zu erfinden, dies besser gemacht haben würde als die Apostel, sondern zeigt sich auch wie bei so vielen Ungläubigen alter und neuer Zeit in einer mit dem Unglauben Hand in Hand gehenden Vorliebe für das Zeremonielle als dem geeignetsten Mittel die Religion eindrucksvoll und anziehend zu gestalten. So erklärt es sich,

---

[1]) That the women of Samaria and her sister ... and that Christ ... Da das Weib aus Samaria (Joh. 4) keine Schwester hat, liegt hier wohl eine Verwechslung mit Maria Magdalena und ihrer Schwester Martha (Joh. 12) vor? [2]) Diese Deutung des unflätigen Scherzes nach einem Eingesandt von Boas in The Times Literary Supplement, 2. Juni 1921.

dafs derselbe Marlow, der in seinen Dramen vom Standpunkt englischer Politik aus die römische Kirche beständig angreift und beschimpft, sich in der Theorie dahin äufsert, dafs es einen Gott und eine ordentliche Religion nur bei den römischen Katholiken gäbe, da hier der Ritus mit mehr Zeremonien wie Aufhebung der Hostie, Orgel, Gesang, Tonsur usw. verbunden sei, und dafs alle Protestanten Heuchler und Esel seien (B). Hätte Christus das Sakrament mit mehr Erfurcht gebietenden Zeremonien eingeführt, so würde man es höher geachtet haben; jetzt würde es besser in einer Tabakspfeife dargereicht werden (B).

Ob die Blasphemien Marlows ein originelles Gepräge tragen, ist schwer zu entscheiden, da wir die mündliche Tradition der Zeit zu wenig kennen. Auf Parallelen in dem Buch De Tribus Impostoribus haben wir in den Anmerkungen hingewiesen. Dafs Blasphemien gegen Moses und Christus weit verbreitet und selbst bei Geschichtsschreibern der Zeit zu finden waren, bezeugt auch Estienne in der Apologie pour Hérodote (Chap. I, 5). Weiter ist auch zu rechnen mit der antichristlichen und stark blasphemischen jüdischen Literatur, über die man aus mancherlei Quellen, vor allem durch Konvertiten, dann aber auch durch die weit verbreitete anti-jüdische Apologetik Kenntnis hatte.[1])

Da Marlows Atheismus nicht nur eine verstandesgemäfse, sondern zum mindesten ebensosehr eine gefühlsmäfsige Auflehnung gegen die göttliche Autorität bedeutet, ist es leicht zu verstehen, dafs sein Atheismus eng verbunden erscheint mit der Auflehnung gegen andere Autoritäten, vor allem gegen die staatliche. Schon der oben erwähnte Ausspruch über die Furchtsamkeit, die der Apostel Paulus in seinem Verhältnis zur Obrigkeit zeigt, deutet nach dieser Richtung. Besondere Beachtung verdient aber auch die Aussage Kyds (K I), dafs Marlow Leuten von Ansehen zugeredet habe, sich zum Könige von Schottland zu begeben und dafs er selbst zur Zeit seines Todes diese Absicht hatte. Das kann doch wohl nur so gedeutet werden, dafs Marlow zu einer Gruppe gehörte, die von den Plänen Jakobs sich der englischen Krone zu bemächtigen, irgend welche Förderung ihrer revolutionären Absichten erwartete. Möglicherweise war Marlow aufserdem auch unterrichtet von

[1]) Vgl. auch die weiter unten (S. 150, Anm. 2) zitierten Äufserungen von Lodge.

der damaligen toleranten Haltung Jakobs in religiösen Fragen, die vielfach als Lauheit, wenn nicht sogar als Unglaube gedeutet wurde.[1])

Schon aus Gründen der Zensur war es für Marlow unmöglich derartigen Ansichten in seinen Dramen oder sonstigen Produktionen direkt Ausdruck zu verleihen. Aber auf der anderen Seite war der Unglaube und der Hafs gegen das Christentum viel zu tief in seinem ganzen Wesen verankert als dafs er die Gestalten seiner Dramen nicht irgendwie zum Sprachrohr dessen gemacht hätte, was er im engeren Kreise vorzutragen sich so wenig scheute. Zwar war ihm die Möglichkeit verwehrt einen Atheisten, etwa einen Alexander VI. oder Cesare Borgia, zum Helden zu machen und durch dessen Mund den Unglauben zu verherrlichen, aber er tat instinktiv doch den nächstmöglichen Schritt, indem er sich zu Helden gern Menschen wählte, die sich in ihrer Verachtung der normalen menschlichen Bindungen, insbesondere der religiösen, über die gewöhnlichen Menschen hinaus erheben und damit irgendwie die Sphäre der Gottheit beeinträchtigen oder bedrohen. Da auf der Bühne das Aussprechen des Namen Gottes und eine Kritik an den göttlichen Dingen nach Möglichkeit vermieden werden mufste, ersetzte der Dichter dies, wo nötig, durch mythologische Beziehungen. Ob die Gotteslästerer bei Marlow als Ungeheuer aufgefafst sind und den Erfordernissen der tragischen Bühne gemäfs zu Grunde gehen, ist in diesem Zusammenhange ohne Belang; das Wesentliche ist, dafs der Dichter die Gestalten benutzt als Ventile seiner eigenen Empörung gegen Gott und seiner Neigung zu Unglauben und Blasphemie. Dilthey[2]) hat mit Recht darauf aufmerksam

---

[1]) Vgl. Cal. of State Papers, Dom. 1595—97, S. 391 (19. April, Brüssel): The King of Scots talks carelessly about religion, saying that as St. Augustine believed in purgatory, it matters not if the Papists believe it, and that as both parties believe the real presence in the Sacrament, why need there be any dispute of the matter? To the Catholics he wants to seem a Catholic, that he may have the Kingdom of England, and to the contrary party, he would be accounted one of theirs. Ferner Cal. of State Papers (7. Dez. 1599, Antwerpen): Mr. Constable has been to Paris, but since his return from Scotland, he has been as backward for the king of Scots as he was forward before; he speaks of him as little better than an atheist, of no courage nor judgment, and says he and his intend to make havoc of England, when the day comes. [2]) A. a. O. S. 45.

gemacht, dafs schon die italienischen Epiker, welche die Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern verherrlichten, des öfteren Mohammedaner oder die Dämonen einer aufserchristlichen Religion das aussprechen lassen, was sie in eigener Person nicht hätten aussprechen können; und wagt doch selbst ein Deist wie Blount noch nicht seine antichristlichen Äufserungen direkt von sich zu geben, sondern legt sie (so im Philostratos) heidnischen Weisen in den Mund. Jede der antireligiösen Äufserungen Marlows pafst an und für sich in die Situation hinein und wirkt, für sich allein genommen, unauffällig; erst wenn man sie in ihrer Fülle zusammennimmt, ist es möglich ihre tiefere Bedeutung zu verstehen, die vielleicht nicht einmal in allen Fällen dem Autor selbst bewufst gewesen ist. Solange die Zeugnisse von Kyd und Baines nicht bekannt waren oder nicht richtig bewertet wurden, war es auch nicht möglich die Dramen in dieser Hinsicht richtig zu deuten. Und doch gilt schon für Marlows erstes Drama, den Tamerlan, der eben behauptete Zusammenhang. In diesem Falle liegt zu allem andern noch eine Äufserung seines hellhörigen Zeitgenossen Robert Greene vor (im *Perimedes* 1588), der sich über den grofsmäuligen Ton aufhält, in welchem der „Atheist" Tamerlan Gott im Himmel herausfordert und der verrückte Priester der Sonne seine Gotteslästerungen ausstöfst.[1]) So vorsichtig wir bei der Interpretation des Dramas sein und so sehr wir damit rechnen müssen, dafs in diesem Stücke, wo durch den Stoff schon Mohammedaner und Christen einander gegenüberstehen, die christenfeindlichen Äufserungen aus mohammedanischem Munde sich bereits in den Vorlagen finden,[2]) so

---

[1]) Die zweite Anspielung glaubt Köppel (Archiv f. n. Spr. 102, S. 357) auf ein 1594 eingetragenes, uns nicht erhaltenes Drama von Heliogabolus deuten zu können.

[2]) Vgl. den Nachweis, den Ethel Seaton (The Times Literary Supplement, 2. Juni 1921) für das Gebet des Türken Orcanes an den Christengott (Tamb. Teil II, Act II, Sc. 3) gibt. Immerhin bleibt im Gesamtzusammenhange auch eine Stelle wie die folgende durch die Kühnheit des Gesagten bedeutungsvoll:

> Then, if there be a Christ, as Christians say,
> But in their deeds deny him for their Christ,
> If he be son to everliving Jove,
> And hath the power of his outstretched arm;
> If he be jealous of his name and honour,

zeigen doch auch hier schon die Auswahl und die Betonung solcher Stellen sowie die Haltung, die der Held gegenüber den göttlichen Mächten einnimmt, die deutliche Parallele zu des Dichters eigener Gesinnung. Tamerlan fühlt sich selbst als Gott oder zum wenigsten als Bruder oder Rivale der Götter. Nicht nur gehören zu den Bezeichnungen, die er sich selbst beilegt, *the scourge of Jove* und *earthly god*, sondern er bedroht die Götter, fordert sie heraus, macht sie verächtlich und will zum Schlufs sogar die Sitze der Götter stürmen. Wenn Tamerlan die griechischen Götter, einen Jupiter oder Mars herausfordert oder wenn Zenokrate, Theridamas und Techelles sich über Mahomet lustig machen, so steht letzten Endes dahinter der Gott der Christen. Absichtlich wird überall der Begriff der Gottheit herabgezogen, so wenn Usumcasane und Theridamas den Tamerlan anspornen die Krone an sich zu reifsen (I. Teil II, 6):

Usumc. To be a king is half to be a god.
Ther. A god is not so glorious as a king.
I think the pleasure they enjoy in Heaven,
Cannot compare with kingly joys in earth.

oder wenn Tamerlan von seiner persischen Krone spricht (II. Teil, II, 7):

So now it is more surer on my head,
Than if the gods had held a parliament,
And all pronounced me king of Asia.

oder wenn er mit deutlicher Persiflage der himmlischen Krone die irdische feiert (I. Teil, II, 7):

Until we reach the ripest fruit of all,
That perfect bliss and sole felicity,
The sweet fruition of an earthly crown.

Wenn Marlow sich zum Gegenstand des nächsten Dramas die Geschichte von Dr. Faust wählte, so ist es gewifs nicht nur der titanische Wissensdrang des Helden gewesen, der den Dichter in seiner Vorlage, der englischen Übersetzung des deutschen Faustbuches anzog, sondern ebensosehr dessen klar

---

As is our holy prophet, Mahomet; —
Take here these papers as our sacrifice
And witness of thy servant's perjury.

ausgesprochener Unglaube.[1]) Bei diesem Thema, wo der Ausgang die Verdammnis Fausts war, konnte der Verfasser sich noch unauffälliger gehen lassen und seinen Helden ähnlich wie schon Tamerlan zum Gegenkämpfer Gottes machen. Schon im Eingangsmonolog deutet Faust an, dafs er der Rivale Gottes werden will:

> A sound magician is a migthy god:
> Here, Faustus, tire thy brains to gain a deity.

Und ebenso rät ihm gleich danach der böse Engel:

> Be thou on earth as Jove is in the sky,
> Lord and commander of these elements.

Theologie ist schlimmer als Philosophie, Jurisprudenz und Medizin:

> Divinity is basest of the three,
> Unpleasant, harsh, contemptible and vile.

Bei der Beschwörung des Mephistopheles (3. Sz.) wird jene bekannte Blasphemie herangezogen, dafs man den Namen Gottes rückwärts buchstabiert (god — dog):[2])

> Within this circle is Jehovah's name,
> Forward and backward anagrammatised.

Faust schwört nicht nur die Dreieinigkeit ab, sondern Hölle und Elysium sind ihm eins und er freut sich die alten Philosophen dort wiederzutreffen (3. Sz.). Die himmlischen Freuden und die Seele bedeuten ihm nichts, wenn er nur seine Machtgelüste befriedigen kann. Als Mephistopheles Faust das Wesen der Hölle auseinandersetzt, antwortet dieser (5. Sz.):

> Come, I think hell's a fable.
> . . . .
> Think'st thou that Faustus is so fond to imagine
> That, after this life, there is any pain?
> Tush; these are trifles, and mere old wives' tales.

---

[1]) So heifst es bei dem Vertrag, den Faust mit Mephistopheles abschliefst (6. Kap.): and hereupon I defie God and his Christ, all the Host of Heaven, and all living creatures that bear the shape of God. — Oder im 9. Kap.: Dr. Faustus continued thus in his epicurish life day and night, believed not that there was a God, hell or devil; he thought that soul and body dy'd together, and had quite forgot divinity or the immortality of the soul, but stood in that damnable heresie day and night . . .

[2]) Vgl. Persons' Beschuldigung gegen Raleigh's School of Atheism, zitiert weiter unten S. 140.

In einer ganz analogen Weise benutzt endlich Marlow die Rolle des Barrabas im Juden von Malta, um gehässige Äufserungen über das Christentum von sich zu geben. Als die Christen die Güter des Juden konfiszieren, ergeht er sich in folgenden, schwerlich nur auf diese Gelegenheit gemünzten Worten (I, 2):

> Will you then steal my goods?
> Is theft the ground of your religion?
>
> . . . .
>
> What, bring you Scripture to confirm your wrongs?
> Preach me not out of my possessions.
> Some Jews are wicked, as all Christians are.

Oder (II, 3):

> It's no sin to deceive a Christian;
> For they themselves hold it a principle,
> Faith is not to be held with heretics.[1])

Selbst im *Massacre at Paris* benutzt Marlow den machiavellistischen Herzog von Guise zu einem Ausfall gegen die Religion:

> Religion! O Diabole!
> Fie, I am asham'd, however that I seem,
> To think a word of such a simple sound
> Of so great matter should be made the ground.

Bis hierher haben wir den Fall Marlow als den am besten bezeugten und für uns interessantesten als einen Einzelfall behandelt, in Wirklichkeit ist er aber nicht zu trennen von einer ganzen Reihe anderer, mit ihm zusammenhängender Fälle, die in ihrer Gesamtheit deutlich erweisen, wie stark in den achtziger Jahren die Luft mit atheistischen Gedankengängen geschwängert war. Hierher gehört zunächst einmal der Fall von Richard Cholmeley, der nach der Aussage von Baines gestanden hatte, dafs er durch Marlows Argumente überredet worden sei ein Atheist zu werden, und gegen den daraufhin am 19. März ein Haftbefehl erlassen wurde.[2]) Dieser Cholmeley war ursprünglich vom Privy Council zur Verhaftung römischer Katholiken und anderer staatsgefährlicher Personen verwendet worden, hatte aber dabei seine Auftraggeber verraten und sich

---

[1]) Auch das Gespräch über religiöse Heuchelei zwischen Barrabas und Abigail (I, 2) mag eine allgemeinere, über die Situation hinausgehende Bedeutung enthalten.

[2]) Genaueres bei F. Boas, New Light on Marlow and Kyd (Fortnightly Review 1899 S. 222 ff.).

schlieſslich mit einer Schar gemeingefährlicher Personen zusammengetan, die seine atheistischen und umstürzlerischen Ansichten teilten. Daſs Cholmeley wirklich von Marlow für den Atheismus gewonnen worden war, bestätigt auch die Aussage des anonymen Angebers. Ihm zufolge sagt und glaubt Ch., daſs Marlow bessere Gründe für den Atheismus anzugeben vermag als irgendein Geistlicher in England zum Beweise der Gottheit; Marlow habe ihm auch mitgeteilt, daſs er eine atheistische Vorlesung vor Sir Walter Raleigh und anderen gehalten habe.[1]) Aus den Angaben eines Agenten der Regierung geht hervor, daſs Ch. und seine Anhänger phantastischen politischen Zielen nachjagten; so wollten sie den Tod der Königin benutzen, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. So weit wir sehen können, scheinen Cholmeley und die Seinen sich selbst mehr oder weniger im Lichte einer Sekte gesehen zu haben. Darauf deutet auch die Ch. zugeschriebene Behauptung, er und die Seinen — deren Zahl auf sechzig veranschlagt wird — würden in kurzer Zeit so viele Anhänger besitzen wie nur irgend eine andere Religion.[2]) Auch über die Art, wie Ch. Anhänger zu gewinnen suchte, erfahren wir Genaueres. Das geschah in der Weise', daſs er die Groſsen des Reiches, insbesondere seine ehemaligen Auftraggeber, die Mitglieder des Privy Council, verleumdete und so etwa von dem Lord Treasurer, dem Lord Chamberlain, dem Lord Admiral oder Sir Robert Cecil behauptete, sie hätten groſsen Verstand, seien reine Atheisten und bestätigten durch ihr Leben und ihre Taten ihren Glauben, daſs die Seelen mit den Körpern zu Grunde gingen. Auch furchtbare Blasphemien, fast identisch mit denen, die Baines Marlow zuschreibt, werden ihm nachgesagt.[3]) Von der Persönlichkeit und den späteren Schicksalen Cholmeleys, der trotz seiner Beziehungen zu Marlow und Abfassung verschiedener *libells* schwerlich ein Mensch von Bedeutung oder höherer Bildung gewesen sein wird, ist nichts bekannt. Für uns ist

[1]) and that Marloe tolde him that he had read the Atheist lecture to Sir Walter Raleigh and others.

[2]) because they bee and shortely wilbe by his and his felowes persuasions as many of their opynions as of any other religion.

[3]) Leider finden sich bei Boas über diesen Punkt keine näheren Angaben, so daſs der Leser auf Harl. Ms. 6848, fol. 176 angewiesen bleibt.

seine Erscheinung wichtig indessen einmal dadurch, weil wir in ihm und seinen Anhängern zum ersten Male eine gröfsere geschlossene Gruppe bewufst Ungläubiger vor uns haben und weil es sich in diesem Falle nicht um Gebildete handelt, sondern um abenteuernde Elemente, die offenbar zu allem fähig waren. Wir betonen das an dieser Stelle besonders, weil wir später, bei Besprechung des Verfahrens gegen Raleigh, einer ähnlichen Gruppenbildung auf dem Lande, in Dorsetshire, begegnen werden. In den achtziger Jahren kann demnach von einer Beschränkung der deistischen und atheistischen Tendenzen auf individualistisch-aristokratische Kreise nicht mehr die Rede sein; zu dieser Zeit sind vielmehr bereits Ansätze für einen prinzipiellen Kampf gegen das geistliche Kultursystem vorhanden, die ihre Schranken lediglich in der Unterdrückung durch die politischen Machthaber finden.

Mit Marlow im engsten Zusammenhange steht auch der Fall seines Freundes Greene, der nach seiner Bekehrung (1590) in seinen autobiographischen Schriften einige Einzelheiten über die Zeit seines Unglaubens (1580—90) mitteilt. Wie weit sein Aufenthalt in Italien und Spanien, der bald nach seinem Weggang von der Universität fällt, eine Rolle in dieser Entwicklung gespielt hat, entzieht sich unserer Kenntnis; jedenfalls hat er nach seiner eigenen Darstellung sich dort eines schlimmen Lebenswandels befleifsigt.[1]) Einer seiner Lehrmeister im Unglauben war — wie im Falle Marlow — Machiavelli, den er selbst als solchen bezeichnet,[2]) ein weiterer sein Freund Marlow, den er bewufst nachahmte. In seiner Reueschrift *A Groatsworth of Wit* (1591), wo er Marlow als Atheisten nennt und vor Gottes Rache warnt, beschuldigt er sich selbst, dafs er einst mit Marlow zusammen in seinem

---

[1]) In neuerer Zeit ist, insbesondere von Creizenach (Gesch. d. neueren Dramas IV 548) angezweifelt worden, ob Greene wirklich in Italien und Spanien gewesen ist. Es ist wenig wahrscheinlich, dafs Greene, der in der *Repentance* aus tiefer Zerknirschung heraus eine sonst offenbar wahrheitsgetreue Schilderung seines Lebens gibt, gerade diesen Umstand fingiert haben sollte.

[2]) In A Groatsworth of Wit (1591), Works ed. Grosart XII 142: And wilt thou my friend be his [Machiavelli's] Disciple. Looke unto me, by him persuaded to that libertie, and thou shalt finde it an infernall bondage. Vgl. auch E. Meyer, Machiavelli and the Elizabethan Drama S. 66 ff.

Herzen wie der Narr gesagt hat: „Es gibt keinen Gott“,[1]) und sieht er in der Tatsache, daſs er jetzt von den Menschen verachtet wird die Strafe für seine eigene Verachtung Gottes.[2]) Ein paar Einzelheiten mehr bietet seine andere autobiographische Bekenntnisschrift *The Repentance of Robert Greene* (1592). Hier schildert er, wie er schon auf der Universität Cambridge (1580) ein auschweifendes und gottloses Leben geführt hat: *I seemed as one of no religion, but rather as a meere Atheist, contemning the holy precepts vttered by any learned preacher. ... And to this beastly sinne of gluttonie, I added that detestable vice of swearing, taking a felicitie in blaspheming and prophaning the name of God, confirming nothing idlely with such solemne oaths, that it amazed even my companions to heare mee.*[3]) Als im Verlaufe seines schlimmen Lebens ihm jemand von der Hölle spricht, spottet er, daſs er dort in der Gesellschaft von Besseren als er selbst sein und einige tolle Burschen antreffen werde; so lange er dort nur nicht allein sei, habe er keine Sorge. Wenn er die weltlichen Richter nicht mehr fürchtete als das Gericht Gottes, würde er den Leuten sofort die Taschen ausplündern. Unerträgliche Blasphemien habe er gegen die Majestät Gottes gebraucht.[4])

Von den Männern, die Kyd als die nennt, die mit Marlow näher verkehrten und daher über dessen Ansichten genauer Bescheid wüſsten als er und denen er auch mehr oder weniger ähnliche Anschauungen unterlegt, Harriot, Warner, Roydon und einige Londoner Buchhändler, ist Thomas Harriot (1560—1621), der berühmte Mathematiker und Astronom,[5]) von den Zeitgenossen wohl kaum weniger als Marlow oder Raleigh des Atheismus oder wenigstens des Deismus verdächtigt worden. Nicht nur nennt ihn Baines als Komplice von Marlow, sondern er wird auch in der Untersuchung gegen Raleigh, von der noch ausführlich die Rede sein wird, von mehreren Zeugen des Unglaubens bezichtigt. Harriot, der jahrzehntelang mit Raleigh in naher Verbindung stand,[6]) ist offenbar als das gelehrte

[1]) Works ed. Grosart XII 142.
[2]) A. a. O. XII 150: For my contempt of God, I am contemned of men.
[3]) Grosart XII 162.
[4]) Grosart XII 164, 174.
[5]) Über ihn DNB.
[6]) Vgl. dazu auch Stone a. a. O. S. 174.

Bindeglied der beiden freigeistigen Kreise, des Marlowschen und des Raleighschen, zu betrachten. Wir werden kaum fehlgehen mit der Vermutung, dafs er es gewesen ist, der Marlow mit Raleigh zusammenbrachte und dadurch Veranlassung gab zu jener *atheistical lecture*, die nach der Angabe Cholmeleys Marlow vor Raleigh und anderen gehalten hat. Einzelheiten über die religiösen Ansichten Harriots sind nicht bekannt. Eine entfernte Möglichkeit besteht, dafs sich der Ausfall Nashs gegen die Mathematiker, die es unternehmen Menschen vor Adam zu erweisen, auf ihn bezieht, vielleicht auch die darauf folgende Anspielung auf Leute, die von hoher Stelle her (Raleigh?) begünstigt würden und die bis in den Tod dabei beharren wollten, dafs es keinen Teufel gäbe.[1] Auf alle Fälle hat Harriot es verstanden, die Aufmerksamkeit der Behörden zu vermeiden, die in den Fällen, wo es sich um politisch gänzlich unverdächtige Gelehrte handelte (Giordano Bruno, John Dee), nicht einzugreifen pflegten. Noch weniger ist bekannt von den religiösen Ansichten des Mathematikers Walter Warner, eines Freundes von Harriot, des Schriftstellers Matthew Roydon und jener Londoner Buchhändler. Der Umstand, dafs Harriot wie Warner Mathematiker waren, legt es an und für sich nahe einen Zusammenhang zwischen ihren freigeistigen Ansichten und ihren naturwissenschaftlichen Studien zu suchen, aber irgend welches Beweismaterial ist nicht zu erbringen. Es ist im Gegenteil auffällig, dafs die Freunde und Gesinnungsgenossen der beiden, Marlow und Raleigh, sich keiner naturwissenschaftlichen Argumente bedienen; ebenso dafs Bacon bei seinen Ausführungen über den Atheismus (vgl. S. 156 ff.) niemals auf die Naturwissenschaften als einen der Ausgangspunkte hinweist. Trotzdem der Einflufs, der von den Theorien der antiken Atomisten ausging, ein so grofser war, trotzdem ein Giordano Bruno bereits aufgetreten war und man sich in den vornehmen und gebildeten Kreisen der elisabethanischen Gesellschaft für Naturwissenschaft auf das lebhafteste inter-

---

[1]) Pierce Penilesse His Supplication to the Divell 1592 (Works ed. Mc Kerrow I 172): Hence Atheists triumph and reioyce, and talke as prophanely of the Bible, as of Beuis of Hampton. I heare say there be Mathematitions abroad that will proove men before *Adam*; and they are harboured in high places, who will maintaine it to the death, that there are no diuels.

essierte, war die damalige Naturwissenschaft doch noch nicht im Stande wirksame Argumente gegen die Dogmen der christlichen Religion zu liefern; noch war der Stand der Naturwissenschaften so, dafs man auf Grund von ganz wenigen Beobachtungen die weitgehendsten Schlüsse auch nach der Seite des Übersinnlichen hin zog. So kommt es, dafs die Naturwissenschaftler zwar vielfach der Magie verdächtig sind, aber selten des Unglaubens.[1] Das wird indirekt auch dadurch bestätigt, dafs der Stand der Ärzte in keiner Weise als besonders ungläubig hingestellt wird.[2] Was bei Geistern wie Marlow oder Raleigh da ist von naturalistischem Tatsachensinn oder Glauben an eine grofse mechanistische Gesetzmäfsigkeit, das entstammt eher den Gedankengängen der Sophisten und anderer antiker Philosophen als den damaligen Naturwissenschaften.

Dafs Marlow und Greene, zwei Hauptvertreter freigeistiger Anschauungen, der Londoner Schriftstellerwelt angehören, läfst weitere Schlüsse zu auf das Milieu, innerhalb dessen sie sich bewegten, die damalige Londoner Bohème, in der wir wohl ebensogut wie in der Grofsstadt-Bohème moderner Zeiten einen Mittelpunkt religiöser Aufklärung sehen dürfen. Die Zusammensetzung und Eigenart der elisabethanischen Bohème ist meines Wissens noch niemals ernsthaft untersucht worden, obwohl eine Menge von Material zu finden sein würde in den autobiographischen Schriften von Greene, in der ganzen Conycatching-Literatur, in den Schilderungen von Dekker und Rowlands, in der Vagabundenliteratur, bei den Verfassern der *Characters*, in den Angriffen der Puritaner und bei sonstigen Sittenschilderern der Zeit. So weit ich sehen kann, hat man bisher dort, wo der Gegenstand überhaupt berührt worden ist, die Entstehung einer solchen Bohème erst für eine etwas spätere Zeit angenommen, etwa wie J. A. Symonds[3]) für die Zeit, wo Shakespeare, Jonson, Beaumont und Chapman in den literari-

---

[1]) Auf dem Kontinent scheinen die Naturforscher in viel gröfserem Umfang suspekt gewesen zu sein, vgl. v. Bezold a. a. O. Bd. 113, S. 299 ff.

[2]) Die einzige Anspielung dieser Art, die mir begegnet ist, findet sich bei John Davies in den S. 156 zitierten Versen. Bei Mersenne in der L'Impiété des Déistes, 2. Teil, 1624, wird dagegen bereits der schlechte Ruf der Ärzte hervorgehoben, vgl. Sabré a. a. O. S. 405.

[3]) Shakespeare's Predecessors in the English Drama. London 1884, S. 543.

schen Klubs und in den Wirtshäusern den Ton angaben. Nach Symonds ist sie zur Zeit Greenes noch nicht vorhanden und das ist nach seiner Ansicht auch der Grund, warum Greene auf den niederen Verkehr mit Verbrechern und Dirnen angewiesen bleibt. Demgegenüber glauben wir die Anfänge der Bohème in die Zeit von Marlow und Greene zurückdatieren zu müssen Schon in den achtziger Jahren gab es in London eine Gruppe von Künstlern und Schriftstellern, die alle Kennzeichen der Bohème trägt, die vom eigentlichen Bürgertum sich losgelöst hatte, mit den andern Ständen keine dauernden Beziehungen mehr pflegte und von der Hand in den Mund lebte. Marlow, dem nach unserer heutigen Kenntnis religiöse, nationale und staatliche Bindungen nichts bedeuteten, dem sicher auch die Bindung durch die Familie fremd war, der für sexuelle Freiheit in weitestem Sinne eintrat, der mit Menschen jeder Art in Berührung kam und schliefslich seinen Tod bei einem Streit um eine Dirne im Wirtshaus fand, kann als der Prototyp dieser Bohémiens angesehen werden, zugleich als das Haupt einer Bohème, die sich um ihn scharte. Ihm nahe steht der ebenso entwurzelte Greene, der viele Jahre hindurch Weib und Kind über seinen Londoner Ausschweifungen vergifst und durch seine Geliebte Beziehungen bis in die Londoner Verbrecherwelt hinein unterhält. Die Warnungsrufe, die der sterbende Greene an seine schriftstellernden Freunde, Peele und Nash, richtet, und der Name Roydon, der als Komplice von Marlow genannt wird, deuten darauf hin, dafs eine ganze Reihe der nach Hunderten zählenden damaligen Schriftstellerwelt Londons mit diesem Kreise in Berührung gestanden haben müssen. Auch eine Existenz wie Cholmeley kann dieser Bohème ohne Weiteres beigezählt werden. Es ist für unsere Frage gewifs auch bedeutsam, wenn Nash, der zeitweilig der Londoner Bohème sehr nahe gestanden haben mufs, in seinem Kampfruf gegen den Atheismus im Jahre 1593 (vgl. unten S. 145) die Atheisten als *special men of witte* und gute Köpfe bezeichnet, die man nicht mit theologischem Rüstzeug schlagen könne, sondern dafs man dazu sich in der Philosophie und den anderen Wissenschaften umgeschaut haben müsse. Das kann eigentlich nur bedeuten, dafs ihm die entgleiste gebildete Londoner Jugend und damit auch die Welt der Londoner Schriftsteller und Künstler als die eigentlichen und gefährlichen Träger des

Atheismus vor Augen schwebten. Wenn wir bei den Sittenschilderern der Zeit ständig die Klage hören, daſs gerade die Londoner Jugend freigeistigen Ansichten huldigt — auch Persons bemerkt ausdrücklich, daſs Marlow junge Leute um sich sammelt — so werden wir das zum guten Teil mit dem Einfluſs erklären können, den auch noch in moderner Zeit die Bohème der Groſsstadt mit ihren dem Bürgertum abholden Sitten und Anschauungen auf den Teil der Jugend auszuüben pflegt, der sich für die freiere Welt der Künstler und Schriftsteller interessiert. Daſs es für uns zumeist namenlose Mitläufer sind, ist unwesentlich für die Feststellung, auf die es uns ankommt, daſs wir in den achtziger Jahren bereits mit einer Londoner Bohème zu rechnen haben, die in religiöser Hinsicht sicherlich nach den extremen Ansichten der Deisten und Atheisten hinüberneigte.

Neben dem freigeistigen Kreise von literarischen Bohémiens, der sich um Marlow scharte, existierte gleichzeitig noch ein anderer freigeistiger, wenn nicht atheistischer Zirkel mit mehr wissenschaftlichen Interessen, in dessen Mittelpunkt niemand geringerer stand als einer der gefeiertsten Hofmänner und Politiker der Zeit, Sir Walter Raleigh, ein Kreis, der auſser ihm vor allem noch seinen Bruder Carew und den uns schon bekannten Mathematiker Harriot umfaſste. Eine Verbindung zwischen beiden Kreisen existierte insofern als Marlow auch Zutritt zu dem Raleighschen Kreise gehabt haben muſs. Vielleicht ist der Kreis um Raleigh identisch mit jenen *great men*, für die Marlow seine Zusammenstellung von Widersprüchen in der Bibel anfertigte; sahen wir doch bei der Besprechung des Falles Cholmeley, daſs Marlow eine atheistische Vorlesung vor Raleigh und anderen hielt. Wichtiger als der Zusammenhang beider Kreise ist für unsere Zwecke aber die Tatsache, daſs es in den achtziger Jahren gleichzeitig mehrere solcher, von einander unabhängiger freigeistiger Zirkel gab. Aus den bekannten Gründen liegen auch von den Mitgliedern des Raleighschen Kreises direkte literarische Äuſserungen in atheistischem Sinne nicht vor, so daſs wir auch in diesem Falle lediglich angewiesen sind auf indirekte Zeugnisse in Gestalt von Denunziationen und Prozeſsakten. Ohne Zweifel waren die freien Anschauungen des Raleighschen Zirkels in den literarischen Kreisen Londons wohlbekannt, schon aus dem

Grunde weil sich keine Geheimtuerei damit verband, aber weder Kyd noch Baines noch Harvey noch irgend einer der späteren, die auf das Urteil Gottes an den Atheisten Marlow und Greene hinweisen, wagen es den Namen einer so hochstehenden Persönlichkeit wie Raleigh in ihre Anklagen mit hineinzuziehen, während etwa Harriots Name sowohl von Kyd (K II) wie Baines genannt wird. Die Denunziation Raleighs blieb vielmehr dem furchtlosen Vorkämpfer der römischen Kirche in England, dem fanatischen Konvertiten und erfolgreichen jesuitischen Propagandisten Robert Persons vorbehalten, demselben Manne, der durch sein *Book of Christian Exercise* (1582) Greene zu Reue und Einkehr gebracht hatte.[1]) Schon bevor die Anklagen gegen Marlow einsetzten, wagte er es gegen Raleigh die Beschuldigung der Verbreitung atheistischer und anderer freigeistiger Lehren zu erheben. Persons, der schon in der oben genannten Veröffentlichung von rein theologischen Gesichtspunkten aus sich scharf gegen Atheisten und Atheismus gewandt hatte (insbesondere 2. Teil, 6. Kap.), gab unter dem Namen Philopater im Jahre 1592 eine Schrift heraus,[2]) in der er gelegentlich spricht von *Sir Walter Raleigh's school of atheism . . . and of the diligence used to get young gentlemen to this school, wherein both Moses and our Saviour, the Old and New Testament, are jested at, and the scholars taught among other things to spell God backwards* [= dog]. Lassen wir zunächst einmal die Frage nach der Berechtigung dieser Anklagen beiseite, so fällt auf, dafs es sich um fast dieselben Punkte handelt wie bei den Anklagen gegen Marlow, nämlich um Blasphemien gegenüber Moses und Christus sowie gegen das Alte und Neue Testament. Wir können auch ver-

---

[1]) Ein Exemplar der Ausgabe von 1586 befindet sich in der Berliner Staatsbibliothek. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch darauf hinweisen, dafs es möglicherweise die Schilderung von der Bekehrung St. Augustins und seines Freundes Alipius im 1. Kap. des 2. Teiles gewesen ist, die Greene bewog nun auch selbst „Confessiones" im Stile Augustins zu veröffentlichen. Über Persons vgl. besonders A. O. Meyer, England und die katholische Kirche unter Elisabeth (Rom 1911) S. 165 ff.

[2]) An advertisement concerning the Responsio ad Elizabethae edictum &c. Die Schrift ist mir nur zugänglich gewesen in der deutschen Übersetzung vom Jahre 1593 (Berliner Staatsbibliothek), wo die betreffende Stelle sich auf S. 34 findet. Vgl. auch Stone a. a. O. S. 164.

stehen, dafs die Nachricht von Blasphemien dieser Art einen religiösen Eiferer vom Schlage Persons zum Eingreifen bewog, doch gilt für den Kreis um Raleigh wohl, dafs Blasphemien dieser Art nur eine Begleiterscheinung ihrer „atheistischen“ Spekulationen gebildet haben. Worum es sich in Wirklichkeit für sie handelte, erfahren wir ziemlich genau aus der Untersuchung, die am 21. März 1594, vermutlich im Anschlufs an den Fall Kyd-Marlow, gegen Raleigh, seine Familienmitglieder und Freunde geführt wurde. Da Raleigh sich damals infolge der Ungnade der Königin auf seiner Besitzung Sherborne in Dorsetshire aufhielt, tagte die Untersuchungskommission in dem benachbarten Cerne.[1] Aus den Fragen, welche die Kommission den Zeugen vorlegte, können wir ersehen, wessen Raleigh und seine Mitangeklagten im Einzelnen beschuldigt wurden. Die Punkte, die für uns von Interesse sind, sind folgende: Leugnen oder Anzweifeln der Existenz Gottes; Reden gegen Gott und die Lenkung der Welt durch Gott; Zweifel an einer Erschaffung und einem Untergang der Welt, an der Praedestination, an Himmel, Hölle und Auferstehung; Reden gegen die im Alten und Neuen Testament geoffenbarte Wahrheit; Behauptung, dafs die Königin nicht aus Religiösität an die Bibel glaube, sondern einen solchen Glauben nur aus Gründen der Politik vorgäbe; blasphemische Worte gegen Gott; Spott über die Unsterblichkeit der Seele und Behauptung, dafs die Seele des Menschen nach dem Tode gleich der Seele eines Tieres sei. Im Grunde handelt es sich also um dieselben Beschuldigungen wie sie das Jahr vorher gegen Marlow erhoben worden waren, vermehrt um die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele, die wohl nur zufällig keine Rolle spielt bei den Anklagen gegen Marlow und die uns im Übrigen auch schon vertraut ist aus den „atheistischen“ Gedankengängen der antiken Philosophen. Aus den Zeugenaussagen erfahren wir die für uns wichtige Tatsache, dafs eine ganze Reihe von Personen in die Angelegenheit verwickelt ist, mithin Persons Bemerkung über Raleighs *School of Atheism*

---

[1]) Die auf die Untersuchung bezüglichen Dokumente sind veröffentlicht in The Month (Juni 1894) und in Literature Nr. 147 und 148 (vgl Boas a. a. O. S. LXXIII), zum Teil auch in Shakespeare-Jahrbuch 37, S. 274 ff. und bei Stone a. a. O. S. 164 ff.

seine guten Gründe hatte. Einer der Zeugen, ein Geistlicher, hat gehört, dafs der schon durch Kyd und Baines schwer belastete Mathematiker Harriot (*one Herryott, of Sir Walter Rawleigh his house*), die Gottheit und die Bibel in Zweifel gezogen, dafs Raleighs Bruder Carew in einem Gespräch über die Gottheit wie ein Heide argumentiert habe und dafs einem gewissen Allen [Lieutenant of Portland Castle] Atheismus nachgesagt werde. Ein anderer geistlicher Zeuge gibt an, dafs nach allgemeiner Aussage Raleigh gelegentlich gegen die *deity of God and His omnipotence* argumentiert habe; ähnliches sei auch von seinem Bruder Carew bekannt. Ein anderer Zeuge, der gleichfalls Harriot und Allen belastet, bemerkt, dafs Raleigh und sein Anhang ganz allgemein des Atheismus bezichtigt würden. Ein anderer Zeuge, ein Geistlicher aus Sherborne, berichtet, dafs man in ganz Sherborne *Allen and his men* als Atheisten bezeichne; derselbe Gewährsmann führt das Zeugnis eines Schuhmachers an, wonach in Sherborne eine Reihe von Leutèn sich befinden (*a company about this town*), die sagen, dafs es Himmel und Hölle nur auf Erde gäbe und dafs die Menschen wie die Tiere stürben; endlich nennt der Zeuge auch noch einen anderen Schuhmacher in Sherborne, der als Atheist gilt. Einer der Hauptzeugen, der Geistliche Ralph Ironside, berichtet des längeren, dafs in seiner und anderer Gegenwart bei der Tafel Walter Raleigh und sein Bruder Carew bedenkliche Reden über die Seele und über Gott geführt hätten, wobei ersterer den Standpunkt vertreten habe, dafs niemand sagen könne, was eigentlich die Seele des Menschen sei und dafs man für ihre Existenz keine sicheren Beweise habe; ebensowenig habe er in Erfahrung bringen können, was eigentlich Gott sei. Danach hätten wir also für Raleigh einen agnostischen Standpunkt vorauszusetzen. Da die ganze Untersuchung — so weit wir wissen — zu keinem positiven Ergebnis gelangte, ist es für uns schwer zu sagen, wie weit die gegen Raleigh und seinen Kreis erhobenen Anschuldigungen von den Richtern als Beweismaterial gewertet wurden. Für uns liegt jedenfalls nicht der geringste Grund vor an der bona fides der Zeugen und der objektiven Wahrheit ihrer unter Eid abgegebenen Aussagen zu zweifeln. Auch blieb fortan der Vorwurf des Atheismus an Raleigh hartnäckig haften, was wohl kaum möglich gewesen wäre, wenn nicht

irgend welche Unterlagen für diesen Vorwurf vorhanden gewesen wären. Nicht nur ein zeitgenössischer Rebus spielt auf ihn als Atheisten an,[1]) sondern sein Atheismus wird ihm auch noch zum Vorwurf gemacht in dem Hochverratsprozeſs, der 1603 gegen ihn geführt wurde. Am Schluſs der Verhandlung, nach der Verurteilung, hielt der Lord Chief Justice Raleigh vor, daſs die Welt ihn der Verteidigung von höchst heidnischen und blasphemischen Ansichten bezichtige[2]) und ermahnte ihn, er solle sich nicht von irgend einem teuflischen Menschen (Harriot?) einreden lassen, daſs es im Himmel keine Ewigkeit gäbe, da er sonst die Ewigkeit im Höllenfeuer finden werde. Trotzdem Raleigh sich auf dem Schaffott zum Glauben der Kirche von England bekannte, bemerkt doch auch der Erzbischof von Canterbury in einem Briefe vom Jahre 1618 über den Ausgang Raleighs: *Sir Walter Raleigh amongst us did question God's being and omnipotence* . . .[3]) Äuſserlich hat Raleigh sich zur Kirche gehalten; wir haben aus seinem Munde eine ganze Reihe gläubiger Auſserungen und müssen auch den orthodoxen Standpunkt seiner Weltgeschichte anerkennen. Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn wir annehmen, daſs Raleigh zum mindestens zeitweilig zum Agnostizismus oder Atheismus hinneigte und seinem Zweifel an der Existenz Gottes und der Un-

---

[1]) Mitgeteilt in Poems by Henry Wotton, Sir Walter Raleigh, and Others, ed. Hannah (1845) und in Gabriel Harvey's Marginalia ed. H. C. Moore (1913) S. 280 ff.:

> Water thy plants with grace devine, and hope to live for aye;
> Then to thy Sauiour Christe incline; in him make steadfast stay:
> *Rawe* in the reason that doth *lye* within an Atheist's head,
> Which saith the soule of men doth dye, when the boddies dead.

Über eine Äuſserung von Essex aus dem Jahre 1601, die sich vermutlich auf den Atheismus von Raleigh bezieht — obwohl gerade an dieser Stelle die Bedeutung des Wortes *atheists* nicht ganz klar ist — vgl. Dom. Eliz. 10. Febr. 1601, S. 547: he [Essex] told the people that he acted for the good of the Queen, city, and crown, which certain atheists, meaning Raleigh, had betrayed to the Infanta of Spain.

[2]) Vgl. Howell, State Trials II 30: Your case being thus, let it not grieve you, if I speak a little out of zeal, and love to your good. You have been taxed by the world, with the Defence of the most heathenish and blasphemous Opinions, which I list not to repeat, because Christian ears cannot endure to hear them, nor the authors and maintainers of them to be suffered to live in any Christian Commonwealth.

[3]) Vgl. Stone a. a. O. 174 ff.

sterblichkeit der Seele ganz offen im vertrauten Kreise Ausdruck gab.[1]) Für unsere Zwecke interessiert uns schliefslich weniger der Einzelfall Raleigh als die Tatsache, dafs wir es auch hier, ähnlich wie im Falle Marlow, mit einer gröfseren Gruppe von Freidenkern zu tun haben. Denn wir können nicht umhin aus der Existenz zweier solcher Gruppen nebeneinander Schlüsse zu ziehen auf die Existenz anderer ähnlich gearteter Konventikel, über die nur die Vorsicht der Beteiligten und der daraus resultierende Mangel an Zeugnissen einen für uns undurchdringlichen Schleier gelegt haben. Geht doch allein schon aus dem Zeugenverhör in Cerne hervor, dafs es in dem kleinen Orte Sherborne auch abgesehen von dem Raleighschen Kreise eine Reihe von Deisten oder Atheisten gegeben haben mufs. Da kein Grund vorhanden ist Sherborne in Dorsetshire für einen besonders verruchten oder aufgeklärten Ort zu halten, können wir wohl die Vermutung äufsern, dafs um 1590 herum bereits in vielen Städten Englands nicht nur einzelne Individuen, sondern auch Gruppen von Leuten vorhanden gewesen sein werden, die ihrer Stellung zur Religion nach als Deisten oder Atheisten gelten müssen. Damit hätten wir wiederum einen Beleg für unsere Anschauung, dafs der Kampf gegen den Glauben im 16. Jahrhundert nicht als die Regung einzelner Geister, sondern als eine breite Strömung aufzufassen ist, die bereits die Massen zu beeinflussen beginnt und bald hier, bald dort in kleineren oder gröfseren Kreisen zutage tritt. Wie wir gleich sehen werden, wird dieser Schlufs auch bestätigt durch die Zeitgenossen, voran einen Thomas Nash, der zu Beginn der neunziger Jahre die Gefahr, die dem Lande durch das Überhandnehmen des Atheismus gerade in den einflufsreichen Kreisen drohte, wohl erkannte und in schreienden Farben ausmalte.

Ohne Zweifel hatten die Untersuchungen gegen Kyd, Marlow und Raleigh, vor allem aber der Tod Marlows in der Londoner Schriftstellerwelt ein ungeheures Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit auf das Treiben der Atheisten und sonstigen Freigeister gelenkt. Schon vor der Katastrophe

---

[1]) Wir sehen davon ab den Selbstmordversuch Raleighs vom Jahre 1603, dessen Natur noch nicht ganz aufgeklärt ist, für unsere Zwecke heranzuziehen. Vgl. dazu W. Stebbing, Sir Walter Raleigh (1899) S. 194 ff.

war wohl einiges darüber in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Wenigstens würde dies gut erklären, wie Nash gerade um diese Zeit dazu kam seinen Feldzug gegen den Atheismus zu eröffnen. Nash, ein alter Freund von Greene und einer der kühnsten Satiriker und Pamphletisten seiner Zeit, hatte unmittelbar nach dem Zusammenbruch von Greene auch eine Periode der Bekehrung und Einkehr in sich selbst, in der ihn neben den sonstigen Lastern der Zeit auch das Problem des Unglaubens beschäftigte. Nach seiner gewiſs zutreffenden Ansicht, die er mit vielen seiner Zeitgenossen, auch mit Charron, teilt, war es die Spaltung der Kirche, die Sektenbildung, die den Atheismus begünstigte und es dem Gegner ermöglichte gegen die Kirche und deren Kult sowie gegen den Offenbarungsglauben zu Felde zu ziehen.[1]) Für die Frage, die für uns im Vordergrunde steht, die Frage nach der damaligen Verbreitung des Atheismus, enthält seine lange Buſspredigt vom Jahre 1593, betitelt *Christs Tears over Jerusalem*, wo er unter dem Einfluſs der theologischen Literatur mit der Stimme des Predigers in der Wüste die Stadt London warnt und zur Umkehr aufruft, wertvolles Material.[2]) Wie aus Zitaten ersichtlich ist, kannte er sowohl Persons' berühmtes *Book of Christian Exercise* (1582),[3]) wo im 2. Teil (Kap. 6) von Atheisten und Atheismus die Rede war, allerdings von rein theologischen Gesichtspunkten aus, als auch eine Schrift des bekannten Geistlichen Henry Smith, betitelt *God's Arrow against Atheists* (1593), wo die Existenz Gottes gegenüber allen Arten von Ungläubigen erwiesen und gleich zu Beginn der heidnischen Atheisten Protagoras und Diagoras gedacht, aber keinerlei Bezug auf die eigene Zeit genommen wird.[4]) Wir lassen im Folgenden die theologischen Argumente von Nash beiseite und halten uns lediglich an die Angaben, die er über den damaligen Atheismus macht. Obwohl kein Name genannt wird und die Mitteilungen zu allgemeiner Natur sind, als daſs sie mit Sicherheit auf Marlow, Greene, Harriot oder Raleigh gedeutet werden könnten, legen es doch sowohl

---

[1]) Vgl. Pierce Penilesse 1592 (Works ed. Mc Kerrow I 171).

[2]) Works ed. Mc Kerrow II 114—129.

[3]) Vgl. oben S. 140.

[4]) In der Berliner Staatsbibliothek ist ein Exemplar der Londoner Ausgabe vom Jahre 1656 vorhanden. Auch in seinen Predigten griff Smith gelegentlich die Atheisten und Epikuräer an, vgl. Works ed. Miller I 383 ff.

das Erscheinungsjahr wie ein paar Einzelheiten nahe diese Geister und ihren Anhang als den Ausgangspunkt dafür anzusehen, daſs Nash gerade jetzt zum Schutze des gefährdeten Glaubens auf den Plan trat. An seinen Darlegungen dürfte das Wichtigste sein, daſs für ihn der Atheismus bereits ein öffentliches Laster darstellt, das ebenso verbreitet ist wie irgend ein anderes; dementsprechend sucht er auch die Ursachen für diese Erscheinung nicht mehr in den verderblichen Einflüssen eines fremden Landes oder in der Einwirkung bestimmter Autoren, sondern einfach in den Zeitverhältnissen. In einem allegorischen, aus dem Mittelalter übernommenen Stil wird *Atheism* zusammen mit seinen Brüdern *Ambition, Vaine-glory, Discontent* und *Contention* als ein Sohn von *Pride* eingeführt, zugleich als eine Frucht von Reichtum, Ehrgeiz und Eitelkeit. Es ist die Freude an der Welt, die den Toren in seinem Herzen sagen läſst: „Es gibt keinen Gott". Andere ziehen aus der Erfahrung, daſs ihre Blasphemien von Gott nicht bestraft worden sind, den Schluſs, daſs es keinen Gott gibt und erfinden Gründe, warum es keinen Gott geben darf. Wie die Sadduzäer leugnen sie auch die Unsterblichkeit. Sie erklären, daſs das Firmament nicht von Gott geschaffen ist und geben auch nichts darauf, daſs eine Generation der anderen von Gottes Wundern erzählt hat. Sie folgen den Anhängern Pyrrho's, die der Ansicht sind, daſs es keine Hölle und kein Elend gibt auſser in unserem Glauben.[1]) Auch über die Angriffe der Ungläubigen gegen die Offenbarung erfahren wir ein paar Einzelheiten. Mit den Anklagen, die Baines gegen Marlow richtete (vgl. oben S. 124), deckt sich die Behauptung, jene Atheisten bestünden darauf, daſs die kürzlich entdeckten Indianer Altertümer aufzuweisen hätten, die auf tausende von Jahren vor Adam deuteten. An Marlow erinnert gleichfalls die Mitteilung, daſs diese Atheisten im Anschluſs an Tacitus[2]) Moses zu einem weisen und voraussehenden, in der egyptischen

---

[1]) Mc Kerrows Vermutung (Anm. zu II 114 ff.), daſs Nashs Kenntnis der *Pironicks* aus Agrippa, De Incertitudine &c. herstammt, scheint mir unbegründet. Durch französische Schriftsteller, schon allein durch Montaigne, wuſste das elisabethanische Publikum über den Pyrrhonismus Bescheid.

[2]) Vgl. die bekannte Stelle bei Tacitus, Historien V 3—4. Sowohl das Zitat aus Tacitus wie das folgende aus Albumazar stammen aus zweiter Hand, vgl. Mc Kerrow V 397.

Gelehrsamkeit wohlbewanderten Menschen machen, dagegen die göttliche Hilfe bei den gröſsten seiner Wunder leugnen; wenn er in der Wüste das Wasser aus einem Felsen geschlagen habe, so sei das nicht auf Grund eines übernatürlichen Eingreifens von Gott geschehen, sondern weil er beobachtet habe, wohin die wilden Esel zum Trinken gingen. Nach Nashs Darstellung behaupten diese Atheisten des weiteren mit Albumazar, die Führung der Kinder Israel durch das Rote Meer habe lediglich darauf beruht, daſs Moses den Einfluſs der Gestirne und die abnehmende Zeit des Mondes beobachtet habe, welche die Flut zurücktreten lieſs; weil vor kurzem einige Schriftsteller versucht hätten die Erzählungen von Judith, Susanna und Daniel, und vom Drachen zu Babel zu diskreditieren, glaubten sie, daſs sie auch den Rest der Bibel dem jüdischen Thalmud zuweisen und sie ihn für eine erlogene Legende ausgeben könnten.

Unter den Atheisten seiner Zeit unterscheidet Nash ganz klar die beiden Typen, die uns schon des öfteren begegnet sind, einmal den politischen Atheisten, den er den inneren (the inward) nennt, zum anderen den philosophischen oder theoretischen Atheisten, den er als den äuſseren (the outward) bezeichnet. Beide sind nach Nash gleich ungläubig. Der „innere“ würde sich offen zum Atheismus bekennen, wenn er sich nicht vor der Menge, die der Religion anhängt, fürchtete; so heuchelt er aus Furcht vor ihr Religion. Im Übrigen sieht dieser „innere“ Atheist in der Religion ein politisches Instrument. Einmal glaubt er, daſs durch die Gebote der Kirche die Masse vor der Beschäftigung mit der Politik bewahrt werde, zum andern nimmt er nach dem Vorbild von Numa Pompilius und Minos, die ihre Herrschaft durch Vorspiegelung religiöser Inspiration aufrecht erhielten, in der Praxis Gott und das Gewissen zum Vorwand für Unterdrückungen und politische Maſsnahmen. [1]) Diese Sorte von Atheisten führt nach Nash die

---

[1]) Kurz vorher (1583) hatte Charron in seiner Schrift *Les trois vérités contre tous les Athées* etc. (I, Cap. 4) eine Schilderung des politischen Atheismus gegeben, wobei er ebenfalls unter den Beispielen Minos und Numa Pompilius anführt. Dennoch halte ich eine Abhängigkeit Nashs von Charron für unwahrscheinlich. Nichts lag Nash ferner als die Bewunderung, die Charron (I, Cap. 3) sozusagen wider seinen Willen dem aufrichtigen Atheisten mit seiner *ame extrement forte et hardie* entgegenbringt.

Bibel im Munde, während sie den Nachbarn die Kehle durchschneidet. Bei der Schilderung der „äuſseren“ Atheisten hebt Nash vor allem das rationalistische Element hervor. Der „äuſsere“ Atheist erklärt offen die Vernunft als seinen Gott und will sich nicht überzeugen lassen, daſs Gott existiert, auſser wenn Gott ihm alle Geheimnisse seines Ursprungs und seiner Herrschaft mitteilt. Er untersucht Gott darauf hin, wo er war und was er tat, ehe er Himmel und Erde schuf und wie er vor allem Anfang habe existieren können, und kritisiert ihn, warum er dieses und jenes getan habe. Zum ersten Mal erhalten wir auch eine Erklärung dafür, auf welchem Wege der theoretische Atheist zur Blasphemie gelangt: Weil Leute dieses Schlages Gott nicht zu ergründen vermögen, verkleinern sie ihn und verleumden sie ihn, so sehr sie können. Sie leugnen Gott, weil sie ihn nicht sehen, fühlen und hören können. Als Ursache des Atheismus sieht Nash den Überfluſs an; er ist es, der die Leute zu Atheisten macht, während das Unglück die Menschen zu Gott führt.

Nash sieht die von der Zahl und Bedeutung der Atheisten drohende Gefahr in einem geradezu grausigen Lichte und ruft zum Kampfe gegen sie auf, wie man bisher nur zur Bekämpfung der römischen oder häretischen Gefahr aufgerufen hatte. Insbesondere beschwört er die studierten Köpfe den Kampf mit dem Gegner aufzunehmen. Während selbst die Theologen vom Schlage eines Henry Smith die von den Sekten drohende Gefahr für eine viel gröſsere hielten als die von den Atheisten drohende, beschwört Nash die *University men* sich nicht mit der Bekämpfung der Sekten abzugeben, sondern mit der Bekämpfung des Atheismus: *for there is no Sect now in England so scattered as Atheisme. ... You are not halfe so well acquainted as them that lyue continually about the Court and Citty, how many followers this damnable paradoxe hath: how many high wits it has bewicht.* Es gehöre mehr als theologisches Wissen dazu die Atheisten zu bekämpfen, denn die einzige Möglichkeit sie zu widerlegen, sei an der Hand ihrer eigenen weltlichen Autoren. Die englischen Widerlegungsschriften — von denen es nur solche rein theologischer Art gab — stünden zurück hinter den ausländischen. Die englischen Geistlichen, die zu jung zu fertigen religiösen Ansichten gelangten und denen es an genügendem Wissen und Erfahrung fehle, um die

Menschen zu fesseln und zu bekehren, seien Schuld daran, dafs die Sekte der Atheisten wieder aufgelebt sei. Die Atheisten, mit denen sie sich zu messen hätten, seien im Gegensatz zu ihnen *speciall men of witte.* Selbst die römischen Priesterseminare hätten nicht so viele gute Köpfe an sich gezogen als der Atheismus. Es sei gerade das Übermafs des Verstandes, das die Atheisten mache.[1]) Um sie widerlegen zu können, müfsten die Geistlichen die Ansichten aller Philosophen über Gott kennen und alle anderen Wissenschaften treiben, die ja nichts anderes als die Dienerinnen der Theologie seien. Sie sollten sich an den Atheisten rächen wie die Athener an Anaxagoras, den sie ins Gefängnis warfen und fast getötet hätten. „Der Atheismus hat uns überschwemmt (Atheisme hath over-spread us) und wird uns alle vernichten, wenn wir ihn nicht rechtzeitig daran hindern.“

So gewifs dieser Warnruf von Nash in Übertreibungen endet, so steht doch dahinter das Urteil eines der gebildetsten Publizisten der Zeit, eines Schriftstellers, der mit den Strömungen des Tages wohl vertraut war und der Deisten und Atheisten wohl zu unterscheiden wufste von den christlichen Sektierern verschiedenster Observanz. Was er von den Deisten und Atheisten zu berichten weifs, ist immer noch so ziemlich dasselbe, was schon Ascham seiner Zeit mitteilte, nur dafs in den dazwischenliegenden vierzig Jahren die Seuche sich ausgebreitet und damit die Gefahr sich vervielfältigt hatte.

Dafs Nashs Warnruf letzten Endes auf richtiger Erkenntnis der Sachlage beruhte, sehen wir daran, dafs sich von nun an die Warnungen und die Mahnrufe an die Behörden Schlag auf Schlag folgen. In der englischen Übersetzung des zweiten Teiles von de la Primaudaye's Academie française, der seinerseits schon an den verschiedensten Stellen heftige Ausfälle gegen den Unglauben der Epikuräer und Atheisten vorbringt, nimmt der Übersetzer, Thomas Bowes, Gelegenheit sich in dem Vorwort an den Leser (1594) aufs schärfste gegen den Erz-Atheisten Machiavelli und seinen Schüler Greene zu wenden und die Behörden mobil zu machen gegen den *violent course of Atheisme dayly spread abroad by these pernicions.*[2]) Ganz ähnlich ruft

[1]) It is the superaboundance of witte that makes Atheists.

[2]) Vgl. E. Meyer a. a. O. S. 77 ff.

im nächsten Jahre William Clarke das Gesetz gegen die Atheisten zu Hilfe in seiner Schrift *Polimanteia*, wo sich in dem Abschnitt „England an seine drei Töchter, Cambridge, Oxford und die Juristenhöfe und an alle seine Einwohner“ der Vermerk findet: *Puritans. Politickes. Atheists. Law must cut these off.* [1])

Dafs die Zahl der Verächter des christlichen Glaubens keine geringe mehr war und dafs die Vorsicht und Zurückhaltung, die diese zur Zeit Aschams noch übten, allmählich zu schwinden begann, bezeugen auch andere bekannte elisabethanische Schriftsteller, so Thomas Lodge, der sich in seiner publizistischen Tätigkeit in mancher Hinsicht mit Nash berührt, ihn aber an Frömmigkeit und Verfolgungseifer noch übertrifft. In seiner moralisierenden Schrift *Wits Miserie and the Worlds Madnesse* (1595) benutzt Lodge bei der Schilderung der Teufel *Derision*, *Scandal*, *Detraction* und *Blasphemy* die Gelegenheit, um den herausfordernden Hang seiner Zeit zu unaussprechlichen Blasphemien der uns bekannten Art gegen Gott, Christus, Maria, den heiligen Geist und die Christen an den Pranger zu stellen. [2]) Mit noch gröfserer Deutlichkeit äufsert sich der bedeutendste Theologe der Zeit, der grofszügige und versöhnlich gesinnte, bereits nach dem Latitudinarismus hinweisende anglikanische Geistliche Richard Hooker. [3]) Auch er ist sich klar darüber, dafs die Zahl der Gottesleugner zu seiner Zeit eine grofse ist. Nach theologischer Art sieht er er in diesen Atheisten Menschen, die ihren Neigungen und Leidenschaften leben wollen und sich deshalb gegen alles wenden, was einen Antrieb zur Tugend bedeuten könnte: Die Erschaffung der Welt, die Voraussicht Gottes, die Auferstehung der Toten, die Freuden des Himmels

---

[1]) Der betreffende Abschnitt abgedruckt bei Brydges, British Bibliographer I (1810) S. 280.

[2]) Works ed. Gosse, Hunterian Club XLVII (1879), S. 10, bei der Schilderung des Teufels *Derision*: ... his meerest profession is Atheisme ... It is meat and drinke to him when he is mocking another man: Christ his Saviour is a Carpenters sonne: Christians, Galileans in contempt: Nay such blasphemie uttereth he betwixt the Holy ghost and the blessed and Immaculate Virgine Marie, as my heart trembleth to thinke them, and my tongue abhorreth to speake them. Vgl. weiter S. 17, 65.

[3]) Ecclesiastical Polity, Buch V (1597), Abschn. 2.

und die Qualen der Hölle, vor allem aber die Autorität der Bibel und die Unsterblichkeit der Seele. Auch er bezeugt, daſs die Atheisten sich nicht mehr den geringsten Zwang auferlegen in ihren Äuſserungen, vielmehr ganz öffentlich Propaganda für ihre Sache treiben, und fordert den Staat zum Eingreifen auf. Nach Hooker suchen die Atheisten geradezu die Unterhaltung über religiöse Dinge in der Absicht daraus Nutzen für ihre Sache zu ziehen; das erreichen sie dadurch, daſs sie von ihren Partnern plötzlich Gründe verlangen und deren mangelnde Bereitschaft so auslegen als ob die Frömmigkeit überhaupt nichts sei als eine Art von harmlosem Irrtum, der in den Leuten erzeugt und genährt werde durch die Schlauheit von klügeren Interessenten. Mit der letzten Bemerkung spielt auch Hooker auf den nach seiner Ansicht weit verbreiteten politischen Atheismus an. Nach ihm sehen die Atheisten in der Religion überhaupt nur eine Erfindung der Politiker, die dazu da ist die inneren Regungen eines Menschen so zu beherrschen wie das mit den äuſseren Handlungen durch die Gesetze geschieht. Da in den Augen der Atheisten Änderungen auf dem Gebiete der Religion eine Gefahr für den Staat bedeuten, treten sie sogar dafür ein, daſs die Regierungen, wenn nötig, zu Fälschungen greifen, um die Religion zu erhalten wie man es im Altertum bei den Orakeln tat.

Auch die Predigt der Zeit bietet endlich Zeugnisse für die Dreistigkeit, mit der der Atheismus sich vorwagt. „Wundert Euch nicht“, so ruft einer der Prediger der Zeit, vielleicht Hooker selbst,[1]) seiner Gemeinde zu, „wenn die Menschen, mit denen Ihr zusammen lebt und mit denen Ihr Arm in Arm geht, über Eure Religion lachen und den Namen Christi schmähen.“ Habe es doch schon zur Zeit der Patriarchen und Propheten Spötter gegeben, die schlimmer seien als die Ungläubigen und die sich von der Religion abwenden, um ihren unsauberen Lüsten leben zu können.

Der Aufschwung, den die Polemik gegen den Unglauben in England in den neunziger Jahren nimmt, legt die Frage nahe, ob hier nicht Einwirkungen von französischer Seite vorliegen. Haben wir doch in Frankreich seit den Zeiten von

---

[1]) Two Sermons upon Part of St. Jude's Episte, Sermon I. Zur Verfasserfrage vgl. den Artikel über Hooker im DNB.

Calvin einen ununterbrochenen heftigen Kampf gegen den Geist der Verneinung, bei dem der französische Calvinismus die führende Rolle übernimmt. Diese hugenottischen Apologeten des Christentums,[1]) welche die katholischen, selbst einen Charron, an Schärfe noch um ein gutes Teil übertrafen, waren in England sämtlich mehr oder weniger bekannt. Dafür sorgte ein sehr ausgebildetes protestantisch-kalvinisches Zusammengehörigkeitsgefühl. Über die Schriften von Viret, Henri Estienne, Du Plessis Mornay, dem „Papste der Protestanten", und de la Primaudaye[2]) sowie deren Verbreitung in England haben wir bereits gelegentlich gesprochen. Aber auch de la Noue's *Discours potitiques et militaires* (1585), die so viel über die Epikuräer und Libertins am französischen Hofe zu melden wuſsten (s. 590 ff.), waren zwei Jahre später ins Englische übertragen worden.[3]) Wie genau man diese ganze Literatur in England verfolgte, zeigt uns allein schon ein Ausspruch von Nash, der sehr mit Recht die englischen Schriften wider den Unglauben hinter den ausländischen als weit zurückstehend empfindet.[4]) Der nicht geringe Einfluſs, der von den Schriften der französischen Hugenotten auf die englische Literatur der Renaissance ausging, ist bisher noch nicht im richtigen Zusammenhange und im richtigen Ausmaſse geschildert worden.[5]) Was unsere Probleme anlangt, so glaube ich, daſs die Schriften der hugenottischen Apologeten des Christentums sicherlich beigetragen haben zu dem Aufschwung, den die apologetische Literatur in England von den neunziger Jahren an nimmt, daſs aber im Einzelnen die Engländer ihre eigenen Wege gehen und die Verhältnisse in ihrem eigenen Lande ganz unabhängig von den Darstellungen der Franzosen schildern.

Die Zeugnisse, die wir für den Atheismus von Marlow,

---

[1]) Vgl. über sie auch Sabrié a. a. O. S. 193 ff.

[2]) Bei v. Bezold a. a. O. Bd. 113, S. 300 als katholischer Edelmann bezeichnet. Vgl. aber den Artikel in der Biographie Universelle.

[3]) Eine Anspielung auf de la Noue's *Discours* findet sich in Meres' Palladis Tamia (1598), vgl. Arber, An English Garner (1879) II, 106.

[4]) In „Christs Tears over Jerusalem" 1593 (ed. Mc Kerrow II, 124).

[5]) Auch nicht in Sidney Lee's bekanntem Werke *The French Renaissance in England*, wo z. B. de la Primaudaye, der durch seine *Academie française* auch auf Greene und andere stark eingewirkt hat, überhaupt nicht erwähnt wird.

Greene, Harriot, Raleigh und ihre Anhänger beibringen konnten, ergeben zusammen mit den Angaben, die Nash, Lodge und Hooker über die Ausbreitung des Atheismus machen, bereits ein anschauliches Bild von dem raschen Anwachsen deistischer und atheistischer Anschauungen im Elisabethanischen England, das um so eindringlicher wirkt als alle diese Zeugnisse sich auf ein Jahrzehnt zusammendrängen.[1]) Kein Wunder, wenn um diese Zeit herum auch das elisabethanische Theater der Erscheinung des Atheismus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt, nachdem der elisabethanische Roman mit Lyly und Sidney sich bereits erheblich früher mit dem gleichen Problem befaſst hatte. Sehen wir von den Dramen Marlows, einem uns nicht weiter bekannten Drama mit dem Titel *Machiavell* (gespielt 1591) und dem uns gleichfalls nicht erhaltenen Heliogabolus ab (vgl. oben S. 129 Anm. 1), so hält die Gestalt des Atheisten ihren Einzug auf der Bühne erst verhältnismäſsig spät, in Tourneurs Drama *The Atheist's Tragedy* (ca. 1603).[2]) Aber dabei ist zu bedenken, daſs in der Aufnahme neuer Motive der Roman damals dem Drama fast immer vorausgeht und daſs Lyly wie Sidney mit ihren moralisch-lehrhaften Zielen und ihrer humanistischen Aufmachung sich an ein wesentlich engeres Publikum wandten als die Volksbühne. Nach allem, was wir gesehen haben, können wir es im Übrigen nur als einen Zufall betrachten, daſs die Bühne nicht früher den Atheismus in ihren Bereich zog. Wenn die Rolle, die er dort spielte, auch weiterhin eine bescheidene blieb im Vergleich zu dem Interesse, das die Dramatiker der römischen Kirche oder dem Puritanismus entgegengebrachten, so liegt das in der Natur der Sache. Der Atheismus war keine Erscheinung, die wie

---

[1]) Eine ganze Reihe von Zeugnissen über den damaligen Atheismus haben wir als nicht wichtig genug bei Seite gelassen. Vgl. etwa Ph. Stubbs in seiner *Anatomy of Abuses* (1583) ed. Furnivall (New Shakespeare Society 1877—79) S. 87; Babington in *On the Ten Commandments* 1588 (New Shakesp. Soc. 1877—79) S. 396 ff.; John Udall in *A Demonstration* &c 1588 (ed. Arber, The Scholar's Library No. 9) S. 4.

[2]) Plays and Poems of Cyril Tourneur ed. J. Ch. Collins, Lo. 1878, Bd. I. Vgl. auch P. Wenzel, Tourneurs Stellung in der Geschichte des englischen Dramas (Diss. Breslau 1918), der bereits einiges Material über die Geschichte des Atheismus in England zusammenstellt.

die römische Gefahr als politische Angelegenheit die Gemüter dauernd in Aufregung hielt, oder die wie der durch Äuſserlichkeiten auffallende Puritanismus immer wieder zu komischen Zwecken benutzt werden konnte. Der volkstümlichen Anschauung gemäſs ist in Tourneurs Drama der Atheist ein intriguierender, hartherziger, vor nichts zurückschreckender Schurke, der am Schluſs Schiffbruch leidet und so dazu kommt eine über der Natur waltende Vorsehung anzuerkennen. Was uns in erster Linie interessiert, sind die theoretischen Ansichten, die der Dichter seinem Atheisten unterlegt. Von Marlows Gestalt des ungläubigen Faust ausgehend hat Tourneur in seinem Atheisten doch etwas ganz anderes geschaffen, nämlich einen typischen Vertreter einer bestimmten, damals schon Mode gewordenen Weltanschauung. Mit groſser, fast pedantischer Sorgfalt legt der Dichter seinem Helden bestimmte Lehren in den Mund, die zusammen einen konsequenten Materialismus ergeben. Für Tourneurs Atheisten gibt es nichts auſser der Materie. Mensch und Tier sind dasselbe und unterliegen denselben Gesetzen (S. 5). Der Mensch lebt nur weiter in seinen Kindern. Eine Seele gibt es nicht; das Denken ist nichts als bestimmte Anordnung der Gehirnteile. Es gibt keinen Gott und keine Vorsehung, sondern das Schicksal regiert die Welt (57). Alles ist von der Natur geschaffen und daher auch auf natürliche Weise zu erklären; daher ist die Natur auch die ewige Gottheit, die der Mensch verehren soll (61, 137). Da es kein Jenseits und keine Vergeltung gibt, hat der Mensch ein Recht sich seinen Trieben nach Geld, Gut und der Befriedigung des Geschlechtssinnes hinzugeben. Wir sahen, wie Sidney in der Gestalt seiner Cecropia auf Grund seiner Kenntnis der antiken Atomlehre eine Vertreterin der materialistischen Weltanschauung schuf; bei Tourneur ist das Bild trotz manches ähnlichen Zuges so viel gröber und volkstümlicher geworden, daſs es schwer fällt an unmittelbare Anregung von antiker Seite zu glauben. Irgend ein Zusammenhang mit Lukrez ist zwar sicher vorhanden, aber die betreffenden Stellen, die Erklärung des Donners (60) und des Traumes (74) als natürlichen Vorgängen und die Anspielung auf *rerum natura* (121) stammen wohl eher aus zweiter Hand. Bei dem wenigen, was wir von der Persönlichkeit und der Bildung Tourneurs wissen,

ist jedenfalls nicht recht ersichtlich, wie er zu der Lektüre eines so schwierigen, ihm nur in lateinischer Sprache zugänglichen Autors gekommen sein sollte, ganz abgesehen davon, dafs gerade einige der wichtigsten Züge bei Lukrez, wie die Lehre von den Atomen, bei Seite gelassen sind.[1])

Auch die philosophisch gerichtete Literatur, die zu Ende der neunziger Jahre auftaucht, vermittelt uns durch ihre Auseinandersetzung mit dem Problem des Atheismus einiges Neue über die Lehren der damaligen Atheisten und die Gefahren, deren man sich von dieser Seite her versah. Schon in der ersten metaphysischen Dichtung der englischen Literatur überhaupt, in John Davies' Lehrgedicht *Nosce Te Ipsum* (1599)[2]) ist neben dem Versuche Philosophie und Religion in Einklang zu bringen und das Wesen der Seele in Anlehnung an den Neuplatonismus poëtisch zu erläutern, eines der Hauptziele die Widerlegung der verschiedenen materialistischen, atheistischen und skeptischen Theorien. In seiner Problemstellung wie in seiner Kampfstellung ist Davies stark beeinflufst von einem der grofsen hugenottischen Vorkämpfer gegen den Unglauben, von de la Primaudaye, dessen *Academie* 1594 ins Englische übertragen worden war.[3]) Da die Einwürfe der Glaubensgegner ausführlich in der Form von *Objections* vorgetragen werden, erhalten wir einen ziemlich vollständigen Überblick über das, was die Skeptiker und Atheisten jener Zeit an Gründen vorzubringen pflegten. Obwohl die einzelnen Richtungen nicht mit Namen genannt werden, erkennen wir durch die Beschreibung heraus einmal die antiken Lehren von Pythagoras, Demokrit, Kritias sowie die der Epikuräer, dann von den eigenen Zeitgenossen des Dichters die Ansichten von Pantheisten, Materialisten, welche die Seele als Körper betrachten, und von Leuten, die Himmel und Hölle, d. h. ein

---

[1]) Eine Einwirkung durch Giordano Bruno, den Wenzel a. a. O. neben Lucrez heranzieht, kommt nicht in Betracht.

[2]) Works in Verse and Prose by Sir John Davies ed. Grosart (Fuller Worthies Library) 1869. Einzeln hg. von Arber, An English Garner, Bd. V. Vgl. auch M. Seemann, Sir John Davies (= Wiener Beiträge z. engl. Phil. 41) 1913.

[3]) Vgl. Bredwold, Davies' Sources for "Nosce Te Ipsum" in Public of the Mod. Lang. Assoc. of America 38 (Dez. 1923).

Leben nach dem Tode, für Erfindung der Politiker ansehen.[1]) Etwas neues ergibt diese Zusammenstellung kaum. Alle diese verschiedenen Argumente der Atheisten sind uns bereits irgendwo im Verlaufe unsrer Untersuchung begegnet. Nur fällt wiederum die grofse Rolle auf, welche die der antiken Philosophie entnommenen Argumente spielen.

Wichtiger sind die Resultate, die sich aus der Stellungnahme des gröfsten wissenschaftlichen Geistes der Zeit, Francis Bacons, ergeben. Noch vor Schlufs des Jahrhunderts setzte sich Bacon in seinen *Meditationes Sacrae* (1597)[2]) in dem Kapitel „De Atheismo" in der ihm eigentümlichen kühlen und objektiven Art mit dem Problem des Atheismus auseinander, um es dann später noch einmal in seinem bekannten Essay *Of Atheism* (1607; ausführlicher in der Ausgabe 1625) zu behandeln. Sein Standpunkt ist von vornherein festgelegt. Für ihn, den Empiristen und Vertreter der doppelten Wahrheit, der die griechischen Naturphilosophen, vor allem Demokrit wohl als Physiker, aber nicht als Metaphysiker anerkannte, ist der mit Hilfe der Vernunft gegen den Glauben anrennende Atheist nicht viel mehr als ein Tor. Von diesem Standpunkt

---

[1]) Zur Veranschaulichung mögen die folgenden Strophen dienen (Grosart a. a. O. S. 57):

One thinks the soule is aire, another fire;
Another blood, diffus'ed about the heart;
Another sayth, the elements conspire,
And to her essence each doth give a part.

Musicians thinke our soules are harmonies,
Phisicions hold that they complexions bee;
Epicures make them swarmes of atomies,
Which doe by chance into our bodies flee.

Some thinke our generall Soule fils euery braine,
As the bright sunne sheds light in every starre;
And others thinke the name of soule is vaine,
And that we only well-mixt bodies are.

Oder S. 154:

Well, well, say these vaine spirits, though vaine it is
To thinke our soules for Heaven or Hell to go;
Politike men have thought it not amisse,
To spread this lye, to make men vertuous so.

[2]) Englische Übersetzung 1598.

und von der Höhe seiner ungewöhnlichen Bildung aus sieht er in den Atheisten Vertreter einer „leichten, spöttischen, unverschämten und eingebildeten Sinnesart, die das Gegenteil von Weisheit und Ernst ist".[1]) Dementsprechend ist Atheismus für ihn das Kennzeichen einer nur oberflächlichen Beschäftigung mit Philosophie: „Ein wenig Philosophie neigt den Menschen zum Atheismus hin, aber viel Philosophie bringt ihn zurück zur Religion".[2]) Da wir bei Bacon voraussetzen können, dafs er zwischen Sektierertum, Deismus und Atheismus genau zu scheiden weifs, sind seine Angaben über die Zahl der eigentlichen Atheisten für uns von besonderem Wert. Aus seinen Ausführungen geht klar hervor, dafs auch er die Zahl der Atheisten für beträchtlich hält, allerdings immer noch gering im Verhältnis dazu, wie sie sein würde, wenn die Furcht vor der Regierung und dem Gerede der Menschen nicht der freien Meinungsäufserung einen Riegel vorschöbe. Fielen diese — rein äufseren — Hemmungen fort, so würde nach B.s Ansicht keine Irrlehre sich so ausbreiten wie der Atheismus; alsdann würden die Atheisten, die alle zu einer Propaganda ihrer Lehren neigen, auch ohne besonderen Anlafs nichts eifriger tun als ihre Lehren verbreiten wie das der Epikuräer Lucretius getan habe, der den Angriff gegen die Religion zum Leitstern seiner Dichtung machte. Aus all dem geht klar hervor, dafs nach der Ansicht Bacons, der für seine Person den Glauben an Gott aufs eifrigste verteidigt, die Disposition der Zeit an und für sich dem Atheismus entgegenkam und nur äufsere Widerstände die Ausbreitung ins Ungemessene verhinderten. Wir sehen also, wie Bacon aus seinen nüchternen Erwägungen heraus zu demselben Ergebnis gelangt wie der leidenschaftliche Nash, nur dafs Bacon als gewiegter Politiker weifs, dafs es sich beim Atheismus im Gegensatz zu den „falschen religiösen Ideen", d. h. den Sekten, nicht um eine staatsgefährliche Bewegung handelt;

---

[1]) Meditationes Sacrae a. a. O.

[2]) Meditations Sacrae a. a. O. Derselbe Gedanke kehrt wieder im Advancement of Learning (gedr. 1605): ... it is an assured truth and a conclusion of experience, that a little or superficial knowledge of philosophy may incline the mind of men to atheism, but a farther proceeding therein doth bring the mind back again to religion. Ähnlich auch in „Valerius Terminus" (Cap. 1) und im „Essay of Atheism."

nach seiner Ansicht sind es im Gegenteil gerade die ruhigen Zeiten wie die des Augustus, die nach dem Atheismus hinneigen.[1]) Wenn er den Atheismus gleichwohl für schädlich hält und bekämpft, so steht dahinter vor allem ein anderer, bezeichnenderweise rein praktischer und utilitarischer Gesichtspunkt: Der Atheismus schwächt den einzelnen Menschen, weil er ihm die Möglichkeit nimmt mit Hilfe des Gottvertrauens seine Kräfte über das gewöhnliche menschliche Maſs hinaus zu steigern.[2])

Die Schar der Atheisten gliedert sich bei Bacon in drei Arten: Der erste Typus, der des theoretischen Atheisten (contemplative atheist), wird als selten bezeichnet: „Diagoras, Democritus, Lukian vielleicht, und ein paar andere [Leucippus, Epikur, Lucretius]".[3]) Die Zahl dieser theoretischen Atheisten erscheine nur so groſs, weil die Gegner eines feststehenden Glaubens von ihren Widersachern stets als Atheisten bezeichnet würden. Von seinem philosophischen Standpunkt aus hält Bacon es kaum der Mühe für wert sich mit den Theorien dieser Atheisten zu beschäftigen und so beschränkt er sich darauf die Lehren von Leucippus, Demokritus und Epikur mit dem genugsam bekannten Argumente zurückzuweisen, wie unglaubhaft es sei, daſs eine groſse Anzahl von unendlich kleinen Teilchen ohne göttlichen Lenker im stande sei die Ordnung und Schönheit des Weltalls hervorzubringen. Als zweiten, weit verbreiteten Typ nennt Bacon den des Mundatheisten. Wie eine ganze Reihe seiner Vorgänger, insbesondere die Theologen, hebt er an ihm die innere Unsicherheit hervor. Da der Mundatheist keineswegs überzeugt ist von der Nicht-Existenz Gottes, sucht er sich durch vieles Hersagen vor sich selbst diesen Atheismus zu suggerieren und sucht er Anhänger zu gewinnen, um sich durch Übereinstimmung mit anderen zu stärken. Der dritte und schlimmste Typ wird nach Bacon repräsentiert durch den Heuchler, der ohne Glauben sich ständig mit den heiligen Dingen befaſst.[4]) Über seine Ver-

---

[1]) Essay on Superstition. [2]) Essay of Atheism.

[3]) Essay of Atheism.

[4]) But the great atheists indeed are hypocrites which are ever handling holy things, but without feeling, so as they must needs be cauterized in the end (Essay of Atheism).

breitung wird nichts gesagt. Gemeint ist offenbar der Typ. den wir sonst als politischen Atheisten bezeichnet haben, ein Typ, der dem Politiker Bacon gewifs nicht fremd war, über den er sich aber kluger Weise nicht äufsert. Entsprechend seiner Ansicht, dafs der theoretische Atheist selten ist, liegen die Ursachen für die Gesamterscheinung des Atheismus für Bacon nicht in irgend welcher philosophischen Spekulation oder in den Einflüssen fremder Philosophen, noch weniger natürlich im Aufkommen der Naturwissenschaften, sondern in bestimmten Erscheinungen des öffentlichen Lebens, in der Zersplitterung der Religion in verschiedene Bekenntnisse, in der schlimmen Aufführung von Priestern, in der Gewohnheit über religiöse Dinge zu spotten, wodurch allmählich die Ehrfurcht vor der Religion untergraben werde, endlich in den gelehrten Zeiten, besonders wenn solche mit Frieden und Wohlstand verbunden seien (während Heimsuchung und Unglück den Sinn des Menschen mehr auf die Religion hinlenken).[1] Mit der letzten Äufserung soll offenbar eine auf dem Luxus beruhende müssiggängerische Halbbildung als Nährboden des Atheismus bezeichnet werden.

Dafs die Ausbreitung der deistischen und atheistischen Lehren auch im beginnenden 17. Jahrhundert in demselben schnellen Tempo weiterging, ist leicht zu erweisen. Bei der Thronbesteigung Jakobs I. (1603) brachten die Katholiken beim Parlament eine Petition ein, in der sie vier Klassen von *religionists*[2]) in England unterscheiden: Protestanten, Puritaner, *atheists who live on brawls* [d. h. die vom Streit der Konfessionen leben] und Katholiken.[3]) Die Schriften gegen den Atheismus und die Anspielungen[4]) auf die atheistische

---

[1]) Ganz ähnlich verzeichnet auch John Dove (Vgl. unten (S. 162) den Frieden als eine der Ursachen des Atheismus (p. 8): peace has devoured religion which bred and maintayned peace in the world.

[2]) Im NED. erst unter 1653 belegt.

[3]) Vgl. Stone a. a. O. S. 173 ff. Für die Behauptung von Stone (S. 176), dafs Katholiken sich für Atheisten ausgegeben hätten, um der Verfolgung aus dem Wege zu gehen, habe ich keinerlei Beleg finden können.

[4]) Wir verweisen dafür insbesondere auf die Schriften von Samuel Rowlands wie *Looke to it, For Ile Stabbe Ye* (1604) und *More Knaves yet?* (1613?), auf Schriften von Nicholas Breton wie *Wits Trenchmour* (1597),

Gefahr vermehren sich zusehens. Eine Schar von Theologen und Schriftstellern macht sich auf, um dem Gegner mit theologischen Argumenten den Garaus zu machen, noch im alten Jahrhundert der Staatsmann Sir George More mit seiner *Demonstration of God in his Works* (1597), im neuen Jahrhundert John Dove mit seiner *Confutation of Atheism* (1605), Jeremy Corderoy mit *A Warning for Wordlings* (1608), John Hill mit *Saint Peters Prophesie* (1610), Fotherby († 1619) mit seinem *Atheomastix* (1622) und Samuel Jackson mit *A Treatise containing the Originall of Unbeliefe* (1625).[1] Alle sind sich einig über den Ernst der Gefahr. John Dove ist der Ansicht, dafs angesichts so vieler Atheisten es wünschenswert sei, dafs viele gegen den Atheismus schrieben,[2] ja er geht so weit, die Milde der Regierenden zu beklagen und für die Atheisten etwas der spanischen Inquisition Entsprechendes herbeizuwünschen. Bezeichnend ist auch, was Dove von der Anmafsung der Atheisten seiner Zeit berichtet, die nicht nur ganz offen über Gott spotten und seinen Namen mit Blasphemien überhäufen, sondern sich auch noch prahlerisch selbst als *the damned crue* bezeichnen (S. 3). Im selben Jahre (1605) fügt Joshua Sylvester in seine Übersetzung von Du Bartas' *Semaine* eine Stelle ein, wo er England scharf vornimmt wegen

Thine uncontroll'd, bold, open *Atheism.*[3])

Zwei Zeugnisse für die Ausbreitung des Atheismus seien noch besonders angeführt, einmal der Ausspruch des Bischofs

---

The Figure of Foure (1597?), *Divine Considerations* (1608?) und *The Good and the Bad* (1616) mit der Charakterskizze des *Atheist or Most Bad Man,* die fast nur aus Schmähungen besteht und dem Atheisten alle Laster und Verbrechen zuschreibt, ferner auf *Bodenham's Belvedere or the Garden of the Muses* (1606) und Thomas Rogers' *The Catholic Doctrine of the Church of England* (in der Ausgabe von 1607).

[1]) Die Kenntnis der Schriften von John Dove, Jeremy Corderoy und John Hill verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Dr. Bindseil aus Bremen, der die betreffenden Stellen für mich in der Bodleian Library kopiert hat.

[2]) Vgl. die Stelle in der Widmung: And as S. Augustine in his time, because there were many heretics, wished that all men which were able to write, would write against heresie: so because now there are many Atheistes, it is to be wished that many would write against Atheisme.

[3]) Zitiert bei E. Meyer a. a. O. S. 106.

von Exeter aus dem Jahre 1618, dafs er nur wenige Katholiken in seiner Diözese habe, dagegen *an infinity of sectaries and atheists,*[1]) zum anderen eine Stelle aus Fletchers Drama *The Elder Brother* (1614?), V, 1, wo der Hofmann Egremont sich über die Sitten der Gesellschaft ausläfst: *To be of no Religion, argues a subtle, moral understanding, and is often cherished.* Das Zeugnis von Fletcher lehrt, dafs offenbar schon damals, fünf Jahrzehnte vor der Restauration, in bestimmten Kreisen der vornehmen Gesellschaft religiöser Indifferentismus für ein Anzeichen von Geist galt. Dafs im Zeitalter der Stuarts auch von der Bühne herab mehr Worte des Unglaubens fielen als der Text der uns erhaltenen Dramen verrät, können wir aus Äufserungen von Ben Jonson erschliefsen, der in der Widmung zu *Volpone* vom Jahre 1607 sich gegen die *profanation* und *blasphemy* der damaligen Bühne wendet, die geeignet seien *to turn the blood of a christian to water.* Auf die späteren Erscheinungen des 17. Jahrhunderts, das eine Fülle von Skepsis in allen europäischen Ländern hervorbrachte, brauchen wir hier nicht näher einzugehen.

Das Bild, das wir aus diesen neuen Angriffen von dem Atheismus der Zeit gewinnen, bietet im Grofsen und Ganzen den alten gewohnten Anblick. Nur möchten wir als einen bemerkenswerten Zug hervorheben, dafs unter den verschiedenen Arten von Atheisten, welche die Zeugnisse zu nennen pflegen, dem philosophischen Atheisten, dem Blasphemiker und dem politischen Atheisten, der letztere jetzt immer mehr in den Vordergrund tritt. Was die philosophischen Atheisten anbetrifft, welche die Zeit gern in Parallele setzt mit den antiken Gottesverächtern, Diagoras, Epikur und Lukrez, so scheint, wie schon Bacon bemerkte, ihre Zahl nicht sonderlich grofs gewesen zu sein. Das liegt einmal in der Natur der Sache, wird uns aber aufserdem bestätigt nicht nur durch Bacon, sondern auch durch Dove, der nur die anderen Arten von Atheisten für zahlreich ansieht, und endlich von Corderoy, der die geringe Zahl der philosophischen Atheisten ausdrücklich hervorhebt. Umgekehrt spricht alles dafür, dafs der Typ des

---

[1]) Cal. Dom. James 1611—18, S. 517. Zitiert bei Stone a. a. O. S. 176.

Atheisten, der aus politischen Gründen Religiosität vorgibt und Religion zum Schutze des Staates auch für nötig hält, ein hervorstechender und verbreiteter gewesen sein mufs. Wir erinnern uns an das Wort Aschams, dafs die Atheisten *make Christ and his gospel only serve civil-policy*; wir erinnern uns, mit welch auffallendem Hasse man das ganze Jahrhundert hindurch in England Machiavelli als „Erfinder" des politischen Atheismus verfolgte und wie sehr man gerade in ihm den Urheber des Atheismus in England überhaupt erblickte. Wir sahen, wie Nash ein ausführliches Portrait dieses *inward atheist* entwarf. Zwei ausführliche Charakteristiken dieses Typs, die eine bei Dove (1605), die andere bei Hill (1610) mögen zeigen, wie man in der Zeit, mit der wir unsere Betrachtung abschliefsen, in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts, diesen Typ beurteilte. Dove bespricht zunächst kurz drei andere Typen des Atheisten, den philosophischen Atheisten, den Blasphemiker und den Religionsheuchler, um sich dann (S. 4) mit besonderem Ingrimm dem vierten Typ zuzuwenden, dessen Zusammenhang mit Machiavelli er genau kennt und ausspricht: The fourth sorte, are they who insinuate themselves into noblemens houses and Princes Courts, taking upon them to be the great Politicians of the worlde, and account all men fooles besides themselves. They also make open profession of religion but for advantauges: I meane them which have turned Moses into Machiavell. Their Divinitie is policye, their zeal is Atheisme, and their God is the devill. The English Italianat and devils incarnat, doe holde these damnable opinions: That there was no creation of the world, that there shall be no day of iudgement, no resurrection, no immortallitye of the soule, no hell: they dispute against the Bible, reckon up Genealogies more auncient then Adam, alleadge arguments, to prove that the story of Noah his Arke and the Deluge were fables. Finally they holde that the Scriptures were devised by men, only for policye sake, to maintaine peace in states and kingdomes, to keep subiects in obedience to lawes, and loyaltie to Magistrates, by thus terrifying them from enormities when their consciences are possessed with an opinion of hell fire, and alluring them to subjection by hope of eternall life, that so Princes may enjoy outward peace & temporall prosperitie. Examples of

this last sorte were Leo the tenth of that name Bishop of Rome ... Machiavel ... [es folgen Zitate aus dem *Principe* Cap. 18].

Ganz ähnlich urteilt auch John Hill in *Saint Peters Prophesie* (1610). Hier diskutiert ein armer Oxforder Student mit seinem früheren Studiengenossen, dem *Traveller,* der gerade aus dem Ausland zurückkehrt und dort gelernt hat den naïven Glauben des alten Freundes zu verachten und zu bemitleiden. Der *Traveller* setzt dem Freunde auseinander (S. 10), wie das Ausland ihn bald von seinem Glauben abbringen und darüber belehren würde: that God, Conscience and Religion have bin things invented by the Politicians of this world, to keepe men within the compasse of humane laws, for fear of future punishment after this life, whom otherwise no fear nor punishment in this life only, could restraine from breaking all lawes. The little regard they have in observing the Religion which in woordes they professe, doth sufficiently shew what account they make of it, as long as religion hinder not their profit or pleasures, they are contented to make shew of reverence unto it; but let religion forbid them, such pleasures or commodities as they effect, they will make no bone to violate all religion. The base estimation they have of those who live religiouslie, doth bewray their inward thoughts, for albeit in your presence they highly commend godlinesse and zeale, yet secretly behind your backes, they account them fooles, who practise it: and with many privie nippes they deride them. The godless men ... falsely presume, that the whole felicitie of man is confined within the compasse of this present life: that the soule dieth with the body, that after this life, there shall be no iudgment, no heaven, no hell, no happinesse, no reward for vertue and godlinesse: no torment of lewdnesse of life and ungodlinesse: that man is borne by chance, and also dyeth by chance.

Dieser Typ der politischen Atheisten war gewifs wie im Altertum so auch im modernen Europa weit verbreitet. Wir sahen schon, dafs man auf englischer Seite Italien als seine Heimat betrachtete; ob zu Rechte, kann hier dahingestellt bleiben. Die Schriftsteller, die sich in Frankreich gegen den Atheismus wenden, legen diesem Typ keine sonder-

liche Bedeutung bei, obwohl er bis zu de la Primaudaye [1]) hinauf immer wieder einmal beschrieben wird. Dagegen ist bei unserer Untersuchung des englischen Atheismus kaum ein Zug so stark hervorgetreten wie der ständige Ausblick auf den politischen Atheisten. Bei Ascham, bei Marlow, bei Raleigh, bei Nash, bei Hooker, bei Davies und bei Bacon, überall finden wir den Hinweis auf einen Atheismus, der praktisch-politischen Gesichtspunkten entspringt, und auf Menschen, die in der Religion lediglich eine Erfindung zu politischen Zwecken und dementsprechend in vielen ihrer Mitmenschen, insbesondere den Machthabern, religiöse Heuchler sehen. Angesichts so vieler Zeugnisse ist der Schlufs unabweisbar, dafs im England der Renaissance der politische Atheist ein weitverbreiteter Typus gewesen sein mufs. Da die Formen, in denen sich der Atheismus in den verschiedenen Ländern äufsert, sicherlich irgendwie dem Charakter der betreffenden Nationen entsprechen, können wir nicht umhin diese Verbreitung des politischen Atheismus als etwas für die Geistesart der englischen Nation Bezeichnendes anzusehen. Eine Reihe von Erscheinungen, die wir bereits kennen gelernt haben, hilft uns den inneren Zusammenhang verstehen. Wir denken an den englischen Nominalismus mit seiner Lehre von der doppelten Wahrheit, an die weitgehende Verquickung von Religion und Politik, an den politischen Machiavellismus, wie er uns schon bei der Schilderung der Utopier von Thomas Morus in so auffallender Weise entgegentritt, an den starken politischen Instinkt, welcher der ganzen Nation schon damals innewohnt, endlich an die scharfe Überwachung des Glaubens, welche die religiöse Heuchelei grofsziehen mufste. Ohne Schwierigkeit lassen sich von diesem Typus des politischen Atheisten Fäden hinüberziehen zu der Lehre von Hobbes, der das religiöse Denken politisch zu binden suchte durch sein Axiom, dafs der Staat darüber zu bestimmen habe, was Religion sei, und zu den Lehren einer ganzen Reihe von Deisten des 17. und 18. Jahrhunderts, die zwischen esoterischer und exoterischer Religion scheiden.

---

[1]) Vgl. die englische Übersetzung von 1594 S. 566—68. Die betreffende Stelle findet sich zitiert bei Bredwold a. a. O. S. 768. Einige weitere Angaben finden sich bei v. Bezold a. a. O. Bd. 113, S. 308 ff. und bei Sabrié a. a. O. S. 400.

So sehr in den Zeugnisssen der „philosophische“ Atheismus hinter dem politischen zurücktritt, auch er hat sich in den Jahrzehnten, die auf die Jahrhundertwende folgen, sicherlich weiter ausgebreitet und jene Strömungen vorbereiten helfen, die wir in dem offen zur Schau getragenen Unglauben des Restaurationszeitalters und in den radikalen Anschauungen einzelner Deisten des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts wiederfinden. Das läſst sich allein schon aus dem Zeugnis eines so bedeutsamen Schriftstellers wie Robert Burton erschlieſsen. Durch die gelehrten und umfassenden Angriffe, die auf dem Kontinente gegen den Atheismus geführt wurden, durch Campanellas *Atheismus Triumphatus* (1631), vor allem aber durch Mersennes *Quaestiones in Genesim* (1623), wo an verschiedenen Stellen die Erscheinung des Atheismus ausführlich behandelt wird,[1]) wurde Burton bewogen den späteren Ausgaben seines groſsen und gelehrten Werkes, der *Anatomy of Melancholy,* das 1621 in erster Fassung erschienen war, einen langen Abschnitt über *Religious Melancholy in Defect* etc. einzufügen.[2]) Bei Burtons ungeheurer Belesenheit in der ganzen europäischen Literatur bedeutet dieser Abschnitt eine weit umfassendere und gründlichere Auseinandersetzung mit der Erscheinung des Atheismus als alles, was bisher in England hierüber gesagt worden war. Burton zitiert so gut wie alle damals bekannten Autoritäten, die Atheisten sowohl wie ihre Gegner, in vielen Fällen allerdings aus zweiter und dritter Hand. Plinius und Lucretius werden dabei ebensogut genannt wie Machiavelli, Vanini, Postel, Bruno oder das Buch *De Tribus Impostoribus.* Erstaunlicherweise geht Burton auf die englischen Verhältnisse so gut wie gar nicht ein. Bei seiner ausgesprochen kosmopolitischen und literarischen Bildung mag er von dem Atheismus eines Marlow, Greene oder Raleigh, die für ihn eine vergangene Generation repräsentierten, überhaupt nichts gewuſst haben. Bezeichnend genug zitiert er von eng-

[1]) Mersenne, Questiones 1623, Spalte 234 ff., 670 ff.

[2]) Part III. sec. 4. Mem. 2, subs. 1 (ed. London 1893 vol. III S. 434—450). In welcher Ausgabe von Burtons Werk dieser Abschnitt zum ersten Mal auftaucht, habe ich an der Hand des auf deutschen Bibliotheken vorhandenen Materials nicht feststellen können. Ich selbst zitiere nach der Ausgabe von 1651.

lischen Autoritäten lediglich die theologischen Schriftsteller wie Fotherby, Dove, Jackson, Abernethy und Corderoy. Ohne dafs er irgend einen englischen Atheisten bei Namen nennt, geht doch aus seinen Ausführungen hervor, dafs er die Verhältnisse in England nicht anders ansieht als Mersenne die Verhältnisse in Frankreich Für uns ist von besonderem Interesse die Stelle,[1]) wo er die Philosophen und Deisten seiner Zeit den *professed atheists* an die Seite stellt, eine Stelle, die interessant auch dadurch ist, dafs hier Burton die Bezeichnung *deist* von Mersenne[2]) übernimmt und damit in England heimisch macht: Cousin-germans to these men [= den Atheisten] are many of our great philosophers and deists, who, though they be more temperate in this life, give many good moral precepts, honest, upright, and sober in their conversation, yet in effect they are the same (accounting no man a good scholar that is not an atheist), *nimis altum sapiunt*, too much learning makes them mad. Whilst they attribute all to natural causes, contingence of things, as Melanchthon calls them, *Pertinax hominum genus*, a peevish generation of men, that misled by philosophy and the devil's suggestion, their own innate blindness, deny God as much as the rest, hold all religion a fiction, opposite to reason and philosophy, though for fear of magistrates, saith Vaninus, they durst not publicly profess it. Ask one of them, of what religion he is, he scoffingly replies, a philosopher, a Galenist, an Averroist, and with Rabelais, a physician, a peripatetic, an epicure. ... They will acknowledge Nature and Fortune, yet not God; though in effect they grant both; for as Scaliger defines, Nature signifies God's ordinary power.

Mit dem Zeugnis von Burton glauben wir unsere Untersuchung abschliefsen zu können. Dafs das Material bei Heranziehung englischer Bibliotheken und Archive leicht hätte vermehrt werden können, liegt auf der Hand. Wir glauben aber auch so auf den vorangehenden Seiten den Beweis dafür geführt zu haben, dafs es in England im 16. Jahrh. nicht nur eine ununterbrochene Kette von Freigeistern deistischer und atheistischer Richtung gegeben hat, sondern auch dafür, dafs

---

[1]) A. a. O. S. 441.

[2]) Vgl. Mersenne a. a. O. Spalte 534.

gegen Ende dieser Periode, in den achtziger und neunziger Jahren bereits in weiteren Schichten der Bevölkerung, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch auf dem Lande, deistische und atheistische Ansichten anzutreffen waren, ja dafs die Vertreter dieser Ansichten sich in vielen Fällen gar nicht scheuten weitere Anhänger für ihren Unglauben zu werben. Für die anderen Länder Europas liegen Untersuchungen eingehender Art noch nicht vor. Greifen wir aber aus einer leicht zu vermehrenden Liste einmal die Gestalten eines Machiavelli, eines Hermann von Ryswyk, eines Bodin und des Verfassers des *Liber De Tribus Impostoribus* heraus und erwägen wir, dafs es sich hier um die Vertreter von vier, zum mindesten von drei verschiedenen Nationen handelt, so werden wir uns der Ansicht kaum verschliefsen können, dafs man bereits im 16. Jahrh. von einer gemeineuropäischen religiösen Aufklärung extremer Art reden darf. In den uns zu Gebote stehenden Zeugnissen tritt sie uns zumeist in der Form isolierter und scheinbar widerspruchsvoller Gestalten entgegen, aber wir können angesichts einer Persönlichkeit wie der von Marlow nicht daran zweifeln, dafs nur die Furcht vor äufseren Gewalten die Menschen des 16. Jahrhunderts daran gehindert hat Schriften hervorzubringen, die sich von denen der nach einem ungläubigen Materialismus hinneigenden Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts kaum unterschieden haben würden. Ist es doch heute noch nicht völlig aufgeklärt, ob die Schrift *De Tribus Impostoribus* in der uns erhaltenen Fassung (mit dem Datum 1598) dem 16. oder dem 18. Jahrh. angehört.[1]) Selbst wenn sie dem 18. angehören sollte, der Geist, aus dem sie heraus entstanden ist und ihre Grundlagen reichen in das 16. Jahrh. zurück, das als das erste grofse Zeitalter der Aufklärung in so vielem das 18. Jahrhundert vorweg nimmt. Der Begriff von der ausnahmslosen Macht und Geltung der Naturgesetze und von der entseelten und rein mechanistischen Natur ist trotz des krassen Aberglaubens, dem wir auch bei den gröfsten Geistern des 16. Jahrhunderts begegnen, bei einer ganzen Reihe von Menschen dieser Zeit, lange vor

---

[1]) Vgl. dazu W. Krämer, Ein seltener Druck des Traktats De Tribus Impostoribus 1598 (Ztsch. f. Bücherfreunde N. F. 14, 1922).

Descartes, wenn auch in wenig klarer Fassung, vorhanden gewesen.[1]) Ein Mensch wie Marlow ist über das ganze Gelichter von Engeln und Teufeln, Hexen, Magiern und Wundern bereits hinaus. Marlows Skepsis ging sicherlich viel weiter noch als die eines Bodin, der trotz seiner feindseligen Haltung gegenüber dem Christentum am Wunder festhielt und selbst in den Heptaplomeres den Atheismus für etwas Widernatürliches erklärte, oder die eines Charron und eines Hugo Grotius; wir können als sicher annehmen, daſs er weder an Gott, noch an die Wundertaten Christi, noch an die Ursterblichkeit der Seele, noch an die Orakel und Wunder der Alten Welt geglaubt hat.

Nachtrag.

Zu S. 70 ff.: Einiges über das Nachleben der Scholastik in der englischen Renaissance und über die Trennung von Theologie und Wissenschaft bei den Vorläufern Bacons, Everard Digby und Sir William Temple, findet sich bei Freudenthal in seinen „Beiträgen zur Geschichte der englischen Philosophie" (Archiv für Gesch. der Philos. IV 601 ff., V 34 ff.).

---

[1]) Dies im Gegensatz zu Dilthey a. a. O. S. 132.

Freiburg i. B. FRIEDRICH BRIE.

FELICIA HEMANS
UND
DIE ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN ZUR DEUTSCHEN LITERATUR IM ERSTEN DRITTEL DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.
II.

IV.
Die Stellung englischer Zeitschriften zur deutschen Literatur von 1813—1821.

Das vorhergehende Kapitel zeigte, daſs das Jahr 1813 einen neuen Aufschwung im Eindringen der deutschen Literatur in England bedeutete. Allerdings war auch hier wieder die Literatur im Dienste der Politik. Das Buch der Staël hätte kaum solche begeisterte Aufnahme gefunden, wäre nicht seine Tendenz ausgesprochen napoleonfeindlich gewesen, und wäre sein Erscheinen nicht mit der deutschen Erhebung zusammengefallen. Es wird zu untersuchen sein, ob auch in der Folgezeit deutscher Geist solcher Hilfen bedurfte, um sich durchzusetzen. Ein kurzer Seitenblick auf die Geschichte ist darum angebracht.

Noch bis 1814 hatte es England verstanden, die Hauptschläge gegen Napoleon unter Schonung der eigenen Kräfte von anderen ausführen zu lassen. Diese Sachlage hatte sich 1815 unversehens geändert. Ein englisches Heer muſste den ersten Stoſs auffangen, der vernichtend gewesen wäre, hätte nicht Blücher rechtzeitig Hilfe gebracht. Kurz darauf wurde Preuſsen-Deutschland noch viel näher in den Horizont Englands gerückt, als der preuſsische General seinen Triumphzug durch London ausführte. Im selben Jahre wurde die Hlge. Allianz gegründet. Zwei Jahre der Ruhe folgten, bis die burschenschaftliche Bewegung des J. 1817 alarmierend wirkte. Man muſste

jetzt erkennen, dafs in dem Land, dessen Monarchentum man bisher wohlwollend belächelt hatte, Kräfte am Werk waren, um eine freiheitliche Verfassung zu erwirken. Gleichzeitig war man geschmeichelt; denn alle Freiheitsfreunde in Deutschland wiesen laut auf England, den Hort des Konstitutionalismus, hin. Das Jahr 1817 war der Ausgangspunkt für dauernde Aufmerksamkeit.

Die Frage, ob sich das Eindringen deutschen Schrifttums auf breiter Grundlage vollzog oder auf die Einwirkung auf wenige erlauchte Geister, wie Scott, Coleridge, Byron beschränkt blieb, beantwortet die Stellungnahme der Zeitschriften. Zu scheiden ist hier die Gruppe der politischen und die der literarischen Zeitschriften. Die bedeutendsten Vertreter der ersteren sind "Quarterly Review", "Edinburgh Review" und "Monthly Review"; von den letzteren kommen für unsere Zwecke in Betracht: "Gentleman's Magazine", "Scot's Magazine" und dessen Fortsetzung "Constable's Edinburgh Magazine", sowie "Blackwood's Edinburgh Magazine". "European Magazine" macht seinem Titel wenig Ehre, da es die deutsche Literatur vollkommen totschweigt; eine ähnliche Stellung nimmt "Monthly Catalogue" ein. Sonstige Quellen waren nicht zugänglich.

Den Anfang der Betrachtung mögen die politischen Blätter bilden.

Die "Quarterly Review" (konservativ) beschränkt sich auf die Kritik von Neuerscheinungen. Die hierfür mafsgebenden Gesichtspunkte werden aus dem folgenden ersichtlich werden.

Im Juliheft für 1813 werden Langsdorffs[1]) Reisen besprochen. Die Kritik rechtfertigt keineswegs, warum man gerade dieses Werk der Erwähnung wert hielt, während soviel bedeutendere Schriften der vorhergehenden Jahre mit Stillschweigen übergangen worden sind. Die Erklärung dafür kann nur auf politischem Gebiet zu suchen sein. Es handelte sich um eine russische Expedition (also Verbündete im Kampf gegen Napoleon), hinter deren Weltreisen man wohl politische Ziele witterte. Von Interesse ist sonst nur die Bemerkung, dafs Langsdorf lebhafter sei, als man sonst von seinen philo-

---

[1]) Voyages and Travels in various Parts of the World, during the Years 1803, 1804, 1805, 1806, and 1807, translated from the German of G. H. von Langsdorff. London 1813 u. 1814.

sophischen Landsleuten gewohnt war, wie z. B. seine Beschreibung der nackten Schönheiten von Nukihama mehr Wärme und Glut verrate, als sonst die Feder "of a phlegmatic German" ausströme. Im übrigen werden seine Ausführungen als willkommene Spitze gegen Rousseaus Theorie vom Urmenschen begrüſst.

Mehr im Stil einer genauen Inhaltsangabe ist ein Artikel über Adelungs „Mithridates, oder allgem. Sprachenkunde" gegehalten (Okt. 1813).

Im ersten Heft des neuen Jahrgangs (1814) wird Goethes „Farbenlehre" unter die Lupe genommen. Objektivität walten zu lassen, war für das englische Blatt hier, wie es scheint, sehr schwer, da man in einer Art Kampfstellung steht: Goethe ist gegen Newton. Erinnert man sich der Haltung in der Besprechung des Buches der Staël, in der mit ängstlicher Peinlichkeit der nationale Standpunkt gewahrt wurde, so erscheint es nicht verwunderlich, daſs dieser Wagemut Goethes aufs schärfste zurückgewiesen und das ganze Werk lächelnd als Dilettantenarbeit betrachtet wird.

Politisch gibt sich von vornherein die Besprechung von Buchs[1]) Reisen (April 1814). Die Absichten Bernadottes auf Norwegen waren noch in frischer Erinnerung; begreiflich also, daſs sich diesem Lande das englische Interesse in besonderem Maſse zuwandte.

Wer in der Schätzung der "Quarterly Review" der eigentliche Fürst der Literatur ist, zeigt der Aufsatz Oktober 1814 über "Cours de Littérature dramatique". Par A. W. Schlegel. Traduit d'Allemand. London 1814. Aus zweierlei Gründen heraus ist Schlegel zu solcher Vormachtstellung berufen: erstens (wie es die Vorrede zu Blacks Übersetzung ausspricht) sah man nicht ungern, daſs Frankreichs Drama in den Hintergrund gedrängt wurde, zweitens aber war er der Barde Shakespeares. Unter diesem Gesichtspunkt klassifiziert man auch die übrigen Dichter. Lessing hat also Verdienste, Goethes Götz wird unendlich gelobt. Wie weit man sonst die deutsche Eigenart erfaſst hat, erhellt aus der unmittelbar folgenden Charakteristik des „Faust", der als Schicksalstragödie schlimmster Art er-

---

[1]) Travels through Norway and Lapland. By Leopold von Buch ... translated by Black. London 1814.

scheint: "it not only aims at destroying all the comforts of the present life, by proving that man is destined to misery from his birth ... but it tends to deprive him of the only solace that is left for his misfortune, the prospect of a blessed futurity", Auch Schiller wird gleich erledigt als „ermüdend, langweilig, verschroben". Nur der „Tell" findet Gnade. — Was ist „romantisch"? Ein Name, der die Volkssprachen bezeichnen soll, die durch die Mischung des Lateinischen mit den alten deutschen Dialekten entstanden! Vor Winkelmann ist zu warnen, sein Werk "is rather calculated to corrupt the taste of a reader than to improve it". Das Gesamturteil über die deutsche Literatur kann also nicht befremden: "The characteristics of the Germans are genius and invention, but they are extremely deficient in judgment and taste". Schlegel aber, "whom Germany venerates as the second, and whom Europe has classed among the most illustrious of her literary characters", verdient voll diesen Ehrenplatz.

Das Jahr 1815 bringt nur im Juliheft sehr ausführliche Auszüge aus Gentz' "Journal des quatorze derniers Jours de la Monarchie prussienne", kurz daran gehängt ein anonymes Schriftchen „Heldentaten des G. L. von Blücher" (Berlin 1814).

Deutliche Abwehr spricht sich in der Aufsatzreihe aus, die Humboldts "Personal Narrative" gewidmet ist.[1]) Die ersten dieser Bemerkungen finden sich Jan. 1816. Sie erhalten eine gewisse Erklärung, wenn wir kurz vorher Humboldts Methode betrachten. In seinen Reisewerken pflegte er nicht nur persönlich Beobachtetes und Gefundenes niederzulegen, sondern gleichzeitig eine Zusammenfassung aller schon vorher darüber erschienenen Literatur zu geben und diese zu kritisieren. Unter solchen von ihm angeführten Werken waren zahlreiche englische, an denen er teilweise scharfe Kritik hatte üben müssen. "Quarterly Review" schreibt nun folgendermafsen: "We admire his zeal and unwearied industry in collecting informations ... but really ... we cannot see why we should expect a milder judgment to be exercised toward him, than that which he so frequently passes on others, whose pretentions

---

[1]) Personal Narrative of Travels to Equinoctial Regions of the New Continent, during the Years 1799—1804. Written in French by Alexander de Humboldt, and translated into English by Helen Maria Williams.

are of a humbler cast". Bald folgt eine scharfe Kritik an seiner Geographie der Pflanzen, der Theorie des Sargassomeeres. Dann wird allerdings noch einmal der interessante Stil gelobt, zusammenfassend Humboldt aufserordentliches Talent zugesprochen, geistige Kraft der höchsten Art, grofse Belesenheit, aber nur, um den schwersten Fehler herauszuheben, den man in einem unangebrachten Hang zur Verallgemeinerung erblickt. Dieser Grundton zieht sich auch durch die Fortsetzungen. So im Oktober 1817, wo man im übrigen weniger kritisch veranlagt ist, mehr Auszüge bringt, und "ardent zeal, determined perseverance, unwearied research" anerkennt; April 1819, wo man die zu häufige Unterbrechung der Erzählung durch wissenschaftliche Abhandlungen beklagt, und Juli 1821. Der Grund dieser aufserordentlichen Aufmerksamkeit ist wiederum politisch: der Ausbruch der südamerikanischen Unabhängigkeitskämpfe (s. April 1819).

Das Gefühl der offenbaren Abneigung gegen den grofsen Gelehrten können auch die zahlreichen Entschuldigungen nicht wegbringen. Eines jedoch kann man nicht bestreiten: Humboldt hatte praktische Erfahrungen. Das mufs die Kritik in der Besprechung seiner "Researches on ... the ancient Inhabitants of America"[1]) (Juli 1816) anerkennen: "We prefer the descriptions of one who has clambered up the sides of Chimborazo ... to the deepest researches of him who has mounted no higher than the upper step of the library ladder". —

In der gleichen Nummer ist rezensiert „Die Königin Luise". Der Preufsischen Nation gewidmet 1814; mit voller Sympathie für die Königin, auf Kosten Napoleons. Sehr tendenziös sind die Kriegsschrecken in Berlin ausgemalt und laufen in eine Verteidigung Blüchers hinaus. Weitere Proben aus Beiträgen zur Kriegsgeschichte finden sich im Juliheft 1817 aus einer „Geschichte Andreas Hofers". Leipzig 1817, und „Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte" von Friedrich Forster. Berlin 1816.

Am deutlichsten enthüllt sich der streng konservative Charakter des Blattes in der Aprilnummer 1819, wo die

---

[1]) Researches concerning the Institutions and Monuments of the ancient Inhabitants of America, with Descriptions and Views of some of the most striking Scenes in the Cordilleras. Written in French by Al. Humboldt, and translated into English by Helen Maria Williams.

"Lectures on Literature, ancient and modern", by Frederick Schlegel usw. besprochen werden, richtiger, nicht besprochen werden. Denn über Schlegels Behandlung findet sich so gut wie nichts gesagt; der Kritiker befaſst sich ausschlieſslich mit einer Episode, dem Gegensatz zwischen Sokrates und Aristophanes. Mit vielen Worten und auf vielen Seiten wird dargelegt, daſs dieser Kampf nichts anderes war, als der Gegensatz zwischen Whigs und Tories. Mit allen Kräften wird sodann aber eine Ehrenrettung des Konservativen Aristophanes versucht und durchgeführt. Dazu sind umfangreiche Abschweifungen in die Geschichte und Philosophie unternommen, der Leser enthält eine Fülle von Belehrung, nur über Friedrich Schlegels Werk bleibt er ganz im Unklaren.

Alle Literatur, die nicht zur Politik abschweifen kann, muſs sich flüchtige Behandlung gefallen lassen. Der Brüder Grimm „Deutsche Sagen“ und Dobenecks „Volksglauben“ werden in einem Sammelaufsatz über Sagen (Jan. 1820) kurz abgetan; Dobeneck als "diligent and excursive, though not critical", das Buch der Grimms im Gegenteil als "solid and thrustworthy“. Doch sind einzelne Motive herausgehoben, so der „Wilde Jäger“ und „Friedrich Rotbart“.

Auch zwei kriegsgeschichtliche Schriften werden wenige Seiten danach gewürdigt: „Grundsätze der Strategie erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland“; „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweitz“ Wien 1819.

An der liberalen Bewegung des Jahres 1817 war die "Quarterly Review" also noch bis zum Jan. 1820 vorübergegangen, ohne darüber ein Wort zu verlieren, auch läſst sich nicht ein erhöhtes Interesse für Deutschland feststellen, was alles die politische Färbung des Blattes zur Genüge erklärt. Totschweigen aber lieſsen sich diese Vorgänge nicht; so sah sich die Zeitschrift genötigt, in einem Sammelartikel Juli 1820, der englische Schriften über Sand, Kotzebue und deutsche Universitäten behandelt, wieder einmal zu Deutschland Stellung zu nehmen. Zweck dabei war, der "Monthly Review" das Wasser abzugraben. Klar und deutlich heiſst es am Schluſs, deutsche Zeitschriften, wie der „Rheinische Merkur“, „Oppositionsblatt“, „Bremer Zeitung“, „Neckar-

zeitung“, die beständig auf England als das liberale Land schauten, hätten gar keine richtige Vorstellung davon, da sie aus solchen Blättern wie “Monthly Review” schöpften. Dieser Konkurrenzkampf aber zwingt die “Quarterly Review” dazu, sich einmal wirklich eingehend mit Deutschland und seiner Literatur zu befassen. Der Gegensatz zu den bisherigen, sehr parteiischen Kritiken ist überraschend. Den folgenden Einleitungssatz konnte die Zeitschrift noch mit Fug und Recht auf sich selbst beziehen: “Neither the people nor the literature of Germany are ... appreciated as they ought to be in this country“. Bei dieser negativen Feststellung bleibt man nicht stehen, sondern bemüht sich, dem Übelstand abzuhelfen. Man würdigt die Schönheit der Sprache: ... “there is in it a force of expression, arising principally from the use of compound words, which we never could discover in the refined stiffness of the French“. Die dramatische Literatur ist ins rechte Licht gerückt, so “some modern plays of considerable merit such as „Die Schuld“ and „Die Ahnfrau“”; die Bühnentätigkeit betrachtet: “those which may be styled the classical pieces of the country are constantly before the public, and have as fair a share of the German stage as Shakespeare, Jonson, and Massinger have of ours”. Das Beste aber ist ein gerechtes Urteil über den sonst in England so geschätzten Kotzebue, dessen Dramen “convey neither sound morality nor practical good sense”, dessen Szenen und Gefühle “are only remarkable for the wildness and extravagance which belong to their conception”.

Mit dem schon erwähnten Schlufsaufsatz über Humboldt endet die von uns betrachtete Periode. Für die Stellung der “Quarterly Review” ergibt sich folgendes Bild. Von irgendwelcher wärmeren Anteilnahme an deutscher Literatur ist bis 1820 nichts zu bemerken. Das zeigt schon die Art der Auswahl. Wie wenig Meisterwerke sind besprochen, wieviel wertlose Bücher! Das zeigt noch stärker die Art der Besprechung, am eindeutigsten bei Friedrich Schlegels Buch. Wie ein Wächter, ein zweiter Anti-Jacobine, steht die “Quarterly Review” auf der Hut, um ein etwaiges Hochkommen Deutschlands sofort dämpfen zu können, stets abwehrend. Erst 1820 geht sie aus der Reserve heraus, um nicht anderen Blättern gegenüber

abzufallen, und befaſst sich etwas sachlicher mit deutschem Geist.

Nicht so einfach schält sich die Stellung der "Monthly Review" heraus. Die Beiträge sind bedeutend zahlreicher, als in der "Quarterly Review", aber bis 1817 beschränkt man sich meist auf einige nichtssagende einleitende Worte und umfangreiche Auszüge, ohne persönlich Kritik zu üben. Eine Darstellung dieser Periode des Blattes muſs sich also in Form einer Aufzählung bewegen.

Man bringt Auszüge aus folgenden Werken: Im Appendix zu Bd. 70 (1813): „Von Buchs Reisen durch Norwegen und Lappland". Berlin 1810 (und die Blacksche Übersetzung März 1815).

Appendix zu Bd. 71 (1813): "Lettres de Jean de Muller". Zürich 1810.

Appendix zu Bd. 72 (1813) und 73: "Nouveaux Elemens de Littérature ...., traduit de l'oeuvre d'Eschenburg". Paris 1813. Ebenda: "Contes de Wieland et du Baron de Ramdohr". Paris 1813. Hier sind einige Bemerkungen über Wieland gegeben: "His tragic tales have rivalled in pathos the scenes of Schiller and Kotzebue", und seine Erzählungen haben durch die frz. Übertragung aus Poesie in Prosa sehr gelitten.

Im Aprilheft 1814: "Travels in Southern Africa ... by Henry Lichtenstein. Translated from the original German by Anne Plumptre". Hier ist man nicht ganz kritiklos. Lichtensteins Stellung ist ähnlich der Humboldts. Auch er griff seinen Vorgänger, einen Engländer, an. Nun wirft man umgekehrt ihm vor, seinerseits reichlich viel entlehnt zu haben, andererseits zu weitschweifig zu sein.

Appendix 73 (1814): "Histoire de la Littérat. Grecque usw." par F. Schoell. Paris 1813. Die Besprechung eröffnet zahlreiche Ausblicke auf Schlegel und andere Gelehrte.

Juli 1814: „Blümchen der Einsamkeit." Von K. L. Reissig. London 1813. Dieses unbedeutende Machwerk, in London gedruckt, ist der "Monthly Review" ein Symbol für die wachsende Sorgfalt gegenüber deutscher Literatur. "The writings of the Germans already commend the attention of the continent." Die Gebiete der Forschung sind ganz auf Deutsch angewiesen: "the communication of knowledge and discovery, and of instruction, are everywhere finding the

language to be necessary to them usw.". "German is become the esoteric language of the European mind." Diese Zeilen zeichnen die Haltung der "Monthly Review". In der Tat fanden wir bis jetzt nur wissenschaftliche Werke betrachtet, von der schönen Literatur nur Nichtigkeiten, und werden diese Richtlinien auch weiterhin beachtet sehen.

Juni 1814: "Voyage round the World ... under the command of Capt. A. J. von Krusenstern". Translated from the original German by Richard Belgrave Hoppner. London 1813.

October 1914: "Travels in the Caucasus and Georgia, performed in the years 1807 and 1808. By Julius von Klaproth". Translated from the German by F. Shoberl. London 1814.

Jan. 1815: "Commentaries on the Affairs of the Christians before the Times of Constantine the Great. Translated from the Latin of John Laurence Mosheimer by Robert Studley. London 1813.

März 1815: "Yoyages and travels" ... by Langsdorff.

Mai 1815: "Klopstock and his Friends". Translated by Benger. "On the Value and Utility of the Freedom of the Hanse Towns." By J. L. von Hess. Translated by B. Crusen. London 1814.

Appendix zu Bd. 77 (1815): "Contes, Nouvelles usw." de Gottlieb Conrad Pfeffel. Traduit de l'Allemand par M. Mélée de la Touche. Paris 1815. — „K. M. Wielands sämtliche Werke." Wieland wird bei dieser Gelegenheit tiefer Einblick in das Wesen der antiken Menschen nachgerühmt.

Jan. 1816: Beide Werke Humboldts (s. oben bei der Quart. Rev.).

Februar 1816: "The Life and Campaigns of Marshal Prince Blücher of Walstadt". Translated in part from the German of ... Gneisenau ... by J. E. Marston. London 1815.

Monthly Catalogue Apr. 1816: "A Narrative of Napoleon Buonaparte's Journey from Fontainebleau to Fréjus, in April 1814. By Count Truchses-Waldburg, attendant Prussian Commissary. Translated from the German. London 1816.

Oktober 1816: "A Course of Lectures on dramatic Art and Literature", by Aug. William Schlegel, translated from the original German by John Black. Dieser Aufsatz ist ein

Beweis dafür, welche irrigen Urteile die "Monthly Review" in bezug auf schöne deutsche Literatur abgab. Die Besprechung stellt eine Ehrenrettung Kotzebues dar. Unbestreitbar ist allerdings: "His slightest pieces have succeeded on every European stage, and in theatrical effects he is without a living rival". Aber dann stellt man seinen "Gustav Wasa" über — Goethe!

Im Appendix zu Bd. 81 (1816) ist Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur (s. oben) kurz besprochen. Hinter seinem berühmten Bruder muſs er nachstehen; auſserdem wird ihm Parteilichkeit vorgeworfen.

Im Jahr 1817 enthüllte die "Monthly Review", die bis dahin politisch ziemlich farblos geblieben war, plötzlich das liberale Banner. Die Bemerkungen darüber sind in der Besprechung von C. A. Scheffers "Tableau politique de l'Allemagne" (App. 82) zu finden. Dort heiſst es, die politische Lage Deutschlands verdiene die Aufmerksamkeit aller derer, die die Segnungen der Freiheit erstrebten. Erstaunliche Fortschritte habe das Land gemacht; solange es nur inneren Zwiespalt vermeide, werde es die Führung in Europa übernehmen, werde Frankreich übertreffen. Es könne sogar England erreichen, aber dieses sähe neidlos zu. Unter diesen Gesichtspunkten könne man nur aufs wärmste die Einführung von Volksvertretungen in den einzelnen Ländern wünschen. "The diffusion of these advantages over the Continent would be found the best means of fixing the balance of power."

Hinsichtlich der Stellung zur Literatur hat diese erneute Aufmerksamkeit gegenüber Deutschland aber nicht viel geändert. Nach wie vor wählt man mit Vorliebe wissenschaftliche Literatur und zeigt der schönen gegenüber gänzliche Unwissenheit. Ein Fortschritt ist also nur in der Betrachtung des politischen Deutschen zu vermerken, nicht in der des literarischen. Allerdings zeigt sich die neue Aufmerksamkeit doch in einem Punkte: während man sich bis 1817 auf bloſse Auszüge beschränkte, übt man jetzt das Amt des Kritikers mit mehr Sorgfalt aus.

Bei einer „Geschichte des Feldzuges ... 1815" von Müffling (Mai 1817) kann der Rezensent allerdings nicht viel bemerken, wohl aber (App. 83) zur „Geschichte der modernen

Philosophie" ... von Johann Gottlieb Buhle; traduit de l'Allemand par A. J. L. Jourdan. Paris 1816. Das Gebiet wird gedehnt durch kurze Bezugnahme auf Bruckers „Scholastische Erziehung" und Tiedemanns „Geist der spekulativen Philosophie". Buhle macht man den Vorwurf, er sei nicht streng genug chronologisch vorgegangen und habe die antike Philosophie in Kants Terminologie übertragen. Wichtiger sind die zahlreichen Auszüge über Mendelssohn, Sulzer, Eberhard, Plattner, Tetens, Feder usw. und eine Darlegung von Kants Methode, also eine Einführung in den gröſsten Teil der Philosophie des 18. Jahrh.

Im selben Heft ist eine andere Schrift gewürdigt: Christoph Martin Wieland geschildert von J. G. Gruber. Leipzig. Die Ausführungen dazu erfassen Wieland als das Urbild eines Menschen, der der Zeitentwicklung unterworfen ist. Unter diesem Gesichtspunkt sind die sehr ausführlichen Proben gewählt, die im Appendix des nächsten Bandes fortgesetzt sind.

Lediglich Auszüge stellen die weiteren Besprechungen dar: Okt. 1817: "Selections from the Tales and Idyls of Gesner", translated into Verse. London 1817. Append. z. Bd. 85 (1817): Relation circonstantiée de la Campagne de 1813 en Saxe, par Baron d'Odeleben, traduit de l'Allemand par M. Aubert de Vitry. Paris 1817 und „Ideen über die Politik ... der Hauptvölker der alten Welt" von A. H. L. Heeren. Göttingen 1812—15.

Einer umfangreicheren Kritik ist erst wieder das Werk des Professors Eichhorn unterworfen, die "Antiqua Historia ex ipsis veterum scriptorum Latinorum narrationibus contexta". Leipzig 1811 (App. z. Bd. 85). Gewiſs verdiene die mühevolle Arbeit alle Anerkennung, aber sie sei doch zu unkritisch und "Prof. Eichhorn is so able in finding the clue tried to the door of the labyrinth that we much regret his not having found room for any free conjectural annotation".

Je näher wir dem Jahr 1821 rücken, desto spärlicher werden die Beiträge zur deutschen Literatur. Das Jahr 1818 bringt überhaupt nichts, die weiteren Nummern nur sehr wenig. Eine überraschende Tatsache. Die Erklärung dafür kann wohl wiederum nur auf politischem Gebiet zu suchen sein. Mehreres spricht dafür. Daſs literarische Interessen

nicht in Betracht kommen können, zeigen Constable's und Blackwood's, auch Gentleman's Magazine, deren Spalten mit deutschen Geisteserzeugnissen gefüllt sind. Für politische Gründe zeugt einmal die Parallelerscheinung des Versiegens der Besprechungen deutscher Werke in der gleichfalls liberalen "Edinburgh Review' (s. u.), andererseits das bei der konservativen "Quarterly Review" im Gegenteil plötzlich erwachte Interesse. Beides stimmt ganz zu den Ereignissen in Deutschland. Die Ermordung Kotzebues hatte erwünschten Anlafs geboten, alle liberalen Bewegungen rücksichtslos zu verfolgen, und die Regierungen aller deutschen Länder hatten, um Friedrich Wilhelms III. Lieblingswort zu gebrauchen, gründlich „calmiert". Alle liberalen Hoffnungen waren zerstört; so erscheint es wohl verständlich, dafs die Zeitschrift, die mit kräftiger Ermunterung die Morgenröte einer neuen Zeit in Deutschland begrüfst hatte, sich jetzt enttäuscht abwandte.

Allerdings kleidet sich diese Enttäuschung in Formen, die einer absichtlichen Feindseligkeit gleich sehen. So die Übersicht über das deutsche Theater anläfslich von "The Patriot Father" by Kotzebue", transl. by Shoberl (Aug. 1819). "Rare and extravagant incidents, violent and often distorted passions, affected sensibility and irregular morals" — das soll den Grundzug der deutschen Dramen ausmachen, "while the super-structure is largely disfigured with the ornaments of a vicious taste". Soll das Publikum etwa Sympathie fühlen mit einer "illustrious Adulteress" oder den "virtues of a Robber"? Überall "extreme folly, utmost barbarism of taste". Der „Faust" ist "a German puff"! Der Kritiker geht noch weiter. Kotzebue, der zweimal in Schutz genommen worden war (s. o.), wird jetzt unbedenklich geopfert. Einer Probe aus seinem Stück folgt die Bemerkung: "This is the true raw-head and bloody-bone manner of Germany". Das Ganze krönt die Schlufsbemerkung, man brauche wohl kein Wiederaufleben der "German mania" zu befürchten; das beste Mittel, derartiges zu verhindern, sei die Veröffentlichung solcher unvollkommenen Werke wie des vorliegenden.

Abwehr drückt sich auch gegenüber der Weltgeschichte Johannes von Müllers aus (März 1819). Bei diesem Geschichtswerk wird Genialität vermifst. Müller sei für solche Auf-

gabe weniger geignet als für seine Schweizergeschichte, "he has not that rapid eagle-eye, which can look down on the entire scene of human events". Daher betrachtet man als seine Haupteigenschaft "domesticality of character; from the tumult of war ... he turns aside with an alarmed ear".

Ebenda rückt man auch Humboldts "Personal Narrative" Bd. III in den Gesichtskreis der Leser. Ihm wirft man Verwirrung, gänzlichen Mangel an Ordnung vor. Allerdings wird der Tadel in Lob verkehrt: der Grund für diese stellenweise Regellosigkeit sei zu grofse Fülle, und in vieler Hinsicht sei es doch in der Tat ein "New Continent", den Humboldt aufzeigte. Daher sind ihm eine ausführliche Analyse und viele Auszüge gewidmet. Bd. IV ist im Septemberheft 1819 besprochen; auch er nur teilweise gelobt: "The present volume abounds with highly curious and interesting descriptions: but the author has too constant an inclination à revenir sur ses pas" usw. Für Humboldts politische Bemerkungen ist schon kein Interesse mehr da. Die Länder Südamerikas stehen vor der Unabhängigkeitserklärung, "and should this be the case, we shall feel little interest in the descriptions of the colonial institutions of an enfeebled and degenerate government which preceeded the establishment of the South American republics".

Ebenfalls in der Septembernummer 1819 hat man "Reflections on the Liberty of the Press in Great Britain", transl. from the German of the celebrated F. von Gentz. 1819 erklärlicherweise sehr ausführlich analysiert und aufs freudigste begrüfst. — — — — —

Um es noch einmal zum Schlufs festzustellen: die "Monthly Review" ist das vollkommene Gegenteil zur "Quarterly Review". Wichtig ist, dafs auch für sie 1817 einen Wendepunkt bedeutet. Das festigt die Annahme, dafs dieses Jahr ein entscheidendes Datum in der Geschichte des deutschen Einflusses auf England bedeutet; was sich im weiteren Verlauf dieses Kapitels bestätigen wird. Was das Fortschreiten der Zeitschrift selbst betrifft, so ist die Tatsache erstaunlich, dafs sie unverrückbar den alten Standpunkt festgehalten hat: Deutschland ist das Land der Gelehrten, für Poesie hat es keinen Raum. Nach dieser Grundanschauung hat man mit eigensinniger Folgerichtigkeit bei der Besprechung deutscher Werke gehandelt. Solche Urteile waren vor 1813

an der Tagesordnung, die liberale "Monthly Review" hat sich also in dieser Hinsicht als durchaus nicht fortschreitend bewiesen. —

Die "Edinburgh Review" ist fast durchaus gleichgültig und ablehnend, ja feindlich gestimmt. In der ganzen Zeitspanne von 1813—1821 sind nur zehn deutsche Werke besprochen, und unter diesen sind durchaus nicht nur hervorragende.

Scharf ist die Verurteilung von Buchs Reisen (Okt. 1813): "The narrative has all the appearance of being merely a careless transcript of his original journal. It is written in a very negligent, rambling style, and thrown together without the smallest regard to method or arrangement".

Humboldt aber ist geschätzt; schon in der Besprechung seiner "Researches on the ancient inhabitants" (Nov. 1814) wird er gepriesen als in allen Punkten gewappnet. In seiner Person vereine er Astronomen, Physiologen, Botaniker, Statistiker, Nationalökonomen, Metaphysiker, Antiquar, Philologen. Das alles sei verbunden mit der unermüdlichsten Tätigkeit. Noch glänzender ist das Lob seiner "Personal Narrative" im Juniheft 1815, eines Werkes, das den Beschauer näher an den Verfasser bringe und besser bekannt mit seinem Charakter mache, als alles, was er bisher geschrieben. Vielseitig wie sonst nirgends offenbarten sich der Gelehrte und der Mensch, "a man feeling with enthusiasm the beauty und magnificence of nature, having his mind inspired by that sentiment, and his character formed by it from his early youth". Sein Enthusiasmus lasse ihn alles ertragen. Sein einziger Fehler: dafs er zu viel gelesen habe, was ihn mitunter zu zu grofsen Abschweifungen verleite.

Auch der astronomische Teil des Reisewerkes, mit dem sich das Septemberheft 1816 befafst, rühmt von Humboldt und seinem Gefährten Bonpland, dafs ihre Genauigkeit über jeden Zweifel erhaben sei. Ehrenvoll ist der Schlufssatz: "That an individual, in such difficult situation as he was often placed, and having so many difficulties both moral and physical to contend with, should have produced such a body of scientific results, is we believe quite unexampled."

Wesentlich anders nimmt sich dagegen im Februar 1816 ein Urteil über A. W. Schlegels "Lectures an Dramatic

Literature" aus. In der Einleitung dazu werden ebenso schwere, wie unberechtigte Vorwürfe gegen die deutsche Literatur erhoben. Die Deutschen schrieben nicht, weil sie von einem Gegenstand erfüllt seien, sondern weil sie ihn für geeignet hielten, sich darüber zu verbreiten (!). Die Folge davon: übergroſse Subjektivität. Was nun gar ihre Methode anbeträfe: "the truth is, that they are naturally a slow, heavy people; and can only be put in motion by some violent and often repeated impulse, under which they lose all control over themselves — and nothing can stop them short of the last absurdity". Dazu die maſsloſe Selbstüberschätzung, die sie so oft das Wollen für das Können nehmen lieſse. In der Kunst seien sie hart, gewaltsam, mechanisch; auch Schlegel sei nicht ganz frei davon. Ihm sei zuviel Theorie und Parteilichkeit eigen. Seine Methode sei romantisch-klassisch; daneben ein eigenartiges Gemisch von Wissenschaft, Genauigkeit und Mystik. Immerhin: "the bold and independent judgment which the author has applied to all other nations, is somewhat suborned or overawed by his excessive veneration for those ancient classics". Der Abschnitt über griechische Tragik ist also am interessantesten.

Seine Theorien über Shakespeares zweifelhafte Stücke werden nicht immer für gut befunden, seine Ansichten von deutscher Literatur aber fühlt sich der Kritiker durchaus genötigt zu verbessern und dafür eine eigene Theorie von der deutschen Bühne zu geben: "What the German dramatists really excel in, is the production of effect". Überraschenderweise stehen bei der "Edinburgh Review" die „Räuber" noch immer in hohem Ansehen, mehr selbst als „Wallenstein". "The first reading of that play" heiſst es von den „Räubern", "is an event in every-one's life, which is not to be forgotten."

Weit kleinlicher noch klingt ein Angriff auf Goethe in der Juni-Nummer 1816, bezüglich seiner Lebensgeschichte „Dichtung und Wahrheit". Die Einleitungssätze dieses von Gehässigkeiten und boshaften Angriffen wimmelnden Aufsatzes können wegen ihres geringschätzigen und begönnernden Tones nur im Original angeführt werden: ".... considering the German literati as in great measure the pupils of the English, me cannot help viewing them with parental fondness for their

well-meant endeavours, — although, as yet, they have not been able to equal us in the manufacture either of Manchester goods or of Shakespeare".

Auf den Ton dieser Sätze ist dann auch der folgende grofse Überblick über die deutsche Literatur, wie sie der "Ed. Rev." vorschwebt, abgestimmt. Folgendes wird ausgeführt: Noch vor 25 Jahren war Deutschland für England das Land der Husaren (!) und Herausgeber. Allenfalls wufste man noch etwas vom Heidelberger Fafs, Westphälischen Schinken und Rheinwein; aber als Literatur kannte man nur Verträge, durch die ein Landesherr soundsoviel Landeskinder verkaufte. Dann setzte ein plötzlicher Aufschwung ein. In England herrschte grofse Begeisterung, aber die Schnelligkeit brachte nur Flüchtigkeit mit sich.

Zu unterscheiden seien die Perioden: 1. der Nachahmung der Griechen und Franzosen, 2. der Originalgenies. Die Zeit des guten Geschmacks aber sei noch nicht gekommen. Gute Prosa finde sich nur bei Schiller, die Poesie leide immer noch unter der Überschätzung der Bildung. Niemand wolle die Grenzen der Gattung einhalten: der Romanschreiber mafse sich an, Gelehrter zu sein und umgekehrt, in der Theologie suche man mit dem Verstand vorwärts zu dringen, in der Geschichte mit dem Glauben. Über allem aber schwebe der gefährliche Hang zur Mystik.

Könnte man das alles noch übersehen, so bliebe doch das eine bestehen: die deutschen Schriftsteller förderten nicht die Moral der Gesellschaft. Wenn sie einmal doch moralisch seien, so täten sie es nur um des Effektes willen, denn dieser ist ja, wie schon bei Schlegel festgestellt worden war, das A und O der deutschen Literatur. Geschmackvoll wird die letzte kühne These von dem Kritiker ausgedrückt: "A German sentimentalist is a great fat butcher whimpering over a murdered calf".

Die Deutschen taumelten von Extrem zu Extrem: "It is to Germany that the world is indebted for the Reformation. But now every writer . . . is sure to slander that great and holy work, because Protestantism is not favourable to the arts".

Zum eigentlichen Thema: "Goethe is a faithful representative of the general character of this country".

Zweifellos habe er grofse Talente, die er aber nicht zum allgemeinen Besten anwende. Seine Charaktere in den Dramen seien fast immer gezwungen und unnatürlich.

Besser seien seine Romane. Zwar auch sie sehr konstruiert, aber die lebendigen Beschreibungen wögen das schliefslich wieder auf. Unglücklicherweise aber glaube er, dafs seine Hauptstärke in der Psychologie liege. Dabei gehe es ihm wie dem griechischen Chirurgen, der an dem Leibe eines Tieres die Struktur des menschlichen Körpers aufzeigen will.

Das Lächerliche und Geschmacklose könne er nicht vermeiden: "He is tenderly philosophical when he descants on the sensations excited in William's breast by the powder-puff, and combs, and pots of rouge, of his theatrical mistress: — but to show him in all his energy, he must have incest, and adultery, and infanticide".

Das vorliegende Werk sei eine Musterkarte aller Geschmacklosigkeit. Goethe müsse seine eigene Bedeutung ungeheuerlich einschätzen, um glauben zu können, dafs sich die ganze Welt so für alle kleinsten Einzelheiten seines Lebens interessiere. Wie lächerlich sei die gewissenhafte Aufzählung von 1. Bekanntschaften, 2. Bekanntschaften von Bekanntschaften, 3. Leuten, die er mal gesprochen oder 4. hätte sprechen können usw. usw.

In dieser Tonart werden vom Kritiker dann die einzelnen Kapitel beleuchtet. Das abschliefsende Urteil sieht in dem Werk 1. Mangel an kritischem Urteil, 2. Eitelkeit in der höchsten Potenz (most puerile vanity and affectation).

Nur Inhaltsangabe ist eine kurze Abhandlung über „Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809". Von J. L. S. Bartholdy. Berlin 1814 (im Sept. 1816).

In der März-Nummer 1817 ist „Dichtung und Wahrheit" weiterhin besprochen. Goethe, sagt man, sei in seinem Kreise sicher ein grofser Mann, aber für die Welt habe er nicht so ungeheuer viel zu bedeuten. Solcher grofsen Männer gäbe es viele: "lift them out of the medium in which they dabble, and they shrink up to nothing, like sea-blubbers taken out of the water".

Die Besprechung bezieht sich hauptsächlich auf die italienische Reise. Nachdem man Goethe wieder eine Reihe

Geschmacklosigkeiten und Selbstgefälligkeiten vorgeworfen hat, im selben Stil, wie oben, kommt man zu dem gnädigen Urteil, dafs die Beschreibung doch erträglich sei, "... and we are exceedingly happy to be able to add, in the words of the old book-licensers, 'that it contains nothing contrary to good morals'. When M. Goethe's works deserve this commendation, it is too creditable to be passed over in silence". —

Zusammen mit einigen anderen Kaukasus-Werken bildet Klaproths Buch einen Sammelaufsatz im Augustheft 1817.

Über die Ereignisse von 1817 hat sich die "Ed. Rev." nicht geäufsert. Selbstverständlich stimmt sie der liberalen Bewegung durchaus zu und räumt Auszügen und Inhaltsangaben aus den „Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg" (Stuttg. 1816—17) breiten Raum ein, aber von irgendwelcher inneren Anteilnahme ist nichts zu verspüren. Das Interesse an der deutschen Literatur aber, das nie sehr stark war, ist in den letzten Jahren vollständig eingeschlafen, wie bei der "Monthly Review".

Die beiden Werke in der Julinummer 1819 sind nur liberaler Tendenzen wegen erwähnt worden, das eine, „Neueste Ostfriesische Geschichte" von Tilman Dothias Wiarda, weil man daran zeigen zu können glaubt, dafs "the principles of freedom are in reality the most ancient and the largest established of any; — and that those who may now bestir themselves for the introduction of a more liberal policy, aim only at the restoration of rights which were once universally acknowledged". Das andere ist Franz Bopps [1]) Konjugationssystem der Sanskritsprache. Im Anschlufs an dieses Buch ist die Tatsache erwähnt, dafs der König von Bayern zwei seiner Untertanen wegen der nötigen Manuskripte nach Paris und London schickte. Daraus folgert man: "the two works before us prove ... the liberal thirst for knowledge which prompted that monarch". — — — — —

---

[1]) Franz Bopp, Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache; nebst Episoden des Romayan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte, und einigen Abschnitten aus den Vedas. Frankfurt a/Main.

Betrachten wir rückschauend die Stellung der politischen Zeitschriften, so ist zu sagen, dafs sie der Verbreitung deutscher Literatur nur indirekt nützten; insofern nämlich, als sie zur eigenen Lektüre anregten. Direkt konnten sie nur schaden: ihre Besprechungen sind durch so vielerlei Tendenzen entstellt, dafs nie ein klares Bild zustande gekommen ist. —

Ein Mittelding zwischen politischer und literarischer Zeitschrift von ziemlicher Farblosigkeit, das sich aber grofser Verbreitung erfreute, ist "Gentleman's Magazine". Von einer eigenen Stellung dieses Blattes kann man kaum sprechen; die selbständigen Beiträge in literarischer Hinsicht sind sehr spärlich; das meiste ist aus anderen Zeitschriften oder Tagesblättern entnommen. Mit deutscher Literatur haben sich die Herausgeber in ganz geringem Mafs befafst.

Besprochen ist Jan. 1814 "Narrative of the Battle of Leipzig", translated by Shoberl, richtiger: es sind Auszüge daraus gegeben. Wichtiger ist Febr. 1815 ein Leben Körners, nach der „Times"; denn es ist eine der ersten Erwähnungen dieses Dichters in England, der bald ein Liebling des englischen Publikums wurde. Beigegeben sind zwei Proben seiner Kunst in Übersetzung: "The Death of Hofer", und "On Rauch's Bust of the Queen Luise".

Sehr allgemein gelobt ist die "Personal Narrative" (April 1818). Die Betrachtung Humboldts bewegt sich in Ausdrücken wie "a man of science ..., yet eminently alive to the pleasures of the imagination ... a philosopher ... a poet" usw.

Immerhin ist die Haltung durchaus vornehm. Wenn auch die Kritiken von keiner grofsen Sachkenntnis zeigen, läfst man sich doch wenigstens nicht zu solchen groben Irrtümern hinreifsen, wie etwa die "Edinb. Rev.", sondern lobt, wenn auch nur allgemein. So sind auch die beiden letzten Besprechungen gehalten, was sich am meisten in der der "Weltgeschichte" von Müller (Aug. 1818) äufsert, die einen vollständigen Gegensatz zur Stellung der "Monthly Review" (s. o.) bildet. Hier heifst es, dafs dem berühmten Historiker die Dankbarkeit und Huldigung der Nachwelt sicher sein müfste, hätte er auch kein anderes Werk als das vorliegende geschrieben. Es sei unerreicht in der Regelmäfsigkeit und Einfachheit des Planes, der Fülle des Materials, der Genauigkeit

und Eleganz der Ausführung. "This one book should redeem German literature from opprobrium and contempt."

Auch der "Patriot Father" von Kotzebue wird sehr mild beurteilt (Mai 1819): "... an affecting drama. The plot is extremely simple, chiefly devoted to a powerful exhibition of maternal feeling". —

Zu beachten ist zweierlei: "Gentleman's Magazine" hat kein einziges Originalwerk besprochen, nur englische Übersetzungen; nach 1817 zeigt es erhöhtes Interesse.

Einen ausgesprochen literarischen Charakter trägt "Scot's Magazine". Bevor wir uns damit befassen, ist auf den regen Anteil der Schotten an deutscher Literatur hinzuweisen. Schottland übertrifft darin England bei weitem. Die Zeit der "German mania" wird eröffnet durch Mackenzies Vorlesungen über „Sturm und Drang"; in Edinburgh blüht das deutsche Theater, wird zuerst Kant übersetzt (1798 von Willich). Scott ist zeit seines Lebens ein begeisterter Verehrer der Deutschen. Eine Reihe der rührigsten Übersetzer stammt aus Schottland (s. Kap. V). Nicht unerwähnt soll die Liebe bleiben, die F. Hemans zu dem Bergland im Norden trug, und die man ihr reichlich zurückzahlte: die gemeinsame Begeisterung für Deutschland ist eins der unsichtbaren Bande zwischen Dichterin und Land. Im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. tritt wiederum ein Schotte auf den Plan: Carlyle. Wir werden sehen, daſs für ihn und F. Hemans der Boden in reichstem Maſse durch schottische Zeitschriften vorbereitet worden war.

"Scot's Magazine" verfolgt eine andere Taktik als die englischen Blätter. Es kommt ihm nicht so sehr darauf an, einen deutschen Dichter unter die kritische Lupe zu nehmen, als vielmehr, ihn bekannt zu machen.

Das geschieht, indem man ihn selbst aus seinen Werken sprechen läſst und sich auf wenige einführende biographische Notizen beschränkt. Der Leser tritt also naiv an den Dichter heran, ohne schon vorher durch den Standpunkt des Kritikers voreingenommen zu sein. Auch die wenigen biographischen Skizzen entstammen fremden Zeitschriften oder kritischen Werken. So kann ein ungetrübtes Bild zustande kommen.

Durch die Jahrgänge 1813 und 1814 zieht sich eine Reihe von "Specimens of eminent German Poets, whose

Works have not been translated". Zugrunde gelegt ist die „Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" von Johann Joachim Eschenbach, Berlin und Stettin 1789. Die eigenen Bemerkungen enthalten eine Kritik an früheren Übersetzungen, die als zu wenig genau bezeichnet werden. Selbst will man wörtliche bieten. Den Proben der einzelnen Dichter ist jedesmal ein kurzer Abrifs ihres Lebens vorangestellt.

Die Reihe beginnt April 1813 mit Opitz, von dem eine Beschreibung des Landlebens übersetzt ist, die im Mai 1813 fortgesetzt wird, wo man noch einige Epigramme hinzugefügt hat. Es folgt Ewald Christian Kleist in der Augustnummer mit Auszügen aus seinem „Frühling", im Oktober mit „Irin" und „Drink-Song", November „Death-Song" und „Birth-Song", sowie Hymnen.

Im Februar 1814 erhält Leopold Graf Stolberg das Wort mit einer "Hymn to Homer" und "Thoughts in Sealand", im Mai 1814 Wieland mit „Idris und Zenide".

Das Jahr 1814 bringt ferner Auszüge aus Klaproths Werk (im März: „Don-Kosacken", April: „Circassier", Mai: „Tiflis) und der „Erzählung von der Schlacht bei Leipzig" (s. o.) in Februar und März.

Wie bei den übrigen Zeitschriften, setzt auch hier dann die Pause ein, um erst 1817 die Aufmerksamkeit wieder wach werden zu lassen. In diesem Jahr beschäftigt man sich so gründlich mit der deutschen Literatur, dafs man kleine und kleinste Machwerke der Aufmerksamkeit für wert hält.

Das Januarheft bringt eine "View of the present State of Poetry in Germany" (aus der Bibliothèque Universelle Genève 1816). Ausgeführt ist darin, dafs die Muse der Poesie nach so vielversprechenden Anfängen Deutschland jetzt zu verlassen drohe. Es fehle augenblicklich das Geniale. Das Drama werde von Werner, Klinger, Tieck, Fouqué beherrscht, der Roman unbestritten von Jean Paul. Die Poeten selbst teilten sich in zwei Klassen, die vollständig auseinander strebten: die Gelehrten und Unverständlichen auf der einen, die Simpeln auf der anderen Seite. Die zweite Gruppe hätten Schlegel, von der Hagen, Tieck wachgerufen mit ihrer Schwärmerei für das Mittelalter. Freilich sei diesen Bestrebungen auch ein glänzender Erfolg entsprungen: die

Wiedererweckung des Nibelungenliedes, eines poetischen Prachtstückes. Die Folge davon aber sei eine Hochflut der Minnesinger. Eine dritte Gruppe bildeten die Sänger der Freiheitskriege, an ihrer Spitze Körner.

Im Februar folgen "Critical Notices of recent Works in German Literature" (aus dem Deutschen). Die besprochenen Werke sind vollkommen minderwertig. Aus ihrer Fülle seien einige herausgehoben: „Die Neugeburt Deutschlands", von Dräseke, 1814; „Gedanken über die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814", von Spiefs, 1815; „Reisebeschreibung einer Reise durch Deutschland", von Elisabeth von der Recke, Berlin 1815.

Im März 1817 ist eine "Biographical Notice of Martin Heinrich Klaproth", der 1817 gestorben war; September die "Letters of Wieland to his Friends" by M. Vanderbourg (aus dem "Journal des Savans") und Dezember "Biographical Notice of Werner", dem berühmten, in England sehr geschätzten Mineralogisten.

Ein wesentliches Verbindungsglied zwischen den fremden Literaturen und der englischen Lesewelt ist die jedem Heft angefügte "Literary and Scientific Intelligence", worin alle künftigen Erscheinungen auf dem Büchermarkt genau verfolgt, von hervorragenden Schriftstellern die Daten gegeben werden usw.

1817 stellt "Scot's Magazine" sein Erscheinen ein, seine Fortsetzung ist Constable's "Edinburgh Magazine". Letzteres beginnt also in einem Augenblick zu erscheinen, in dem man allgemein auf Deutschland blickt. Wenn wir von allen Gefühlsmomenten absehen, lag es also schon im rein geschäftlichen Interesse, dem Wunsch des Leserkreises entgegen zu kommen und die Kenntnis deutscher Literatur zu vermitteln. Der Weg dazu ist ein doppelter: durch Übersetzungen, im Sinne von "Scot's Magazine", und Originalaufsätze.

Die Besprechung von Wielands Briefen (Sept. 1817) unterscheidet sich nicht von denen in anderen Zeitschriften (s. o.) Auch zwei Betrachtungen "On Luther's Merits in Regard to Psalmody and Church Music" (April und Mai 1818), die sich auf Rambach, „Über D. Martin Luthers Verdienste um den Kirchengesang" beziehen, sind nicht mehr als Inhaltsangaben.

In den übrigen Monaten von 1818 erscheinen Übersetzungen; Juni 1818 "The Adventures of Parson Schmolke and the Schoolmaster Bakel" (nach Langbein); Oktober 1818 "Translations from Bürger: 1. "The Alehouse Dog", 2. "A Spinning Song", 3. "Gretchen"; November 1818 die Fortsetzung dazu: 1. "The necessitous Epistle of the renowned Tailor, John Shears, to his most bountiful Maecenas", 2. "Poor Susan's Dream", 3. "Song of the brave Man"; Dezember "Translations from Schiller: 1. "On the ancient Statues of Paris", 2. "The German Muse".

Juni 1819 bringt eine "Biographical Sketch of the Life of Augustus von Kotzebue" (nach der Literar. Gazette).

Sehr eingehend sind die Bemerkungen Aug. 1819: "On the Progress which the Germans have made in writing History". Die Einleitung ist eine volle Anerkennung Deutschlands. Unerreicht ist dessen hoher Stand der Geistigkeit. "Many of them are deeply versed in the languages of all the nations around them; — they borrow improvements from all, and give back with interest whatever they borrow. They are newly informed of their own greatness, — they are enthusiastic, — and they are certainly now destined to promote the future improvements of the race" usw. Der folgende Überblick über deutsche Geschichtsschreibung ist zu eingehend, um hier näher besprochen werden zu können. Es wird zuerst die Abhängigkeit von den Schotten behandelt, dann die Überwindung dieser, und das allmähliche Fortschreiten von Möser, den man als ersten selbständigen, neuschöpferischen deutschen Geschichtskundigen betrachtet, über kleinere wie Heeren usw., zu Niebuhr und von Müller. Die Schlufsbetrachtung ergibt, dafs es sich hier nicht um Stürmer und Dränger handelt, die welterschütternde neue Betrachtungen förderten, sondern um langsames, gewissenhaftes, gründliches Fortschreiten von Forschung zu Forschung; aber eben doch um Fortschritte.

Die "Annual Summary of German Literature for 1818" (Dec. 1819), ist eine blofse Liste, aus dem Deutschen übersetzt.

März 1820 enthält wieder eine Übersetzung: "I am my Brother", a Comedy, in one Act, translated from the German of C. W. Contessa. Dem deutschen Schauerdrama, so lautet die Vorrede, soll einmal etwas Heiteres gegenübergestellt

werden. So greift man zu dem Verfasser, den man zwar nicht kennt, bei dessen Lektüre man aber erfreulich finden würde, wenn die übrigen deutschen Dichter seinem Beispiel folgten. Denn er ist ein Muster dafür, wie Phantasie gebändigt werden kann, jene vage, verschrobene Phantasie, von der die Tat Sands ein erschreckendes Beispiel gegeben habe.

"Remarks on the Miscellaneous Poetry of Goethe" sind im April 1820. Den Deutschen wird nachgerühmt, viele neue und schätzenswerte Vorwürfe in ihre Poesie gebracht zu haben. Der trefflichste und zugleich typischste Repräsentant in dieser Hinsicht sei Goethe. Er habe glänzende Phantasie zu eigen, dabei tiefen philosophischen Geist. Das beste Beispiel dieser Mischung seien seine vermischten Gedichte, der Beweis dafür, wie allumfassend er sei. Denn darin sei die poetische Kunstsprache auf den Gipfel gebracht, zugleich aber sei es die Sprache des Volkes, in ungeheurer Kraft und Treffsicherheit. "The Wanderer" und "To the Husband" sind als Belege übersetzt.

April 1820 beginnt ein Unternehmen, das aus kleinen Anfängen heraus sich bald erweiterte: eine Kritik und Schau über deutsche Zeitschriften. Man verfolgt dabei einen doppelten Zweck. Nicht nur gibt man einen Überblick eben über diese Zeitschriften, sondern gleichzeitig auch über die darin besprochene Literatur.

Der erste dieser Aufsätze befaſst sich zunächst mit den „Göttingschen gelehrten Anzeigen". Sie werden sanft verspottet wegen ihrer gründlichen Kleinigkeitskrämerei. Ergiebiger ist das Heidelberger Blatt. Es bietet Gelegenheit zum Frontmachen gegen Schriftsteller vom Schlage Fouqués, Lauers usw., d. h. der Geisterdichter. Was man in der ersten Periode der Deutschlandbegeisterung stets von neuem freudig begrüſste, das will man jetzt nicht mehr haben. Einer anderen Seite dieser Spätromantiker wie Fouqué steht man dagegen wohlwollend gegenüber: der Rückkehr zum Mittelalter. Den Schotten muſste das schon wegen des Beispieles ihres Landsmannes W. Scott sympathisch sein, der ein Jahr vorher zum erstenmal diesen Schritt unternommen hatte. Zum Schluſs werden drei unbedeutende Deutsche dem englischen Publikum vorgestellt: F. G. Otto von Malsburg, Jakob Schnerr, Theresa von Artner.

Im Mai 1820 ist wieder der Übersetzung ihr Recht gegeben. “Battle of Lützen, and Death of Gustavus Adolphus” (translated from the German of Schiller).

Juni 1820 ist eine Fortsetzung: German Reviews Nr. II. Diesmal widmet man die volle Aufmerksamkeit der Allgem. Literaturzeitung in Jena. Mit Befriedigung kann die Abkehr vom Schauerdrama festgestellt werden. Wieder und wieder wird darauf hingewiesen: was vor 30 Jahren als deutsche Geisteserzeugnisse begeistert aufgenommen wurde, das ist im Grunde nicht das wahrhaft Deutsche. Die Grofsen des Geistes sind Dichter wie Goethe und Bürger, für die man schon an früheren Stellen (s. o.) eingetreten ist. Darum kann an die Übersetzer die Mahnung nicht ernst genug ausfallen, nicht immer wieder die fürchterlichen Schauergeschichten aus der deutschen Literatur herauszusuchen, da solches Verfahren diese herabziehe.

Zum erstenmal weist man auf Oehlenschläger hin, noch sehr flüchtig.

Daneben übergibt man „Adelheid von Bergau“ von Fhr. von Seckendorf der Lächerlichkeit als Werk eines Professors, der in Romanform Philologie lehren will.

Wieder befafst man sich mit Goethe. Er ist der grofse Universale, der nahezu jeden Zweig der Literatur bereichert hat. So sehr, dafs man in seinen Werken nichts Gemeinsames herausfinden kann. Eine ganze Reihe von Dichtern ist aufgezählt, denen seine verschiedenen Werke ähneln. Kurz befafst man sich mit seinen letzten: „Dichtung und Wahrheit“ sei “pleasant and instructive”, die „Farbenlehre“ nicht genügend exakt, „Hermann und Dorothea“ schlicht und darum gut. Sein Neuestes sei der „West-östliche Diwan“. Schliefslich führen seine Werke doch wieder zu seiner Persönlichkeit. Er ist ganz Weltmann: “All fancy, imagination, and knowledge. No stormy passions ever run away with him, and he never forgets the poet in the man”. Darin beruhe seine Verschiedenheit von Schiller, in dieser Glätte. Schillers Gedichte sprechen jedes menschliche Herz an, Goethes nur die kultivierten Geister.

Kurz sind zum Schlufs „Der Tod Mahomets“ von Georg Christ. Braun, Romane Schillings und Karoline Pichler erwähnt.

Der Novemberaufsatz "On the Life and Writings of Justus Moeser" stellt sich als Ergänzung und Erweiterung zu der Abhandlung über deutsche Geschichtsschreibung dar (s. o.). Die „Osnabrückische Geschichte" sei zu ihrer Zeit epochemachend gewesen. Geschichte war bis dahin nur eine Aufzählung von Königen und Schlachten. Möser schrieb als erster eine Geschichte des Eigentums. Er blieb der schlichte Mann, er wollte nicht blenden, daher schrieb er keine neuen Theorien, sondern blieb bei gleichmäſsiger, wissenschaftlicher Arbeit.

Möser sagt, daſs die deutsche Literatur sank, weil sie zu gelehrt war, zu sehr an fremden Vorbildern klebend. Das ist die Einleitung zur dritten Überschau von "German Reviews" (Dec. 1820). Die Erneuerung ging dann zwar unter Friedrichs Regierung vor sich, aber nicht durch seinen Anstoſs. Jetzt sei ein Aufschwung da, aber doch wohl mehr als Verheiſsung zu nehmen, wie als Erfüllung. Die Deutschen seien durch fremde Nationen gestiegen, also durch fremde Kraft, und begeisterten sich jetzt über den schnellen Erfolg, den sie doch nur zum Teil sich selbst zu danken hätten.

Schopenhauer ist zum erstenmal erwähnt.

Ausführliche Aufmerksamkeit ist einer neuen Gattung der deutschen Literatur gewidmet, den Almanachen und Taschenbüchern. Sie seien es, die dem sonst so schwerflüssigen Charakter mehr Leichtigkeit verliehen. Von den Dichterinnen dieser Bücher verspricht der Berichterstatter Biographien und Proben und gedenkt noch zum Schluſs des Barons von Auffenberg, eines neuen Dramatikers.

Sein Versprechen erfüllt der Kritiker noch im selben Heft mit der Darstellung der Karoline Pichler (Some account of Mrs. Caroline Pichler).

Den Jahrgang 1821 eröffnen "Biographical Notices of Korner, Schenkendorf, and Schulze, three modern German Poets". Diese drei zieht man heran als glänzende Beispiele dafür, daſs sich der Enthusiasmus nicht nur in Taten wie der Sands entlade. Körner ist der Heldensänger, ein Motiv, dem wir später noch oft genug begegnen werden. Schulze ist sehr ausführlich beschrieben, Schenkendorf dagegen kurz abgemacht.

Im Februar 1821 wird die groſse Sammelschau fortgesetzt, die jetzt verdientermaſsen nicht mehr "German Reviews" sondern "German Literature" betitelt ist. Das „Minerva-

Taschenbuch“ ist diesmal der Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die Goethe-Balladen darin (Spinnerin, Fischer, Erlkönig) werden abgelehnt, da man in ihnen einen Klang der alten Schauerromantik wieder zu hören meint. Der Philosoph Jacobi ist ebenfalls nicht nach ihrem Sinn: “Jacobi — a good-natured, soft, and amiable man and writer, but we cannot regard him as a philosopher”. Die folgenden Durchschnittsschriftsteller macht man durch ausführliche Auszüge aus ihren Werken bekannt: Ludwig Neuffers Erzählungen, eine Nachahmung von Schillers Fridolin durch Krug und Nidda, “The Uncle in the Casket” von Schilling; „Das Wahrzeichen“ von Baronin Fouqué und „Minerva“ von Fouqué. „Der Fibelhahn“ (englischer Titel “The Horn Book”) von K. G. Prätzel ist ungekürzt im Märzheft erschienen.

Auf Goethe ist unausgesetzt die Aufmerksamkeit gerichtet. Schon April 1821 findet sich wieder eine ausführliche Betrachtung: “Remarks on Egmont, a Tragedy, by Goethe”. Nach acht Jahren sieht man das Buch der Staël schon bedeutend kritischer an als zu seinem Erscheinen. Denn inzwischen hat man mit eigenen Augen sehen gelernt und erkannt, wie sehr in diesem Buch Dichtung und Wahrheit zur Einheit verschmolzen waren. Ein Beispiel dafür sei das, was sie über „Egmont“ geschrieben habe. “To make her work on Germany of much value, it needs correction. We are afraid nothing but a want of acquaintance in our country at the time she wrote, with the subjects she treated, occasioned her highly embellished pictures to be here so much admired”. Man kehrt zum „Egmont“ zurück. Nicht eigentlich sei er eine Tragödie zu nennen, dazu sei der Stoff zu dürftig. Gewiſs ist die Zeichnung der historischen Charaktere musterhaft, aber da dies allein nicht ausreichend war, muſste Goethe die Liebesgeschichte hinzunehmen. Klärchen ist auch die interessanteste Persönlichkeit im Stück; aber damit wurde die Wahrheit umgebogen. In Wirklichkeit hatte Egmont eine zärtliche Gemahlin, die verzweifelt bemüht war, ihn zu retten. Mit dieser Verletzung der historischen Wahrheit sei schon das Stück verdorben und ungeeignet für die britische Bühne, hinzu komme, daſs diese Szenen unmoralisch seien. Goethe habe Egmont nicht erhöht.

Dessen ungeachtet sei es ein gewaltiges Stück, das genau analysiert wird. Herausgehoben sind die Szenen mit dem Sekretär und Egmonts Besuch in voller Ordenstracht bei Klärchen, und bei letzterer die Ähnlichkeit mit der Leicesters in Kenilworth festgestellt, wobei Goethe Scott nachstehe. Albas Monolog und der Egmonts im Gefängnis sind übersetzt. Im Schlufs sieht man, entgegen den Ansichten der Staël und Schillers, grofse Kraft entfaltet. Das Gesamturteil: trotz aller Fehler ist Natur in dem Drama.

Im Aprilheft ist "Adeline" von Bürger übersetzt. Mai 1821 enthält "German Literature" Nr. V. Diesmal befafst sich der Berichterstatter mit einem einzigen Werk: "The Albaneserin". A Tragedy, by Adolphus Müllner. Nach einer ausführlichen Inhaltsangabe nimmt man Stellung zu diesem Stück, und damit zur Schicksalstragödie überhaupt. Vom formalen Standpunkt aus hat man schon auszusetzen, dafs zuviel Erzählung, zu wenig Handlung gebracht werde. Entschuldigt wird das allerdings teilweise durch den Wunsch, die drei Einheiten zu wahren.

Die Schicksalstragödie aber ist eine Art "misrepresentation of the course of nature". Müllner verteidige sich: Ob es ein Volk gäbe, das nicht in irgendwelcher Form den Glauben an finstere Gewalten in sich trüge? Campbell hatte sich dagegen gewandt, indem er feststellte, dafs das Sache der Alten sei, ein moderner Schriftsteller aber nicht Götter und Göttinnen wieder lebendig machen könne. Vollends: die Generation der Gegenwart sei zivilisiert und wolle nicht "poetical resources borrow from ignorance and credulity". Die geistigen Kräfte des Menschen könnten nicht ausgelöscht werden, es sei denn durch eine Krankheit, die ihre moralischen Fähigkeiten zur Hälfte lähmen würde. Das aber sei eben eine Krankheit, die es nicht in der Zivilisation geben sollte.

Aus anderen Gründen heraus kommt "Constable's Magazine" zur Verurteilung der Schicksalstragödie. Poetische Gerechtigkeit erfordere es, Verbrecher zu strafen. Das geschehe aber nicht in der "Albaneserin": die Schuldigen gingen frei aus. Und gerade die Jugend des Helden, die Erziehung seiner Kinder, werde ihm zum Verhängnis. Solange der Dichter die Volksmeinung vertritt, ist er im Recht: das aber tut Müllner nicht.

Diese Schwächen seien umso gefährlicher, als Müllner sie mit glänzendem Stil verbinde, der ihn fast Schiller erreichen lasse. Anderenfalls könne er deswegen noch so oft sinken, er steige doch immer wieder. In gewisser Hinsicht habe er also Ähnlichkeit mit Godwin. Während dieser aber ernst sei, sei Müllner sarkastisch.

Dieselbe Nummer enthält noch eine Übersetzung "The prudent Squire, from the German".

Juni 1821 bringt eine Geschichte über Friedrich Wilhelm Kyon aus Langbein. Über sein Anekdotenbuch sagt man zum Schlufs: "It is at least worth knowing what is the state of pleasantry among our German neighbours. Strong symptoms, here of the drollery and buffoonery of a people only on the road to civilization".

Im Juliheft ist ein kurzer Bericht über die Ermordung Winkelmanns.

"Humboldt's Personal Narrative" V ist in der August- und Septembernummer gewürdigt. Grofszügigkeit wird vermifst; zu eingehend, zu genau sei das Werk. Die Hälfte der Bände hätte genügt, und in diesen hätte man interessantere Form wählen können. Reichliche Auszüge vermitteln ein getreues Bild.

Eine Übersetzung schliefst das Jahr 1821: "The Journey in Quest of a Wife. From the German of Schreiber" (Nov. 1821). —

In ähnlicher Weise hat sich "Blackwood's Magazine" der deutschen Literatur gewidmet. Die Wirkung gerade dieses Blattes mufste sehr grofs sein. Während sich Constable's Magazine mehr auf einen schottischen Leserkreis beschränkte, erschien Blackwood's in Edinburgh und London. Hinter ihm stand die grofse Persönlichkeit Walter Scott's, daneben Christopher North und als Übersetzer Gillies (s. Kap. V).

Die Methode ist dieselbe wie bei Constable's Magazine: Übersetzungen, Besprechungen, umfangreiche Auszüge.

In den ersten Heften überwiegen die Übersetzungen. Mai 1817: "The Mermaid" (Goethe); Juni 1817: "The Moss Rose" (Krummacher), darunter die Prosaparabel des Originals, die der Übersetzer in Verse umgegossen hat; "The two Graves" (Klopstock); Juli 1817: "Song" (Anonym; „Der Winter hat mit kalter Hand"); "The Lesson" (Klopstock); Sept. 1817: "Elvershöh, A Fairy Ballad" (Herder); Jan. 1818

"To a Lady, reading Romeo and Juliet" (from the German); "Verses written in 1793, on seeing the place where the maid of Orleans suffered" (from the German); Februar 1818: "On a dying Sister" (Stolberg); "Lines from the German of the late Prince Louis of Prussia"; Mai 1818: "Cassandra' (Schiller); July 1818: "To Ebert" (Klopstock); "The black Yager's Song" (Körner); "The Murderess" (Schiller).

Im Augustheft 1818 sind "Remarks an Schlegel's History of Literature". Die Tendenz unseres Zeitalters, das in der Meinung Vieler das beste sei, ginge dahin, das Alte zu stürzen. Das fühle auch Schlegel heraus, und sein Bestreben sei nun, daſs die Literatur wieder gutmachen solle, was sie verschuldet habe. Denn den Geist der Vorfahren müsse man doch bewahren. Nach umfangreichen Auszügen beurteilt man das Ganze: "by far the most rational and profond view of the history of literature which has yet been presented to Europe".

Im selben Heft wiederum eine Übersetzung: "On the great Madonna of Dresden". Translated from a MS. Letter of the Baron von Lauerwinkel; von demselben in Sept. 1818: "Letter to the Rev. Prof. Laugner, occasioned by his writings in the Königsberg Review". An gleicher Stelle ist auſserdem: "Christian Wolf, a true Story". From the German. Auch das Oktoberheft enthält zwei Übersetzungen: "Remarks on the Poetry of Thomas Moore" (extracted from a MS. Letter of the Baron von Lauerwinkel); "Sabina" (from the German of Böttiger), Scene I.

Die Übertragung von Schillers "The Complaint of Ceres" (Nov. 1818) ist zu einer allgemeinen Betrachtung benutzt. Die Staël sage, daſs ein Hauptverdienst der Deutschen die Leichtigkeit sei, mit der sie ihre eigenen Gefühle mit denen des Zeitalters und Charakters identifizierten, den sie gerade zeichneten. Schiller sei besonders dadurch ausgezeichnet. "His feeling, too, is under the control of a purer taste, than belongs in general to the genius of his country, and we are never offended in his works with that extravagance and affectation on which some of our critics would pronounce sentence of excommunication against the whole body of German Literature."

Weiter enthält die Novembernummer die Fortsetzung der "Sabina" und "Observations on the Critique of Goethe's Life in the Edinburgh Review". Dieser Aufsatz ist einer der wichtigsten Beiträge zum Thema: „Goethe in England". Er legt ein mehrfaches Zeugnis ab: für das tiefe Verständnis des Kritikers von "Blackwood's Magazine", für die Vorbildlichkeit, mit der Literatur als Literatur, frei von irgendwelchen politischen Tendenzen, betrachtet wird, und also schliefslich für die wertvolle Kulturarbeit, die von dieser Zeitschrift geleistet worden ist. Die deutsche Sache konnte keinen besseren Anwalt haben: "Blackwood's Magazine" half den Boden vorbereiten für Carlyle und seine Zeitgenossen.

Folgendes wird über Goethe gesagt: Er ist der anerkannte König der Dichter in Deutschland. Jahrhunderte hindurch kann man nicht solchen Einflufs nachweisen wie den seinen. Er schuf den Deutschen ihre Sprache, ungeheure "richness of thoughts and fancy" verbindend. Die Nation ist eins in ihrer Verehrung für sein Alter. Mit Dankbarkeit empfängt sie das Geschenk seiner Lebensbeschreibung. Je ausführlicher und genauer diese aber ist, desto besser kann es nur sein. Denn sein Leben ist zugleich der Grundplan seiner Werke.

"It is probable that the ingenious editor of the Edinburgh Review is himself quite ignorant of German literature, otherwise he would have taken care that his journal should not have been totally silent in regard to by far the greater part of all the excellent and original works which have been published in Europe since the commencement of his labours." Unverständlich sei es, wie der Herausgeber einem Kritiker erlauben konnte, derart über das Werk eines Mannes wie Goethe zu urteilen. "It argues a very culpable negligence on the part of Mr. Jeffrey, that for the sake of gratifying with a few paltry jokes the ignorant and malicious dullness of some of his readers at home, he should run even the remotest risk of wounding the feelings of a good, a great, and an old man, whose name will be revered by the world many hundred years after all the reviewers that ever have insulted his genius shall be forgotten."

Im Dezemberheft 1818 sind die "Observations on the Provençal Language and Literature", by A. W. Schlegel empfohlen. Zahlreiche Auszüge sollen Proben sein für "that

character of simple, judicious, and manly criticism, by which all the writings of M. Schlegel are distinguished". Anschliefsend ist "On the Crusades". Translated from the German of Frederick Schlegel.

Den gröfsten Teil des Jahrganges 1819 füllen wieder Übersetzungen. Jan. 1819: "Letters from the Lakes" (Philipp Kempferhausen); "Our Joys" (Goethe); "The Interview" (Schiller); "The Elements" (Bürger); März: "The Bride of Corinth" (Goethe); "Letters from the Lakes"; Mai 1819: "The five oaks of Dallwitz" (Körner); "Eternity" (Haller).

Im November beginnen die "Horae Germanicae", eine Monographienreihe, die neuere deutsche Literatur in reichlichen Proben, Inhaltsangaben und Kritiken vorführt, immer unter dem Grundsatz, dafs am besten der Dichter selbst spreche, anstatt durch das Medium des Kritikers. Der erste dieser Aufsätze behandelt "Guilt; or the Anniversary" (Müllner). Die Deutschen, heifst es, seien undankbar gegen ihre dramatische Literatur. Sie stellten nur Lessing, Goethe, Schiller als mafsgebend hin. Dabei sei aber der „Nathan“ kein eigentliches Drama, sondern ein dramatisierter Roman, ebenso der „Faust“ ein mystischer Roman; freilich stehe letzteres Werk trotzdem so turmhoch, dafs kein Schillersches Werk daran rühren könne.

Nach diesen Grofsen klaffe freilich eine Lücke. Müllner sei der erste, der sie auszufüllen die Berufung habe. Vieles in seinen Stücken harmoniere mit der herrschenden Philosophie. Der Adel eines Mannes, der gefehlt und darum Gewissensbisse habe: das sei die grofse Idee. Schuld werde gezeigt, ohne dafs der Schuldige darum unsympathisch werde; das sei die grofse Kunst, darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schlufs der „Braut von Messina“ verratend. Von der Schicksalsidee ist der Kritiker, im Gegensatz zu "Constable's Magazine" (s. o.) begeistert. Die Inhaltsangabe des Stückes ist sehr ausführlich gehalten.

No. II (Dez. 1819) ist Grillparzers "The Ancestress" gewidmet. Grillparzer verspricht noch gröfsere Wunder als Müllner. Seine „Sappho“ ist ganz in griechischem Geist, die „Ahnfrau“ nach Calderon, aber auf durchaus nordischen Aberglauben gegründet. "The genius of Grillparzer is one of the most pure, masterly, and majestic order."

Die Schicksalsidee sei zur Zeit modern in Deutschland. Wenngleich dies sehr einseitig sei, erziele man Effekt damit. Dieses Grillparzersche Drama aber sei als Incestdrama das einzige seiner Art, das den Leser nicht verletze, da es sich um unbewuſste Liebe handele. Der Tod Jaromirs lösche alle Schuld: er stirbt für seine Liebe.

No. III (Jan. 1820) ist die vollständige Übersetzung von Müllners "The twenty-ninth of February", No. IV (Febr. 1820) die Übertragung "The Cypress Crown, a Tale" (by the Baroness Caroline de la Motte Fouqué).

April 1820 beginnt eine Parallelreihe: Horae Danicae (auch Scandicae). Hier hat man Oehlenschläger gewürdigt, den man doch mehr zu den skandinavischen Dichtern rechnen will als zu den deutschen. Als seinen Bereich, in dem er virtuos schaltet, sieht man die Welt der alten Seekönige an. "Hakon Jarl" ist ein Beleg dafür.

Juni 1820 bringt die fünfte der Horae Germanicae den „Faust“ Goethes. Die Erläuterungen sind auf ganz wenige beschränkt: einiges über den Stoff und den unerhörten Zauber der Sprache: "rich yet simple — dignified yet familiar — and in parts of the work the magical effects attributed to sound".

No. VI (Juli 1820): "The Opening of King Yngurd", ("the greatest and most affecting of all the works of Ad. Müllner"), fortgesetzt in VII (Aug. 1820). Ganz nordische Stimmung herrsche im "Yngurd", wie an einem Nebeltag in den schottischen Bergen. Man ermuntert Müllner, trotz der Anfeindungen der Kritiker weiterzuschreiten auf seinem Weg; nicht immer müſsten "beaten tracks" begangen werden.

Die zweite der "Horae Scandicae" (Sept. 1820) ist eine Parodie: "The Building of the Palace of the Lamp". From the Danish of Oehlenschlaeger; mit zahlreichen Seitenhieben auf englische Politik und die "Cockney-School".

Okt. 1820 enthält "Horae Germanicae" No. IX: "Rosamunde — a Tragedy". By Charles Theodore Körner. Die Besprechung weiſs Körner einmal andere Seiten abzugewinnen, als die einzige des Heldenbarden. Er wird als der Dichter des Lebens gefeiert, der ganz frei von unklarer Schwärmerei sei, weil er, einmal, einen bürgerlichen Beruf

hatte, und zweitens Theaterdichter war. Noch höher schwinge er sich als Freiheitsdichter; der Klang der Waffen unterdrückte nicht, sondern beschwingte seine Muse.

Gelehrte Leute schwatzten von einer „deutschen Schule", die voll Mysticismus, Unwahrscheinlichkeiten, Fatalismus, Dämonologie, und im ganzen ausgeprägter Geschmack für Schauriges sei. Solche weisen Richter verlangten historische Wahrheit: diese könnten sie in der „Rosamunde" finden. —

Im Novemberheft 1820 ist übersetzt: "The Field of Terror", a Tale; by Frederick Baron de la Motte Fouqué.

Dezember 1820 ist wiederum Oehlenschläger gewürdigt (Horae Danicae III), diesmal sein „Correggio". Besonders interessiert dabei das Problem des Künstlers. Oehlenschläger habe diesen nicht einseitig aufgefafst; dazu sei er zu grofs. Was könne verschiedener sein als Correggio, Michelangelo und Giulio Romano? Und doch bilden sie in ihrer Vielheit die Einheit: den Künstler.

"Hans Heiling's Rocks", translated from the German of Körner ist im Januarheft 1821 enthalten. Aufserdem befindet sich dort Horae Germanicae X: "Darkness; or the Venetian Conspiracy", a Tragedy, by Prof. Raupach. Raupach empfängt nicht so uneingeschränktes Lob wie die übrigen Dichter dieser Reihe. "There are prevailing defects in Dr. Raupach's style which almost baffle a translator. There is more of inconsistency and inequality in his manner, than we recollect ever to have met with any other German author". Aber doch seien in seinem Werk "passages of extraordinary merit".

No. XI ist im Februarheft 1821: "Zriny, a Tragedy". By Theodore Charles Koerner.

Märzheft 1821 hat die Prosafassung von "Hans Heiling's Rocks. A Bohemian Legend". By Körner; und No. IV der Horae Donicae: "Hagbarth and Signa". A Tragedy. By Adam Oehlenschlaeger. In seiner Dichtung wird der Unterschied gegenüber der typisch deutschen festgestellt. Die deutschen Dichter haben einen reichen geschmückten Stil, der auf Calderon zurückgehe. Nicht so Oehlenschläger. Wie die Riesen der Vorzeit türme er Quader auf Quader.

Im Augustheft bilden No. XII der Horae Germanicae Proben mit verbindendem Text aus "The Pilgrimage, a Drama". By the Baron de la Motte Fouqué. —

Zwei für die deutsche Literatur günstige Ereignisse trafen also zusammen: Politische Geschehnisse, die die allgemeine Aufmerksamkeit um 1817 auf Deutschland lenkten, und zu gleicher Zeit das Erscheinen zweier ausgesprochen literarischer Blätter wie Constable's und Blackwood's Magazine. Es ist also ein ähnlicher Fall wie 1813, wo ebenfalls auf die politische Aufmerksamkeit sofort die literarische Ausnützung dieses Interesses folgte; diesmal aber nachhaltiger, da letzteres durch Zeitschriften geschah.

Reich ist in diesem Zeitraum die Zahl der Übersetzungen, mit deren Betrachtung sich das folgende Kapitel beschäftigen soll.

V.

Englische Übersetzertätigkeit von 1813—1821.

In dem Zeitraum von 1813—1821 erschienen folgende Übertragungen deutscher Meisterwerke:

1813.

Gessner, The Death of Abel. With original notes by F. Shoberl. To which is added 'Death, a Vision' ... By J. Macgowan. London.

Goëthe, The Sorrows of Werther. Translated by Dr. Pratt.

1814.

Gessner, The Death of Abel. With a sketch of the life of the author (enthält ferner: The Death of Cain, Death, a Vision) by J. Macgowan. Oxford.

Gessner, The Death of Abel. Limerick.

Kleist's Vernal Season. Translated from the German by G. H. Egestorf.

(Gellert), The Essays and Letters of Prof. Gellert, translated from the German by Anne Plumptre.

Klopstock, The Messiah ... A new translation from the German. The five last books prepared for the press by ... T. Raffles. London.

Klopstock and his Friends, A Series of familiar Letters, 1750 to 1803, from the German with memoir by Miss Benger. London.

1815.

Gessner, The Death of Abel. London.

Goëthe, The Sorrows of Werther. Translated from the German. London.

Klopstock, The Messiah, XV books, in prose (by Mrs. and Mr. Collyer). London.

Klopstock, The Messiah. Translated by the Rev. Thomas Raffles, of Liverpool.

A. W. Schlegel, Course of Lectures on dramatic Art and Literature, translated from the German by J. Black. London.

1816.

Luther, Thirty-four Sermons on the most interesting Doctrines of the Gospel. To which is added, Memoirs of his Life, by Philip Melanchton.

(Alexander von Humboldt), Personal Narrative of Travels to Equinoctial Regions of the New Continent, during the Years 1799 — 1804. Written in French by Alexandre de Humboldt, and translated into English by Helen Maria Williams.

(Alexander von Humboldt), Researches concerning the Institutions and Monuments of the ancient Inhabitants of America, with Descriptions and Views of some of the most striking Scenes in the Cordilleras. Written in French by Al. Humboldt, and translated into English by Helen Maria Williams.

1817.

Gessner, The Idyls, and First Navigator. By S. G.

(Gessner), Selections from the Tales and Idyls of Gessner, translated into Verse.

Klopstock, The Messiah, XIV Books in Prose by Collyer; the Books XV, XVI, XVII and XVIII translated by Frederick Shoberl, and a Memoir of the Author. London (2. Aufl. 1821).

Klopstock, The Messiah translated into English Prose. London.

A. von Humboldt, The Report of the Experiments of M. le Gallois (s. Philip, An experimental Inquiry into the Laws of the vital Funktions).

1818.

(Fouqué), Undine; a Fairy Romance. Translated from the original German of Baron de la Motte Fouqué, by George Soane.

Gessner, The Death of Abel (in Waltzer's British Classics). London.

(Kotzebue), Lover's Vows, a Play, in five Acts. From the German of Kotzebue, by W. Dunlop.

Kotzebue, Pizarro, a Tragedy in five Acts (s. Oxberry, The new English Drama).

Frederic Schlegel, Lectures on the History of Literature, ancient and modern; translated from the German. Edinburgh.

(Johann von Müller), An Universal History, in 24 Books. Translated from the German of John von Müller. London.

1819.

Klopstock, The Messiah.

(Kotzebue), The Patriot Father, a Play in five Acts, freely translated from the German of Augustus von Kotzebue, by Frederic Shoberl.

Müller, Guilt, or the Anniversary. A Tragedy. Translated by R. B. Gillies. Edinburgh.

Poems and Translations from the German; by J. Anster.

Gentz, Reflections on the Liberty of the Press in Great Britain. London.

Kant, Logic. Translated by J. Richardson, with a Sketch of his Life and Writings. London. Ebenso

Kant, Prolegomena to every future Metaphysic und

Kant, Enquiry into the Proofs for the Existence of God, and into the Theodicy.

1820.

(Fouqué), Sintram and his Companions, a Romance, from the German. London.

(Goethe). Extracts from Göthe's Tragedy of Faustus, explanatory of the Plats, by Retzsch, intended to illustrate that Work; translated by G. Soane. London.

Grillparzer, Sappho, a Tragedy; translated from the German, and adapted to the English Stage (by J. Bramson). London (2. Aufl. 1821).

Müllner, King Yngurd, a Tragedy, from the German, translated by R. P. Gillies. Edinburgh.

Tales translated from the German Language. Ghent.

1821.

(Goethe), Faustus, from the German of Goëthe. London.

Goëthe, Observations on Leonardo da Vinci's Picture of the last Supper, translated from the German, with an Introduction and Notes by G. H. Noehden. London.

(Fouqué), Minstrel Love; from the German of the Author of Undine. By George Soane. London.

Herder, A brief Commentary on the Revelation of St. John. From the German. To which is prefixed a short biographical Account of the Author (by Sir George Duckett). London.

Klopstock, The Messiah, a Poem in twenty Cantos, translated from the German into English Verse, by G. H. C. Egestorff, Fellow of the Patriotic Society of Hamburgh. Hamburgh (2. Aufl. 1826).

Kotzebue, A Voyage of Discovery into the South Sea and Beering's Straits.

(Schiller), Poems and Translations from Schiller (by Mellish).

Specimens of the German Lyric Poets, consisting of Translations in Verse from the Works of Bürger, Goethe, Jacobi, Klopstock, Schiller &&, interspersed with biographical Notices, and ornamented with Wood-Cuts.

Al. von Humboldt, An Account of the Chinchona Forests of South America. Translated from the German (s. Lambert, An illustration of ... Chinchona). —

Die vorstehende Tabelle[1]) ergibt folgende Tatsachen. Gefsner und Klopstock, von jeher zwei Lieblinge der englischen Lesewelt, haben ihre alte Zugkraft bewahrt; kein Jahr vergeht, ohne dafs Übersetzungen ihrer Bücher auf dem Markt erscheinen. An Goethe ist das Interesse neu erwacht, und dies ist zweifellos der Staël zu danken; ganz besonders trifft das für den „Faust“ zu, den sie so gründlich analysiert hatte. Vor allem aber ist auf Rechnung des Buches zu setzen, dafs eine ganze Reihe von neuen, bis dahin unbekannten Namen auftaucht: die Schlegels (besonders August Wilhelm, der Freund und Reisemarschall der Staël), der Historiker Johann von Müller, der Forschungsreisende Alexander von Humboldt. Auch an Kant, der nur in der schlechten Übersetzung von Willich (1798) vorlag, hat man sich wieder gewagt.

Die Übersetzer gehören den verschiedensten Lebenskreisen an. Elizabeth Benger ist Schriftstellerin von Beruf, aber mehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Feder wirkend. In ihren “Some Remarks on Mme de Staël's Germany” beschäftigte sie sich zum erstenmal mit Deutschland. Die Staël nannte sie “the most interesting woman she had seen during her visit to England”.

John Black war Journalist, der Herausgeber des “Morning Chronicle”. Dieselbe Tätigkeit übte Robert Pearson Gillies aus, der Freund Scotts und Christopher Norths, der ihn als 'Kemperhausen' in den “Noctes Ambrosianae' auftreten läfst. Er hatte ein Jahr in Deutschland zugebracht und dort Bekanntschaft mit Goethe und Tieck gemacht. Für die deutsche Literatur wirkte er in weitestem Mafse. Er interessierte die Londoner Buchhandlung Treuttel & Würtz, Treuttel jun. und Richter für den Plan einer Literaturzeitung und gründete 1827 die “Foreign Quarterly Review”, ständig von Scott angeregt und beraten.

Der dritte der Journalisten ist Shoberl, mit Henry Colburn zusammen der erste Herausgeber des “New Monthly

[1]) Nach Watt, Bibliotheca Britannica,
„ Lowndes, Bibliographer's Manual,
„ Catalogue of the British Museum,
„ den Literaturübersichten der in Kap. IV behandelten engl. Zeitschriften, und einschlägigen Spezialabhandlungen.

Magazine". Das Mitwirken der Journalisten am Übersetzerwerk ist sehr wichtig; denn ihre Tätigkeit sicherte ihren Ideen weiteste Verbreitung.

Miss Anne Plumptre war eine der ersten, die deutsche Schauspiele in London bekannt machten. Von 1798—1799 übersetzte sie hauptsächlich Kotzebue. Begeisterte Demokratin, war sie trotzdem glühende Verehrerin Napoleons. In ihren Übersetzungen unterstützte sie ihre Schwester. Ihre Freundin war Helen Maria Williams, Anhängerin der französischen Revolution, Freundin der Roland. Man warf ihr vor, ihr Freiheitsdrang gehe so weit, dafs sie überhaupt gegen jede Art von Zwang, ob legal oder sozial, sei. Bei alledem war sie warmherzig und impulsiv.

Thomas Raffles war ein Independenten-Geistlicher, Soane endlich ein berühmter Architekt und Altertumsforscher.

Diese Verschiedenartigkeit der Übersetzer (die übrigen sind zum gröfsten Teil Sprachlehrer) bot die beste Gewähr dafür, dafs die deutschen Werke in alle Kreise gelangten.

(Fortsetzung folgt.)

BERLIN-FRIEDENAU. WERNER K. RUPRECHT.

BYRON.
KLASSIZISMUS UND ROMANTIK.[1])

I.

Byrons klassische Bildung und sein Interesse für die antike Literatur scheint den mittelmäfsigen Durchschnitt nicht überschritten zu haben. Da selbst sein phänomenales Gedächtnis ihm nicht zu gediegenen Kenntnissen verhalf, wird seine Aussage, dafs er in Harrow ein lässiger und gezwungener Schüler war, wohl nicht auf Selbstverleumdung beruhen. In *English Bards* verwechselt er einmal Helikon mit Hippokrene (V. 39) und der Irrtum wird erst in der 5. Aufl. richtig gestellt. Bei den Korrekturen der *Hints from Horace* bittet er Dallas, seiner „Schuljungengelehrsamkeit" zu Hilfe zu kommen (4. September 1811). Der klassische Unterricht, den er genossen hatte, war offenbar nicht der Art, im Schüler Liebe, Verständnis, Begeisterung für den Dichter zu wecken. Wenigstens bringt Byron (*Childe Harold* IV. 75 Anm.) gegen das Studium des Griechischen und Lateinischen alles vor, was die Gegner des humanistischen Gymnasiums ins Treffen zu führen pflegen. Da jedoch in Harrow auf klassische Lektüre besonderer Nachdruck gelegt wurde, bleiben manche Werke (z. B. der *Prometheus* des Aischylos lebenslang seinem Gedächtnis eingeprägt, obwohl er sie später nicht wieder liest. So sagt er Medwin, er hätte die *Iphigenie* des Euripides seit der Schulzeit nicht mehr angesehen (*Conversations* 166) — ein Beweis, dafs er kein inneres

---

[1]) Byron, *Poetical Works*, edit. E. H. Coleridge. — Byron, *Letters and Journals*, edit. R. E. Prothero. — Alex. Pope, edit. Elwin and Courthope. — John Donne, edit. H. J. C. Grierson. — „Byron" by Edith Colburne Mayne, 2. Aufl. 1921.

Verhältnis zur antiken Dichtung gewonnen hat. In Athen bedauert er die Zeit und Kraft, die man in Harrow und Cambridge auf das Studium griechischer und lateinischer Schriftsteller vergeude (23. August 1811). Wie wohl er sich auch in Griechenland fühlt, so lieb er es gewinnt, es ist nicht der hellenische Boden, der ihn mit weihevollen Erinnerungen fesselt. Man braucht nicht erst an die Offenbarungen des hellenischen Geistes zu denken, die etwa Shelley auf solcher Stätte empfangen hätte, um ein richtiges Urteil darüber zu gewinnen, daſs Byron in Athen — wo er förmlich symbolisch für seine Euphorionstellung im Kapuzinerkloster wohnt — den II. Gesang des *Childe* einerseits, die *Hints* andrerseits schreibt. Kein Stoff des klassischen Altertums wird ihm lebendig, zum Schönheitsideal der griechischen Antike gewinnt er kein Verhältnis. Der Geist des Klassischen geht ihm so wenig auf, daſs er den Unterschied zwischen ihm und dem abendländischen Klassizismus nicht gewahr wird. Er dringt nicht ein in hellenisches Wesen, sondern befestigt sich noch mehr im Wesen Popes.

Die Schule hatte ihn in Ehrfurcht erzogen vor Pope als einer thronenden Gottheit des englischen Parnasses und als dem maſsgebenden Vermittler der Antike. Trotz Byrons Klage, daſs der Schüler seinen Schlaf dem zwecklosen Studium griechischer Metren opfern müsse (*Granta, a Medlay,* 1806), macht er selbst in den jambischen Reimpaaren seiner Juvenilia nach klassischem Vorbild — (unter den 38 Stücken der *Fugitive Pieces* 5, unter den 71 der *Hours of Idleness* 12 — vermutlich Schulexerzizien) — keinen Versuch, von der Convention der Popeschen Paraphrasen alter Dichtungen abzugehen. Zu keiner Zeit seines Lebens wird es ihm klar, wie wenig von der stillen Einfalt und erhabenen Gröſse der Antike die klassischen Regeln überliefern. Denn Byron, der darauf pocht, alles in Frage zu ziehen, gestattet sich keinen Zweifel an Pope. Dieser an der Schulkonvention festhaltende Autoritätsglaube bildet einen der merkwürdigen Gegensätze in seinem aus Wiedersprüchen zusammengesetzten Wesen. Unter dem Eindruck des hohen Prestiges findet der Knabe, der seine eigenen Fähigkeiten noch nicht träumt, in Pope eine gewisse Verwandtschaft der Begabung. Beide sind lyrische Naturen, reich an Witz von sarkastischer Schärfe. Beide finden Freude an malerischer

Beschreibung und der feinen Auseinanderfaltung von Charakteren. Und hinter dem Dichter steht die menschliche Persönlichkeit Popes in kaum minderer Glorie. Vom Dichter hiefs es in Wartons tonangebendem *Essay on the Genius and Writings of Pope*, er sei in jener Gattung, in der er hervorrage, der ganzen Menschheit überlegen. „Aber der gröfste Dichter der Welt gewesen zu sein, ist nur sein zweiter Ruhm. Er reihte sich in eine höhere Klasse. Er war eines der edelsten Geschöpfe Gottes. Er war ein redlicher Mensch." Diese menschliche Wertung mufste auf Byron, in dem Jugenderlebnisse so nachhaltig fortwirkten, einen mafsgebenden Eindruck machen. Den Kern seiner eigenen Natur bildete ritterliche Grofsmut. Wo sie enttäuscht wurde, fühlte er sich unwiderruflich abgestofsen. Sein kritisches Urteil aber blieb zeitlebens abhängig von subjektiven Gefühlen. Er lernte nie völlig von der Persönlichkeit absehen und zu rein objektiver Würdigung durchdringen. Hätte er Pope im Licht der modernen Forschung erblickt, mit all den traurigen Nachweisen des Allzumenschlichen und Unschönen in seinem Charakter, so wären seine Palladingefühle wahrscheinlich bedenklich ins Wanken geraten. Schon die zahlreichen Enthüllungen von „lebenslanger Affektation und konstitutioneller Hypokrisie" hätten genügt, Byron, den hochmütig und rücksichtslos Offenen vor blinder Vergötterung zu warnen. Aber festgelegt, wie seine Meinung über den Frühverehrten einmal ist, treiben ihn die seit dem Erscheinen von Bowles' Popeausgabe (1806) laut werdenden Zweifel nur zu immer entschiedenerer Bekennerschaft. In seiner ersten Entgegnung auf Bowles' *Strictures on the Life and Writings of Pope* (*Letter to John Murray*, 7. Februar 1821) bezeichnet er ihn als den „vollkommensten unserer Dichter und den lautersten unserer Moralisten. ... Seine Moral ist so lauter wie seine Poesie herrlich ist". Noch zu Medwin äufsert er seine Entrüstung, dafs Pope keinen Platz im Poetenwinkel der Abtei habe, und die Hoffnung, ihm noch aus Eigenem dort ein Denkmal errichten zn können (*Conversations* 242). Ja, er ist der Meinung, diese Zurücksetzung schade den Engländern in den Augen des Auslands, wo Pope über jeden andern britischen Dichter gestellt werde.

Eine gewisse allgemeine Ähnlichkeit, auf deren Grundlage sich allmählich die grofsen Charakter- und Dichtergegensätze

entwickeln, erklärt die bedingungslose Gefolgschaft des ehrgeizig Nachstrebenden. Beide werden zur Satire herausgefordert durch einen epikureischen Zeitgeist, ein von Parteileidenschaft durchwühltes Treiben zum Teil minderwertiger Literaten, und oportunistischer, selbstsüchtiger Politiker, durch die unkontrollierte Macht einer herrschenden korrumpierten Adelsklasse, durch ein Volk, das noch weit entfernt ist vom Begriff seiner Würde. Beide bekennen sich zu einem liberalen Aristokratismus, Byron blutecht in Temperament und Naturveranlagung, Pope krampfhaft beflissen, den Schein des Edelmannes über jeden Zweifel aufrecht zu halten. Beide im Mittelpunkt der Gesellschaft, in deren entsittlichendes Treiben sie tief untertauchen; beide innig vertraut mit dem Londoner Leben, an dem sich als Ideal des Gegensatzes ihr Naturideal und das Ideal der Weltflucht entwickelt. Beide Ichmenschen von ungewöhnlichem Nachdruck, Byron der unendlich einsamere. Man vergleiche innerhalb ihrer Schloſspärke den tragischen Gegensatz zwischen dem in einem versteckten Bosquet von Twickenham dem Andenken „der besten und geliebtesten Mutter“ errichteten Obelisk und dem Grabmal Boatswains, das der achtzehnjährige Gutsherr von Newstead seinem Hunde als seinem einzigen Freunde setzt. Beide von einer Leidenschaft des Ehrgeizes beseelt, zu der Byron sich offen bekennt, während Pope seine ins Krankhafte gesteigerte Ruhmgier hinter einer Groſsmannssucht der Tugend verbirgt, die ihrerseits scharf kontrastiert mit Byrons Schaustellung seiner Schwächen, seiner mutwillig geheimnisvollen Selbstanschwärzung.

Aber Byron glaubte an Pope, den Makellosen, den Heiligen und Märtyrer im Dienste der Menschheit, den hohen Priester der Moral, während das Bewuſstsein eigener Schwächen, die er zu stolz ist, zu vertuschen, ihn demütig macht vor dem Verehrten. Welcher Unterschied mit Popes diplomatischem System des Trugs und der Arglist zur eigenen Verherrlichung auf Kosten anderer! In Mantel und Maske fällt er als Satiriker mit gezücktem Stilett hinterrücks seinen Gegner an, anonym, unter falschem Namen, den Schein und die Verantwortung immer auf andre wälzend. Byron, der Verstellung so unfähig wie der Zurückhaltung, fordert heraus, haut um sich mit offenem Visir, vom Anfang bis zum Ende seiner Bahn immer auf dem

Sprung, sich dem Gegner gewünschtenfalls mit der Pistole in der Hand zu stellen. Welcher Unterschied zwischen Pope, der vor allem und um jeden Preis die eigene Sicherheit bedenkt, und Byrons mutigem: *Me, me adsum!*, als Murray in Gefahr ist, sich wegen der Veröffentlichung des *Cain* vor Gericht verantworten zu müssen. Und schliefslich, beide Dichter schwer leidend unter einem physischen Mangel. Aber selbst darin wieder welcher Abstand zwischen Popes kaum lebensfähigem Leibe, der nur ein Gebrechen ist, und Byron-Apollos krankem Fufs oder kranken Füfsen.

Als geistiger Führer seines Jahrhunderts hatte Pope seiner Zeit gegeben, was sie brauchte, hatte erreicht, was dem jungen Byron noch halb unbewufst als Ziel vorschwebte. Und Pope besafs, was ihm gänzlich abging: Haltung. Er sah keinen Gröfseren, wohin er blickte. Auf dem in Byrons Jugendtagen reichlich gepflegten Gebiet der Satire und des reflektierenden Gedichtes war Pope, der Ahnherr dieser Gattung, immer noch unerreicht an Subtilität des kritischen Denkens und des Witzes an Feingefühl der Form und der geschlossenen künstlerischen Komposition. Pope, der nach Byrons Ansicht nie überholte Homerübersetzer (Bowles-Controverse, erster Brief) hatte seine Kindheit begeistert. Seine *Ilias* las er an Ort und Stelle (an Leigh Hunt, 30. Oktober 1815). Unter den Mitschülern von Harrow errang Hodgson in Popes Fufstapfen unbestrittenen und von Byron überschwänglich anerkannten Erfolg (*Gentle Alternative for the Reviewers*, 1807; und *Saeculo Mastix, or the Lash of the Ages we live in*, 1818). Selbst im spielerischen Scherz schwebte den jungen Freunden Pope vor. Dem in Irland befindlichen Hobhouse, der zum Militär gehen will und infolgedessen für einen ins Soldatische übersetzten Swift gelten kann, schreibt Byron aus Newstead: „Nun können wir Popesieren und Swiftisieren, als wären wir Witzköpfe des vorigen Jahrhunderts und Davis kann — Dank seiner Irreligiosität — einen St. John abgeben".

Popes Vorbild ist wahrscheinlich verantwortlich für Byrons geschmacklosen Verweis auf seine Minderjährigkeit bei seiner Erstlingspublikation, nur dafs Pope seine Juvenilia zurückzudatieren pflegt, während bei Byron die Jahreszahlen stimmen. Und auch die Lieblingspose des jungen Lord, dafs er nur schreibe, wenn er nichts Besseres zu tun habe, findet sich

bereits bei Pope. Aber während Byron bei seiner leichten, meistens nächtlichen Produktion tatsächlich den Tag für sich hat, klagt Swift, Pope wäre durch sein Schaffen ständig so in Anspruch genommen, daſs er für kein Gespräch zu haben sei.

Wie so viele Bahnbrecher fuſst Byron in der Convention. Zwei Gedichte des Achtzehnjährigen gehen unmittelbar auf Popesche Vorlagen zurück: *Adrian's Adress when dying* und *The Prayer of Nature.* Pope macht aus Hadrians *Animula vagula blandula* eine sentimentale Paraphrase von zwei vierzeiligen Strophen, *The Dying Christian to his Soul,* die er — nachdem er sie lange vorher dem Verleger Caryll geschickt hatte — 20 Jahre nach ihrem Entstehen als „warm aus dem Hirn“ einem fingierten Brief an Swift einfügt. Byron setzt dem Reim zu Liebe zu den fünf Versen des Originals einen sechsten, befleiſsigt sich im Übrigen aber bereits hier als Übersetzer jener Treue und Korrektheit gegenüber dem Original, deren Pope sich nicht rühmen kann, und die Byrons spätere Übertragungen aus dem Italienischen (Pulci und Dante) auszeichnen.

The Prayer of Nature ist durch Popes *Universal Prayer* angeregt. Dieses „Deistengebet“, wie es Johnson nennt, — *Deo optimo maximo* gewidmet 1738, 20 Jahre vor Voltaires Ferney-Kapelle — mochte dem von religiösen Zweifeln verfolgten jungen Byron einen Ruhepunkt gewähren auf seiner Flucht aus der düsteren Strenge des Calvinismus, der seine verschreckte Kinderseele mit unbarmherzigen Lehren von der Unzulänglichkeit der Reue und von ewiger Verdammnis zur Verzweiflung und Empörung trieb. Pope betet zum Allvater um Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Gut und Böse. Er betet zu Gott, dessen Tempel das All, dessen Altar Erde, Meer und Firmament. Er betet zur groſsen ersten Ursache, gleichviel ob Jehovah, Jupiter oder Herr genannt, zu ihm, der die Natur im Schicksal bindet, doch den Willen frei läſst. Und er schlieſst mit der Formel des Vater Unser. Byron fleht zum Vater des Lichts, daſs er ihm den Pfad der Wahrheit weise; zu einer Gott-Natur, deren Tempel Erde und Meer und der lichte Tag, deren unbeschränkter Thron der Himmel ist. Von hartherziger Priestersatzung rettet sich die Seele in ihrer Angst zum Vater, der sie einstens in seine Arme nehmen wird. Der Knabe hängt an dem Dogma, von

dem er sich frei machen möchte. Eine Sehnsucht treibt ihn, über seine Unsterblichkeitszweifel hinweg zu kommen.

Pope hatte sich seinen ersten Ruhm als Bearbeiter einheimischer Dichter geholt: Spensers, Cowleys, Wallers, Swifts, Chaucers. Respektlosigkeit vor dem Original vertrat in diesem Falle die eigene Originalität. Chaucers *House of Fame* wird zu einem *Temple of Fame* verfeinert und empor stilisiert und mit einem lehrhaften Schlufs versehen. Die Urwüchsigkeit einer halb naiven, halb visionären Phantasie, die das Original kennzeichnet, verschwindet unter einer Tünche trocken beschreibender Schilderungskunst. Auch auf dieser Spur folgt der siebenzehnjährige Byron seinem Vorbilde. Und die Dichtung, die er in Popeschen Reimpaaren paraphrasiert, ist — ein Stück aus Ossian, dem Träger der bodenständigen, dem Klassizismus polar entgegengesetzten Romantik (*Ossian's Address to the Sun in "Carthon"*). Aber was beinahe als heitere Ironie des Zufalls anmutet, ist nichts als eine folgerichtige Äufserung seines inneren Dualismus. Selbst an Popes Kunststück der doppelten Nachahmung (Horaz, Ep. 7 B. I in Swiftscher Manier) wagt sich der junge Byron. Und diesmal macht er es umgekehrt. Nachdem er seine überquellende Freundschaftsbegeisterung in einer Paraphrase der Nisus und Euryalus Episode (*Aeneis* B. IX) ausgeströmt, kleidet er den klassischen Mythus in eine vortreffliche Nachahmung der Ossianschen Manier (*The Death of Calmar and Orla*). Dabei fliefsen ihm unverkennbar persönliche Momente in die Feder. Orla, der braunlockige, stolze, finstere, todesmutig Häuptling von Oithona, ist zweifellos er selbst geschaut in der Verkleidung seines frühesten Heldentypus; der blonde sanfte Calmar, der sein ungeteiltes Herz dem Freunde gibt, ist Edlestone. So meldet sich, selbst wo er ganz nach bewährten Mustern vorzugehen meint, die individuelle Eigenart.

Schliefslich wandelte Byron schon als Schuljunge in der Spur Popes, des Satirikers und Kritikers. Bei einem Oberlehrerwechsel vergleicht er mit knabenhaft übertriebenem Pathos das Geschick Harrows dem Roms, als die Barbaren Caesars Sitz einnahmen (*On a Change of Masters at a Great Public School*, Juli 1806). Er schwingt seine Geifsel über das dünkelhafte Gelehrtenprotzentum philiströser Schulmachthaber (*Thoughts suggested by a College Examination*). Ein anonymer

Angreifer des eben verstorbenen Fox in der *Morning Post* reizt ihn, für den Toten einzutreten. So entsteht sein frühester Versuch in der politischen Satire (*On the Death of Mr. Fox*). Selbst in die Liebe, in der der Achtzehnjährige mit seiner unbändigen Vitalität und unbeschränkten Freiheit bereits ein vorzeitig Erfahrener ist, mengt sich der satirische Ton, ein Ton lachender Überlegenheit. Eine Spitze des Spottes oder kühler Selbstbeobachtung versetzt dem von Sentimentalität durchtränkten Empfinden den Todesstofs (*Lines to a Lady ... to meet her in the Garden; To Eliza; To the Sighing Strephon*). Schon in dieser Frühzeit meldet sich die Verquickung von Ernst und Humor, Betrübnis und Ironie, die, gereift, jene der humorlosen Popeschen Satire fast entgegengesetzte Eigenart Byrons bildet, das heitere Darüberstehen über dem widrigen Geschick, über eigener wie fremder Unzulänglichkeit, das Lachen, wenn die Tränen nahe sind. In den Briefen des Siebenzehnjährigen an Augusta, in denen er durch Schilderungen der elenden Jämmerlichkeit seines mütterlichen Heims sein Gemüt erleichtert, liegt bereits der Keim jener Kraft, aus der der *Don Juan* erwuchs. Halb blutet, halb lacht ihm das Herz. In der Freude an der eigenen Darstellungskunst überwindet er — für den Augenblick wenigstens — die Schmählichkeit des Erlebnisses. Und nicht anders geht es dem Leser.

Dies ist ein sehr wesentlicher Unterschied zu Pope. Ein anderer liegt in der Entstehungsart der Satire: bei Pope vorbedachtes, bis ins Kleinste erwogenes Verstandesprodukt mit haarscharf zugeschliffenem, wohlgezieltem, tötlich treffendem Pfeil des Witzes. Bei Byron überschäumender Affekt des Augenblickes, unkontrolliert auflodernder Impuls und von kurzer Dauer. Er empfindet es später als künstlerischen Mangel, dafs er gewissermafsen nur im Jähzorn satirisch sei und die Stimmung nicht halten könne. „Unglücklicherweise", schreibt er (9. November 1820) an Murray, „mufs ich mit einem Menschen böse sein, bevor ich sein wirkliches Bildnis zeichnen kann und mit Allgemeinheiten kann ich mich nicht abgeben."

Durch und durch Impulsmensch, hängt er immer vom Augenblick ab, in der Satire von der Entrüstung des Augenblickes. Sie dient ihm als Waffe gegen persönliche Angriffe.

Selbstgefällig zieht der Achtzehnjährige den Vergleich mit Pope, dem Opfer Carylls, als unter den Provinzhonoratioren in Southwell anmafsende Unfähigkeit sich ein abfälliges Urteil über seine Gedichte gestattet (*Soliloquy of a Bard in the Country*, Dezember 1806). Das Januarheft 1808 der Edinburgh Review mit der schmähsüchtigen, leichtfertig wegwerfenden Verurteilung der *Hours of Idleness* zeitigt *English Bards and Scotch Reviewers.* Wiederum konnte Byron auf Popes Vorgängerschaft verweisen. Sein „tadelloses Erstlingswerk", die *Pastorals*, waren von John Dennis, dem ersten Kritiker des Tages, in Grund und Boden kritisiert worden. Pope nahm an ihm seine Rache mit dem *Essay on Criticism*, das ihm selbst den Ehrenplatz unter den Klassikern sicherte. Byron, der irrtümlicherweise Jeffrey für den Verfasser des anonymen Artikels hielt, wollte es Pope mit den *English Bards* gleichtun.

Byron hat niemals erfahren, dafs in Wahrheit sein Dennis Henry Lord Brougham war, den er, ohne den Grund zu persönlicher Gehässigkeit zu ahnen, als Politiker und Juristen im *Don Juan* aufs schärfste mitnimmt, so sehr, dafs er mit einer Reise nach England rechnet, um einen Gang in Waffen mit ihm zu tun (1821). Mit Jeffrey hingegen gelang ihm Popes, lebenslange hafserfüllte Feindschaft nicht. In *Hints from Horace* (1811) gesteht er noch, er hätte auf der Stätte Ilions weniger Homers als Jeffreys gedacht. Aber als er nach seiner Rückkehr in ihm einen anerkennenden, gerechten Richter findet, überzeugt er sich, dafs Jeffrey nicht der sei, für den er ihn gehalten und vergilt das Lob, das ihm eine naive Genugtuung bereitet, mit einem edlen Ehrenzeugnis vor der Öffentlichkeit (*Don Juan* X 6).

Die schlechte Kritik der Edinburgh Review, von der Byron sich „als Autor in Atome zerstückelt fühlt" (an Hobhouse, 27. Februar 1808) traf ihn vielleicht am empfindlichsten durch die höhnische Gegenüberstellung seiner Leistung und der des zwölfjährigen Pope. Aber nachdem die erste Verzweiflung, Niedergeschlagenheit und ohnmächtige Wut überwunden ist, wächst ihm durch den Widerstand die Spannkraft. Die Rabenprophezeiung, dafs er es nie zu etwas bringen werde, mufs zu nichte gemacht werden. Was drei Flaschen Rotwein nicht vermögen, bewirken schon die ersten Verse: sein Blut kühlt

sich ab, da er der Extase des Hasses, der Verachtung, der Verdammung und Empörung ein Ventil in die Feder öffnet. Er nimmt seine Rache — voll, ganz — wie seit den Tagen Popes sie keiner und seither keiner mehr in der englischen Literatur genommen. Um Jeffreys, des vermeintlichen Angreifers willen, wurden die *English Bards* geschrieben. Aber einmal im Zuge, fliegen die Ohrfeigen nach rechts und links — gegen dichtende Schuster wie dichtende Lords. In all zu vielen Fällen ist das literarische Problem nur der Vorwand persönlichen Grolls. Das unbehinderte Vordrängen der Subjektivität galt in der Satire nicht nur für statthaft, sondern für pikant. Aber der Gebrauch, den Byrons jugendliche Vehemenz von diesem Vorrecht machte, ging über das Maſs des Gewohnten. Die Selbstverteidigung wurde unversehens zum Angriff. Der Junge, Unbekannte forderte die Gröſsen des Tages heraus. Anerkennung hat er nur für wenige der älteren Schule übrig, die sich noch näher zu Pope halten (Crabbe, Campbell, Rogers). Es muſsten noch etliche Jahre ins Land gehen, ehe Byron das schöne Wort schreiben konnte: Und merkt euch, daſs ein Dichter nichts verliert, wenn er den Brüdern ihres Wertes Vollmaſs zuerkennt (*Don Juan,* Widmung I, 8). *English Bards* war nach dem Muster der *Dunciad* gearbeitet. Aber man hat sie mit Recht eine umgekehrte *Dunciad* genannt. Pope fiel über die unbedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit her, Byron über die anerkannten Meister.

Für die Nachgeborenen gehört mit dem Anlaſs auch der stoffliche Inhalt der *English Bards* dem längst Vergangenen an. Das Hauptinteresse des Werkes liegt in seiner Nachgeschichte. Während Pope lebenslang an seinem Groll festhält und Dennis ihn „eine buckelige kleine Kröte“ nennt, ist Byron, obgleich ebenso reizbar wie Pope, doch nicht im mindesten nachträgerisch. Durch die Reiseeindrücke innerlich über die Vergangenheit gehoben, bedauert er schon 1810, *English Bards* geschrieben zu haben (an Dallas, 28. Juni 1810). Bereits in der zweiten Auflage (1809) war er — gleichfalls ein Gegensatz zu Pope — mit seinem Namen für sein Wort eingetreten. Die fünfte Auflage zog er aus Höflichkeit gegen die Hollands, in deren Haus er ein häufiger Gast geworden war, zurück. 1814 fand er bereits die Rache stärker als die

Herausforderung rechtfertige. „Dafs ich sehr jung war, mag andern als Entschuldigung gelten, aber nicht mir. Die beste Entgegnung auf jeden Tadel ist ein besseres Werk“ (an John Hamilton Reynolds, 20. Februar). Ehe er England für immer verliefs, traf er Vorkehrungen gegen eine Wiederveröffentlichung, wie sie kein Autor jemals entschiedener getroffen hat. 1821 empfindet er ein Zitat aus *English Bards*, das im Unterhause fällt, als Beleidigung. Die Welt bleibe dabei, ihm diese Dichtung ins Gesicht zu schleudern (an Murray, 6. Februar). In diesem Hinauswachsen über sich selbst liegt ein Hauptunterschied zwischen Byron, für den jedes Werk eine geistige Häutung bedeutet, und Pope, der immer derselbe bleibt.

Tatsächlich steht Byron an Universalität des Geistes wie der Lebenserfahrung jenem Vorgänger Popes näher, dessen Erneuerer der „Einsiedler von Twickenham“ sich nannte und von dem er das jambische Reimpaar übernahm: John Donne (1573—1631). Donnes Schicksale bilden wie die Byrons einen Roman. Aus einem glühenden Katholiken wird er der redegewaltigste Prediger der Hochkirche. Aus dem bunten Gewirr der grofsen Welt rettet er sich in ernster Seeleneinkehr in die heiter überlegene Gemütsruhe dessen, dem nichts Menschliches fremd geblieben und der das Leben überwunden. Donnes mannigfaltige und viel bewegte Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, die in seiner Dichtung bald in einer Art von manieriertem, leidenschaftslosem Idealismus ausklingen, bald in zynischer Frivolität, schaffen jenen Ton leicht verhüllter Geringschätzung, der in Pope und in Byron eine unmittelbare Fortsetzung findet. Donnes Satire hat einen weiteren Gesichtskreis und schöpft das Leben voller aus als die Popes. Das Persönliche macht sich in ihr minder ausschliefslich geltend, sie ist gegen die Gesellschaft minder ausfällig und mehr Gesellschaftskritik. Oft genügt die blofse Schilderung von Tageszuständen zu deren Verurteilung. Sie steht darin Byrons späterer Satire näher als die Popes. Vor allem aber besitzt Donne, was Pope mangelt und Byrons Dichterzeichen bildet: die gestaltende Phantasie und das hinreifsende Temperament, das über die gesamte Gefühlsskala vom Lachen zum Weinen, vom ätzenden Sarkasmus zur schmelzenden Empfindung verfügt. Die Zeitgenossen feierten Donne als den „König des Witzes“. Aber er ist in gleichem Mafse auch ein König des Mutwillens,

des Humors, der Gefühlsamkeit. Er hat seine eigene Melodie; er ist eine Persönlichkeit. De Quinceys schöne Charakteristik seines Wesens als wunderbare Verbindung von dialektischer Feinheit, majestätischer Leidenschaft, skeptischem Geist und orthodoxem Gefühl, ehrlicher Offenheit und köstlicher Unterhaltungsgabe könnte ebenso gut für Byron gelten. Auch darin stehen beide sich nah, dafs die Korrektheit der Form, deren Meister Pope ist, keinen von beiden sonderlich beschwert.

Byron kannte Donne. John Bells Sammlung *The British Poets from Chaucer to Churchill* (Edinburgh 1777—1794), die der Elfjährige bei Dr. Glennie in Dulwich mehr als einmal von Anfang bis Ende durchgelesen haben soll, enthalten auch Donnes Werke. In einem Liebesgedicht Donnes findet sich die von Byron mehrfach gebrauchte Metapher vom zerbrochenen Spiegel, dessen Trümmer das empfangene Bild vervielfachen. So ist es vielleicht auch kein Zufall, dafs Byron gerade den von Donne in 11 Strophen übertragenen 137. Psalm zweimal für die *Hebrew Melodies* bearbeitet hat. Eine vergleichende Studie dürfte vermutlich weitere Übereinstimmungen nachweisen.

Byron selbst war allerdings der Meinung — und des Willens — lediglich auf Popes Spur zu wandeln. Nachdem er in der Satire mit ihm gewetteifert, suchte er ihn auf dem Gebiet auf, wo er sein Bestes geleistet hatte: in der Horazparaphrase. Und konnten *English Bards* an Einheitlichkeit und künstlerischer Durchbildung sich auch nicht von fern mit der *Dunciad* messen, so stehen die *Hints from Horace* in ihrer Art würdig neben Popes *Imitations from Horace*, obwohl Pope hier in der Anwendung Horazscher Episteln auf moderne Personen und Zustände ein schlechterdings nicht zu Überbietendes leistet. Selbst aus unvermeidlichen Mängeln versteht er Vorzüge zu machen und noch den Bruch, der sich aus der Verquickung römischer Ideen und Bilder mit Gegenständen des modernen englischen Gesellschaftslebens ergeben mufste, zu geistreichen Wirkungen auszubeuten. So wird in der berühmtesten der *Imitations*, der Horazschen *Epistel an Augustus* (bei Pope an den Archivdirektor Fortescue gerichtet) unter äufserer Beibehaltung der gegebenen Situation der Sinn ins Gegenteil verkehrt. Horazens speichelleckerische Huldigung für Augustus, verwandelt sich, auf den englischen Georg II.

Augustus angewandt, in grinsenden Hohn. Alle die argen Schäden der Regierung werden einbezogen — despotisches Amtsverfahren, unanständige Öffentlichkeit höchster Familienzerwürfnisse, erbitternde Bevorzugung Hannovers, geringschätzige Vernachlässigung der englischen Litteratur — aber gehüllt in ein so dichtes Weihrauchgewölk, dafs die Mehrzahl einen Panegyrikus in denselben Versen liest, für die etliche Scharfsichtigere Pope vor Gericht ziehen wollen.

Byron sah in den *Hints* von der Satire ab. Er bezeichnet sie (8. März 1911 an Hobhouse) als englische Nachahmung der Horazschen *Dichtkunst*, ziemlich genau nach dem Original, aber vollkommen der modernen Poesie angepafst. Am 5. Juli nennt er sie eine Paraphrase von *De Arte Poetica* und wünscht, den lateinischen Text neben den englischen zu drucken, um dem Leser die Treue der Wiedergabe ersichtlich zu machen. Die *Hints* wollen demnach nichts anderes sein als ein Lehrgedicht, ein Vademecum für Künstler, eine Anleitung zur Technik des Dichtens, deren Regeln Byron als guter Popeschüler ein für allemal ohne Unterschied der Zeit und der Völker von den Alten geprägt glaubte. Das Lehrgedicht stand bei der jüngeren Dichtergeneration noch in vollem Ansehen. Byrons ältere Freunde, zu denen er damals noch aufblickte, Rogers und Campbell, hatten sich gerade auf diesem Gebiet hervorgetan. Der Stammbaum all dieser lehrhaften theoretisierenden Reflexionslyriker ging auf Popes *Essay on Criticism* zurück. Die kritische Wissenschaft wurde hier als Magd der Poesie gefeiert, der edle Kritiker, der das Feuer des Dichters schürt und die Welt lehrt, mit Verstand zu bewundern, der Theoretiker nahm eine ehrenvolle, ja, mitschöpferische Stelle neben dem Künstler ein. So meint Byron, der ja in zeitweiligen Anwandlungen die Dichtkunst nicht für seinen endgiltigen, mindestens nicht für seinen einzigen Beruf hielt, in den *Hints,* sich mit der Rolle des Schleifsteins bescheiden zu sollen, der, selbst unfähig zu schneiden, das Eisen anderer schärft (304). Nach dem Muster von Popes Übertragung anderer Horazscher Episteln wird die Epistel *Ad Pisones* „ins Englische“ übersetzt — nicht nur sprachlich, sondern auch in Bezug auf Zeit, Ort und Volk. Sie ist statt an die Pisonen an Hobhouse gerichtet (der sich aber nach Popeschem Geschmack unter dem klassischen Namen Moschus verbirgt). An Stelle Homers

„schlummert bisweilen“ Milton. Statt der griechischen Tragiker werden Shakespeare, Otway, Massinger beschworen. Übrigens folgt Byron der Horazschen Vorlage Schritt für Schritt, wie Pope, wenn er auch, gleichfalls wie Pope, das Recht der Texterweiterung in hohem Maſs in Anspruch nimmt (statt 476 Verse 814). Hier und da aber meldet sich, gleichsam hinterrücks, der eigene Genius. Horazens allgemein gehaltener Parallele zwischen dem Dichter und Maler giebt Byron durch die Beziehung auf eine bestimmte allen bekannte maſsgebende Persönlichkeit (Lawrence) einen konkreten Kontur. Aus Horazens: du wirst nichts tun wider den Willen Minervas (V. 65) macht Byron: doch muſst du auch etwas Genie haben! Es ist als kicherte das eigene Genie zwischen den Zeilen: Philister über euch! Aus Horazens Andeutung einer Lebensbahn wird ein persönlich, ja biographisch ausgestaltetes Kabinetsstück charakterisierender Fabulierkunst. Hier ist der Originaltext nur das Sprungbrett für den eigenen Geist, um sich kopfüber in heimische Fluten zu stürzen, in denen er mit sicherem Behagen plätschert und schwimmt. Ein selbständiger Theoretiker war Byron in den *Hints* ebenso wenig wie er in *English Bards* ein origineller Kritiker war. Übertraf er hier womöglich die eigenen Schmäher an Parteilichkeit und Subjektivität, so verharrte er in den *Hints* bei der theoretischen Konvention.

Byron bietet das in der Literatur vielleicht einzigartige Schauspiel eines Künstlers, in dem Theorie und Praxis in schärfstem Widerspruch selbständig nebeneinander herlaufen. Weder erwächst seine Theorie aus der Erfahrung, noch wird seine Praxis durch die Theorie beeinfluſst. Während er seinen Stolz darein setzt, die alte Tradition Nachkommenden zu überliefern, merkt er nicht, wie der junge Wein seines Genius schon in den alten Fässern rumort, bereit, sie zu sprengen.

Auf der ausgetretenen Bahn bleibt auch das zweite im Athenischen Kapuzinerkloster (1811) entstandene Werk: *The Curse of Minerva,* eine persönliche Satire, aber ohne subjektiven Anlaſs und dadurch von *English Bards* unterschieden, gegen die sie in Bezug auf Einheitlichkeit und geschlossene Kraft einen Fortschritt bedeutet. In dieser Invektive gegen Lord Elgin, den Räuber der plastischen Aus-

schmückung“ des Parthenon, ist Byron, was Pope stets vorgiebt zu sein: der Anwalt eines Volkes, der Fürsprecher der Menschlichkeit, der Richter des verletzten Völkerrechtes. Er kennt Lord Elgin nicht, er hat persönlich so wenig gegen ihn, dafs er nachher, als Elgins Freunde ihm dessen Wunsch nahelegen, von der Veröffentlichung des *Curse* absieht. In der Form ist das Gedicht altmodischer als die *Bards.* Byron greift auf die Göttererscheinung zurück und der Fluch, den Minerva ihm für seine Landsleute mitgibt, stammt geradeswegs aus der *Dunciad*: die Zerstörer ihres Heiligtums werden mit Stumpfsinn und geistiger Blindheit geschlagen.

II.

Mitten in Byrons selbstbefriedigendem Bewufstsein seiner überaus klassischen Dichtkunst spielt ihm sein eingeborener romantischer Genius, in der Sonne des Ostens zu selbständigem Leben erwachend, einen heimlichen Schabernack: Während er sich als überzeugter Jünger sicher und geborgen fühlt in Pope, dem Herrn, legt ihm seine Muse in echt Byronscher Ironie ein romantisches Kukuksei in das Nest seines Klassizismus. Wie er, nach London zurückgekehrt, die *Hints* als das Erträgnis der Reise vorweist, finden sich in seinem Koffer die von ihm ganz aufser Acht gelassenen zwei ersten Gesänge des *Childe Harold*, die ihn über Nacht berühmt machen.

Tatsächlich konnte es nur der nachtwandlerischen Unbekümmertheit des Genies verborgen bleiben, dafs die triebkräftigen Keime eines neuartigen, durchaus modernen dichterischen Empfindens bereits die konventionelle Gebundenheit des *Curse* durchbrachen: ein neues Naturgefühl und ein neues, internationales politisches Denken. Sie glichen den fackelanzündenden Genien, die allegorisch den Anbruch eines neuen Tages anzudeuten pflegen. War doch vom Standpunkt des Engländers Elgins Vorgehen durchaus tadellos. Mit Genehmigung der türkischen Regierung hatte er auf eigene Kosten die Ausgrabung der Kunstschätze durchgeführt, die er dann, tief unter dem eigenen Kostenpreis der Nation überlassen. Vom Standpunkt der Kunst liefs sich behaupten, dafs ohne Elgins Eingreifen der Menschheit vermutlich unersetzliche Werke verloren gegangen wären. Byron selbst hatte in *English Bards* (V. 1027 f. und Anmerkung) des Falles Elgin

bereits gedacht, damals ohne andere Bedenken als den Zweifel an der Echtheit der Funde, der zu einem geschmacklosen Scherz über die Lächerlichkeit des Interesses für verstümmelte Steine führte. Jetzt, an Ort und Stelle, als Augenzeuge des Eindruckes, den die noch fortgesetzte Verschiffung der freigelegten Bildwerke auf die Griechen macht, gewinnt er eine neue Ansicht über das britische Vorgehen. Er lernt, es aus dem Gemüt der Geschädigten, mit den Augen des andern Volkes betrachten. Die Schranken der Nationalität fallen vor den Ideen allgemeingiltiger Menschheitsrechte und Gesetze. Der ganze grofse Gegensatz des Einst und Jetzt baut sich auf zwischen Popes reinem Nationalismus und Byrons Weltbürgertum. Hatte er bei seiner damals schon entschiedenen politischen Stellungnahme auf Seiten der Opposition Pope neben sich, so begibt er sich mit seiner Zuwendung zu kosmopolitischen Idealen auf ein Pope fremdes Gebiet. Ein wunderbares Anknüpfen des Endes an den Anfang aber ist es, dafs Byron die Offènbarung dieser Ideen auf demselben Boden des alten Hellas empfängt, auf dem er 13 Jahre später für sie stirbt.

Den nämlichen Schritt vom Lokalpatriotismus zum Weltgefühl legt Byron auch in der Naturbetrachtung zurück. Pope kannte nur die englische Landschaft, die er in stilisierte Naturkonvention umsetzte. Aber der Gegensatz zwischen dem sefshaften Dichter der Themse und dem Weltenwanderer Byron berührt nur eine Seite ihrer Verschiedenheit. Eingreifender erscheint der Unterschied in ihrem persönlichen Verhältnis zur Natur. Pope vermag den Flufs, an dem er wohnt und den er besingt, nur auf einem eigens für seine Gebreste konstruierten Boot zu befahren, in dem er auf seinem Tragestuhl unter einer Glasglocke sitzt. Byron, der sich selbst ein amphibisches Wesen nennt, schwelgt im Wasser als dem geliebteren, fast heimischeren Element, er träumt und jauchzt in ihm, er kennt und bändigt es wie ein Leibrofs. Dieser physische Unterschied erscheint fast als Symbol ihres Seelenverhältnisses zur Natur. Auch in Popes Dichtung herrscht ein indirekter Verkehr mit der Natur, in der Byrons ein direkter. Einer von Popes Hauptlehrsätzen lautet: halte dich an die Natur, aber hüte dich, sie aus erster Hand zu nehmen. Ein Satz, der folgerichtig zu dem berühmten Paradoxon des

Essays on Criticism führt: *True wit is nature to advantage dressed.* In der Verfeinerung der Natur sollte sich der wahre poetische Geist zeigen. Die Verfeinerung kam einer Verallgemeinerung gleich und führte zur Unnatur. Nicht nur im Nirgendheim der Idylle, in dem alle Blumen zugleich blühen, wurde um das Einzelbild der abstrakte Dunstkreis einer literarischen Überlieferung gewoben. Selbst in *Windsor Forest* gebricht es der schlichten liebevollen Schilderung der Scholle an Lokalton, an individuellem Reiz Pope sublimiert die Natur zu einem Begriff, dessen Erkenntnis der Dichter sich bei Homer holen soll. Der Dichter bezwingt die Natur durch Beobachtung und indem er Mafs und Beschränkung in sie bringt (*Essay on Criticism*). Pope sagt von einem seiner Eklogenhelden, er sei nicht „bewandert" in der Natur (*skilled in nature, Autumn, or Hylas and Aegon*). Dieser Ausdruck ist für die ganze Schule bezeichnend. Man berauscht sich nicht an der Natur, man gibt sich ihr nicht hin, man lernt, sie mit Geschick verwenden. Als Theoretiker stellt Byron sich vollkommen auf diesen Standpunkt. Die Natur bietet dem Künstler nichts, was er braucht, fertig. Er mufs Licht, Schatten, Distanz hineinbringen. Der Himmel eines Gemäldes ist nicht der Naturhimmel, sondern ein Kompositum verschiedener Himmel zu verschiedenen Zeiten. Überdies gelangt die Natur zu ihren höchsten Wirkungen durch die Kunst. So sind z. B. die Dämme von Malamocco, die zu den Wogen sagen: bis hierher und nicht weiter! und Gehorsam finden, poetisch nicht minder erhaben als die Wogen, die sich an ihnen brechen. Und die Segelbote im Hafen von Konstantinopel vollenden erst dessen pittoresken Zauber (Zweiter Brief der Bowles-Controverse, (25. März 1821). Diese Beispiele sind dadurch so interessant, weil Byron sich in ihnen — ganz im Gegensatz zu dem, was er belegen will — als Erzromantiker enthüllt. Er schaut die Natur als reale Wirklichkeit und seine deskriptive Kunst — bezeichnenderweise kann er nur schildern, was er selbst gesehen hat — findet im Herausholen des Pittoresken ihre Stärke. Sie illustriert das Wort Friedrich Schlegels: „Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren." Eine solche Anschauung und Offenbarung war bereits die Schilderung des Sonnenuntergangs in den 54 ersten Versen des *Curse of Minerva,* die Byron, da

sie ihm selbst ersichtlich zu Schade waren, um sie mit dem *Curse* in seinem Schreibtisch zu vergraben, dem *Corsair* einfügte. Maler können danach zeichnen. Der *Genius loci* schafft in ihnen und doch leben sie von dem persönlichen Sensualismus des Dichters, der die im geniefserischen Studium von Lichteffekten gewonnenen visuellen Eindrücke sachlich wiedergibt, nachdem er sie dem Gedächtnis eingeprägt, wie Zeichner Geschautes in Skizzenbüchern festhalten.

Die Persönlichkeit des Dichters bleibt immer im Vordergrund. Sie bleibt immer das Mafsgebende, Schöpferische. Das All ist nur da, um ihr als Staffage zu dienen. Im Prinzip war das Reisegedicht *Childe Harold,* das an Landschaftsbilder Betrachtungen über Sitten und Charaktere, über geschichtliche Ereignisse und ethische oder künstlerische Pobleme knüpfte, nach Popeschen Grundsätzen geplant. Aber während in *Windsor Forest* der Dichter als Cicerone den Leser durch eine Wandel-Landschaftsdekoration führt, erleben im *Childe* beide miteinander die Wunder der Innen- und Aufsenwelt. Und das Erlebnis ist bei Byron dasjenige, worauf es ankommt. Nicht das Tatsächliche, was er sieht und hört, sondern wie er es sieht und hört. Die aktive Subjektivität ist alles. „Der Honig wächst nicht in der Blume“, sagt er im *Don Juan* (I, 217), „Es steht in deiner Macht, die Süfsigkeit einer Blume zu verdoppeln.“ Pope kennt noch keine Stimmungskunst. In Byron erscheint die romantische Stimmungskunst auf ihrem Gipfel.

Er selber weifs nichts oder nichts Rechtes von Romantik. In einem schwachen Gedicht der *Hours of Idleness* sagt er zu Gunsten der Wahrheit der Romantik ab als phantastischer Traumduselei und Schönfärberei. Und nun hatte er plötzlich selbst der Romantik, die freilich etwas anderes war als er in kindischem Unverstand gewähnt, den stärksten Vorstofs geleistet. Wie seinem Blut, ist er seinem Genius gegenüber machtlos, hilflos. Pope sprach von dem Pegasus, der in Zaum gehalten werden soll (*Essay on Criticism*). Ihm war die Poesie eine Kunst. In Byron ist sie eine Emanation und entzieht sich seinem Willen. In seinem Innersten mifsbilligte er den lauten Erfolg, den *Childe Harold* I, II gegen sein Kunstgewissen errang, aber sein Genius blieb der Stärkere. Er mufste sich ihm fügen. Sein Werk entfernte ihn von Pope, machte ihn

fast zu dessen Antipoden: Popes Begabung im Zeichen des Intellekts, mit dem Merkmal der Verstandesklarheit und des begrifflichen Erkennens, geht analytisch vor, steuert bewufst auf ein Ziel los und will nicht hinreifsen, sondern überzeugen, hat immer eine moralische Absicht und nur ausnahmsweise das Bedürfnis nach poetischer Verkörperung — eine Poesie ohne Enthusiasmus, deren Werke — gerade die bedeutendsten — für das moderne Stilgefühl vielfach aus dem Gebiet der Dichtung heraus und in das der Abhandlung fallen. Byron, der brillanteste Genius seiner Epoche — vieler Epochen — aus allen Poren Leben und Persönlichkeit und den Zauber romantischer Leidenschaft ausstrahlend, ganz Nervenmensch von subtilster Empfindlichkeit, der heroischen Geste fähig wie des hinschmelzenden Sentiments, ist eine Natur, die sich berauschen mufs, bald bestimmt durch Imponderabilien des Zufalls, bald durch die erhabene und unfafsbare Mystik, in die unser höchstes Erkennen taucht. Wo Pope Gedanken in gebundene Rede bringt, ist Byron durchglüht von Ideen, das heifst von inneren Anschauungen. Wo Pope grübelt, lebt Byron sich aus. Aber je weiter er in der Praxis von Pope abgetrieben wird, desto fanatischer bekennt er sich in der Theorie zu ihm. Die Zerknirschung über den unfreiwillig am Meister begangenen Verrat macht sich Luft in übertriebenen Selbstanklagen: das ganze neuere Dichtergeschlecht, Scott, Campbell, Moore, er selbst, seien auf dem Holzweg, irregeleitet durch ein falsches revolutionäres poetisches System. Er hat eigene Gedichte mit Pope verglichen und fühlt sich gedemütigt durch den unaussprechlichen Abstand in Bezug auf Sinn, Harmonie, Wirkung, ja, sogar Phantasie, Bilderreichtum, Leidenschaft und Erfindung. „Verlassen Sie sich darauf, damals war es Horaz, jetzt ist es Claudian. Und hätte ich noch einmal von vorn anzufangen, so würde ich mich dementsprechend modeln“ (an Murray, 15. September 1817). „Lesen Sie Pope“, fordert er (25. Januar 1819) den Verleger auf, „und die unvermeidliche Folge wird sein, dafs Sie alles verbrennen, was ich und alle die andern elenden Claudianer des Tages (Scott und Crabbe ausgenommen) jemals geschrieben haben.“ Angesichts der Mifserfolge der reifsten und eigenartigsten Werke seiner späteren Zeit schreibt er (20. Mai 1820) an Shelley: „Sie sehen, wie man Perlen vor

die Säue wirft. Solange ich den übertriebenen Unsinn schrieb, der den Geschmack des Publikums verdorben hat, klatschten sie Beifall, dafs es nur so dröhnte, und nun, da ich in den letzten drei oder vier Jahren wirklich etwas geschaffen habe, was man „nicht willig sollte sterben lassen", grunzt und schnarcht die ganze Herde und kehrt zurück zum Abhub, darin zu wühlen."

Ebenso an Isaac Disraeli (10. Juni 1822): „Gegenwärtig zahle ich die Strafe und büfse dafür, dafs ich beigetragen habe, den Geschmack des Publikums zu verderben, denn, so lange ich in dem falschen übertriebenen Stil der Jugend und der Zeit, in der wir leben, schrieb, zollte man mir Beifall und nun ich Besseres angestrebt und etwas geschrieben habe, das, wie ich glaube, das Prinzip der Dauer in sich hat, stehen Kirche, Kanzler und alle Menschen wider meine letzten Publikationen auf — selbst mein grofser Gönner Francis Jeffrey von der *Edinburgh Review.*"

Dieses wegwerfende Urteil trifft seine orientalischen Verserzählungen, und wenn Byron nicht immer als Kritiker glänzt, so hat in diesem Falle die Zeit die Klarheit seiner Selbsteinsicht bestätigt. Nur dafs die Mit- und Nachwelt ebenso viele Jahrzehnte brauchte, ehe sie von dem frenetischen Entzücken über die Epilien zurückkam, als der raschlebige Dichter Jahre.

Die Mode werdende Herabsetzung Popes, in der sich, nach Byrons Ansicht, der Zeitgeschmack das übelste Zeugnis ausstellt, hetzt den zur Übertreibung Geneigten ins andre Extrem. Er klagt sich nun öffentlich an, in seiner Praxis schmählich von Pope abgewichen zu sein. Und doch möchte er lieber mit allem, was er geschrieben, Koffer austapeziert sehen, als seinen festen Glauben an das preisgeben, was er für das Christentum der englischen Poesie halte, die Poesie von Pope. Auf die naheliegende Frage, weshalb er sich bei solcher Einsicht keiner korrekteren Dichtweise beflissen, findet er freilich keine Antwort als die, dafs es leichter sei, das Falsche zu erkennen, als das Rechte zu tun (*Blackwood Magazine*, 1819).

Er hatte Bowles, der an Popes Glorienschein zu rühren gewagt, schon in *English Bards* aufs heftigste angegriffen. Es war von dem ganzen Gedicht die Stelle, die er am wenigsten bedauerte, geschrieben zu haben. 1821 entschliefst

er sich nun, in die Fehde — die allgemach die literarische Welt in zwei Heerlager scheidet — einzugreifen. Er will wie ein Drache um sich hauen, bis er aus Bowles Dünger für den Gipfel des Parnass gemacht (an Moore, 9. Dezember 1820). „Es ist eine Sünde und verfluchte Schande, daſs Pope dessen bedarf. Aber die elenden Gaukler, die Dichter des Tages, erniedrigen sich selbst und leugnen Gott, indem sie Pope herunterreiſsen, Pope, den makellosesten der Dichter und fast der Menschen“ (*Quarterly Review,* Juli 1821).

Im ersten Gesang des *Don Juan* (vollendet November 1818) entwirft er den poetischen Dekalog: Du sollst glauben an Milton, Dryden, Pope (205).

Es hieſse eine komplizierte Seelenverfassung zu leicht nehmen, wollte man sie einfach als Sucht des Anderssein-wollens abtun. Byron hatte in der Tat von Pope zu lernen. Und was ihn zur Überschätzung Popes führte, war die Erkenntnis eben der Vorzüge, die er sich infolge seiner anders gearteten Natur nicht von ihm aneignen konnte. Ehrgeizige Seelen schlagen gewöhnlich zu höchst an, was ihnen unerreichbar ist. Wie Byrons Heldentypus sich gröſstenteils aus jenen Eigenschaften zusammensetzt, die er nicht besitzt, so ist Pope sein Dichterideal, weil er ihm in etlichem nicht gleichkommen kann. Den Ausschlag gibt dabei nicht, daſs Pope der stärkere kritische Kopf ist. Er hätte an Dryden einen stärkeren finden können. Auch nicht, daſs Pope der Formbegabtere ist. Ein so maſsgebender Formkünstler wie Swinburne zieht Popes Mustergültigkeit in diesem Punkt so sehr in Zweifel, daſs er einen Beweis für Byrons schlechtes Ohr darin sieht, wenn er Popes Vers als musikalisch empfunden habe. Dasjenige, was ihm mit Recht an Pope imponieren muſste, war das Gleichgewicht der Kräfte, die innere Geschlossenheit und Einheitlichkeit seines Wesens. Was uns heut als der unvergleichliche Reichtum Byrons erscheint, die wunderbare Mannigfaltigkeit seines Wesens — von zarter Liebenswürdigkeit bis zu zynischer Kälte, von naiver Zugänglichkeit bis zu schroffer Härte, vom lässigen sich treiben lassen zur energischen Anspannung unvermuteter Kräfte — dieses Ineinander von schwermutsvollem Schmachten und sehnsüchtiger Hingabe, von wilder Leidenschaft, dem „Wahnsinn des Herzens“, beiſsendem Hohn, spielerischem Tändeln, grübelndem

Ernst und lachendem Humor — mit einem Wort das Dämonische in Byron, bedeutete für ihn selbst die Unrast, die Unschlüssigkeit, das nimmer mit sich fertig Werden des stetig Wachsenden und sich Verändernden. In Pope leuchtete ihm der Vollendete vor, der mit 20 Jahren sein Meisterwerk geschrieben und auf gleicher Bahn verblieben war. Uns mag Byron der Unwiderstehlichere sein, weil bei Ihm ein Chor von Stimmen ertönt, während bei Pope eine Saite erklingt. Er selbst fand in dem Grofsen von Twickenham die Harmonie, die ihm der Sturm und Drang der eigenen Brust gar oft übertönte. Er selbst, ganz und gar — wie es im *Don Juan* heifst — ein Ding des Impulses und ein Kind des Gesanges (VIII, 24), litt unter dem Mangel einer eigenen überzeugenden philosophisch-religiösen Weltanschauung. Pope war ein selbständiger Denker — oder, richtiger, er hielt sich dafür und Byron wufste nichts von Bolingbrokes Moralwissenschaft, die Pope als Orakel übernommen, nachdem sie ihrerseits Plagiate an Leibnitz und andern begangen. Der *Essay on Man* war „ein System der Ethik in Horazscher Manier". Pope hatte sich dabei beruhigt und Bowles war in Byrons Augen ein Narr, es unphilosophisch zu finden.

Genau genommen, ist Popes Philosophie die Weisheit des Entsagenden, ein Ignoramusgeständnis. Es steht dem Menschen, diesem mittelmäfsigen Geschöpf zwischen Gott und Tier, nicht an, Gott auszuspüren. Das Höchste, was er vermag, ist der Versuch, sich selbst zu erkennen. Jede andere Philosophie ist Hochmut und Anmafsung. Aber ist der Mensch ein Tor, so ist Gott weise. Er, der alles im Weltall zum besten geordnet, hat auch ihm die seinen Fähigkeiten gemäfse Stellung angewiesen. Darum habe er selbst Nachsicht mit seiner Schwäche und strebe nicht über sie hinaus. Gott lenkt den Menschen durch den Instinkt. Er gibt ihm das Glück, das ihm in seiner Sphäre frommt. Richtig denken, heifst: sich unterwerfen. Alles, was ist, ist gut.

Weise Selbstbescheidung und Gelassenheit sprangen Byron als köstliche Früchte der Popeschen Schlufsfolgerung ins Auge. Ihm selbst war sowohl das philosophische Raisonnement als das philosophische Abfinden mit dem Gegebenen versagt. Er stiefs sich zeitlebens die Stirn wund an der ewig verschlossenen ehernen Pforte der grofsen Lebensrätsel; Pope beschied sich

bei dem Satze: die Zukunft ist dem Menschen zu seinem Heil verborgen. Cains und Lucifers Qualen, Byron nur zu wohl bekannt, löste ein Wort Popes: Unser Irrtum liegt im grübelnden Stolz. Menschen wollen Engel sein, Engel Gott und werden so Ankläger der Gottheit. Byron litt unter dem Zwiespalt seiner Kräfte und seines Wollens. Pope wufste, dafs Glück Übereinstimmung mit dem Befehl der Vorsehung ist oder Ergebung in ihn.

Zugleich aber war Popes Ethik kein System des Quietismus, von dem der Affektmensch Byron sich gleichgültig abgewandt hätte. Er las im *Essay on Man*: Geisteskraft ist Betätigung, nicht Ruhe. Er las von der „herrschenden Leidenschaft", die, angeboren, mit dem Menschen wächst, gegen die Vernunft und Erfahrung sich machtlos erweisen, der der Mensch in seinem Denken, Fühlen, Handeln nicht zu entfliehen vermag, die er jedoch mit Hilfe der göttlichen Vorsehung zum guten Zweck lenken kann. So wird der Mensch halb Gottes Puppe, halb selbst verantwortlich. Auch Byron war ein solcher halber Fatalist, abergläubisch in Dingen des Alltags, stets unter dem Gefühl der Vorbestimmung, und doch das Schicksal als „eine gute Ausrede für unsern eigenen Willen" bezeichnend (*Don Juan* XIII, 12). Aber für die Resignation, die schliefslich das Endergebnis der Popeschen Weisheit ist, stirbt Byron zu jung. Er lernt nicht, wie Pope, Glück und Unglück als eine Frage der Relativität beurteilen und Tugend und Laster als derselben Quelle entspringende, häufig in einander übergehende Eigenschaften.

Ähnlich verhält es sich in Bezug auf die Religion. Pope ist katholischer Deist von unbestimmter Form des religiösen Dogmas und seine Seele beruhigt sich dabei. Auch diese Beruhigung ist Resignation. Im Universum, dem Zusammenflufs aller körperlichen und geistigen Kräfte, in dem die Gottheit sich auslebt, ist der Mensch ein Atom. Bedenkt er, wie klein und unbedeutend der Einzelne ist, so schämt er sich, dafs ihn das Abscheiden eines so gerinfügigen Wesens wie er selbst überhaupt beschäftigen kann (an Steele, 15. Juli 1812). Daraus ergibt sich seine Todesbereitschaft. Byron kommt über die Rätselfrage: was dann? nie hinweg. Er leidet an seinem Unglauben wie an seinem Nichtwissen. Denn er ist vom Religionsverächter so weit entfernt wie vom

Gottesleugner. Zum Teil ist es das unfromme Wesen der Gläubigen, das ihn unter die Ungläubigen treibt. „Ich bin Platoniker, ich bin gar nichts“, schreibt er (3. September 1811) an Hodgson, „möchte aber lieber Pythagoräer, Anhänger des Zoroaster, Heide sein als einer von den 72 abscheulichen Sekten, die sich aus Liebe zum Herrn und Hafs gegen einander in Stücke reifsen.“

„Wer alles bezweifelt, kann nichts verneinen“, heifst es im *Don Juan* (XV, 88). Sehnsüchtig blickt er lebenslang nach einer überzeugenden Offenbarung aus. Was ist Wirklichkeit? Wer hat den Schlüssel zu ihr? Die Philosophie? Nein. Sie verwirft zu vieles. Die Religion? Ja. Aber welche ihrer Sekten? (*Don Juan* XV, 89).

Bei Pope findet er in der „heiligen Ekloge“ *Messiah*, einer Nachahmung von Vergils *Pollio*, eine allgemein gehaltene religiöse Stimmung und prophetische Begeisterung, die auch ihm in etlichen Stücken der *Hebrew Melodies* erreichbar wird. Pope bekennt sich zu einer Art Naturreligion, die in der Natur den Leib und in Gott die Seele des Alls verehrt. Der Mensch nimmt in diesem All keine Ausnahmsstellung ein. Die allerhaltende Weltseele verknüpft Gröfstes und Kleinstes; eine Liebeskette bindet Atom an Atom. Der Naturzustand wird ein Zustand der Einigkeit und gegenseitigen Neigung. Selbstliebe wird Nächsten-, wird Gottesliebe. In den 1816 entstandenen Dichtungen Byrons wird eine ähnliche Einfühlung in die Natur bemerkbar, die man gewöhnlich auf den durch Shelley vermittelten Einflufs Wordsworths zurückführt.

Das, worauf es in der Religion ankommt, ist für Pope der Lebenswandel. Zeloten mögen über Glaubensformeln streiten, der kann nicht im Unrecht sein, der im Rechten lebt. Alle, die die Menschheit beglücken, sind von Gott und „Ein guter Mensch ist Gottes edelstes Werk“ (*Essay on Man*). Mit dieser erbaulichen und beruhigenden Moralphilosophie kann Byrons ironische Skepsis nicht in die Schranken treten. Er kann nichts tun als sie annehmen. „Im Augenblick, wo er reflektiert“, sagt Goethe bei all seiner Bewunderung für Byron, „ist er ein Kind.“ Er selbst täuscht sich nicht über seinen Mangel an methodisch geschultem metaphysischen Denken. Er liebe die Weisheit mehr als sie ihn, sagt er

(*Don Juan* VI, 43) und durch den Mund seines Arnold (*The Deformed Transformed*) bekennt er: „Ich bin nicht für die Philosophie geboren, obgleich etwas in mir ist, was ihrer bedarf“ (I, 228). Miſs Milbanke gesteht er, daſs ihn metaphysische Untersuchungen nur verwirren; er sei davon durchdrungen, seinen Charakter nicht zu kennen, und stünde sein Leben auf dem Spiel, so könnte er nicht sagen, was seine herrschende Leidenschaft ist. „Ich glaube, die Umstände, unter denen ich gerade lebe, färben jeweilig auf mich ab“ (22. Oktober 1814). Sonderbar, wie Byron mit dem Eingeständnis dieses Mangels an Selbsterkenntnis Pope übertrifft, der z. B. den Epikureismus aufs schärfste verurteilt, ohne zu ahnen, daſs er selbst Epikuräer ist, und der sich im allgemeinen über den häufigen Zwiespalt zwischen seiner Philosophie und ihrer praktischen Betätigung keine Gedanken gemacht zu haben scheint; wohingegen Byron unmutig zu Lady Blessington äuſsert, seine Philosophie sei mehr theoretisch als praktisch. Sie sei nie zur Hand, wenn er ihrer bedürfe (335).

Childe Harolds Verhältnis zur Philosophie ist sein eigenes: „Betrachtung hielt ihn manchmal fest .... Doch auf die Wahrheit schauend, trübt schmerzend sich sein Blick“ (I, 27). Seine Spekulation ist mehr Gefühlssache als Schluſsfolgerung und seine Erkenntnis mehr Anschauung als Denkergebnis, mehr Intuition als Verstandesprodukt. Er philosophiert mehr mit dem Gemüt als mit der Vernunft.

Wir berühren hier den springenden Punkt des Unterschiedes zwischen Byron und Pope. Er drückt sich aus in zwei repräsentativen Eigenschaften: Geist und Phantasie. Pope ist der Typus des *wit,* unter dem seine Zeit den geistig Schaffenden wie den Schöngeist und den Witzkopf versteht, obzwar Dryden bereits in Bezug auf Donne die feine Unterscheidung gemacht: *the greatest wit though not the greatest poet of the nation.* Dies könnte auch von Pope gesagt sein. Byron aber ist der Dichter, Dichter vom Scheitel bis zur Sohle. Bei Pope ist die Poesie eine Sache der Gelehrsamkeit, der dialektischen Schärfe, der moralischen Absicht. Bei Byron wird sie Ausdruck der Phantasie und der Persönlichkeit. In der flammenden Glut seiner Einbildungskraft, in der Universalität seiner Persönlichkeit liegt der geheimnisvolle Zauber seiner dichterischen Individualität, dieses Komplexes scheinbar

unverträglicher Gegensätze, alle in gesteigerter Potenz, von einer feinsten Nerveneindrücken ausgelieferten Impressionabilität, vom Impuls des Augenblicks bestimmt und mit intuitiver Seherkraft ewiger Wahrheit nachtastend — eine einmalige Verkörperung des romantischen Genius.

III.

Dafs Byron nach seiner Rückkehr aus dem Orient (1811), als Lyriker, Erzähler und Herrscher der grofsen Salons von Beifallssturm umrauscht, sich bereits 1812 wieder der Satire zuwandte, zeugt jedenfalls für die Richtigkeit seines Ausspruchs, die Satire sei sein *forte* (an Dallas, 15. Juli 1811). Das Fragment *The Devil's Drive* (1813) und das kleine Opus *The Waltz* (1813), die in seinem Gesamtwerk keinen hervorragenden Platz einnehmen, bezeichnen nichts destoweniger Etappen auf seinem Entwicklungswege. Er versucht sich mit ihnen in der Gesellschaftssatire, dem Humor und nähert sich dem Plauderton des Gesellschaftsverses. Kurz die drei Momente, in denen seine Dichtung später jede andere hinter sich lassen sollte, finden sich in ihnen bereits beisammen.

Pope, einer der witzigsten Menschen aller Zeitalter, besafs so gut wie keinen Humor. Byron lernte von ihm als dem Schöpfer des *punning,* d. h. des Witzes, der in der unmittelbaren Nebeneinanderstellung von Gegensätzen besteht: des Pathetischen und des Burlesken, des Erhabenen und des Trivialen, des Bedeutenden und des alltäglich Geringfügigen, des Konkreten und des Abstrakten (*Rape of the Lock: he first the snuff box opened, then the case* IV, 126; *or stain her honour, or her new brocade* II, 107; *here thou, great Anne, ... doest sometimes counsel take and sometimes tea* III, 8.

Byrons Briefe, die in ihrer absoluten Ungezwungenheit und Lebendigkeit eine Vorstellung von seinem Gespräch geben, wimmeln von *puns,* Wortwitzen, *jeux d'esprit,* die, wie sie der Augenblick eingibt, bald epigrammatisch zugespitzt, bald boshaft, bald harmlos, bald von der Art sind, zu der der Berliner: au! sagt. In weiterem Sinn gehört in die Kategorie des durch Antithese entstehenden Witzes auch die Travestie (Don Juans Abschiedsbrief an Julia, der durch Seekrankheit unterbrochen wird, II, 18).

Während Popes Witz ausgesprochen dem Verstande entspringt, fliefst der Byrons aus dem Temperament. Er spielt ins Humoristische und darf sich folglich, ohne zu verletzen, an vieles wagen, was ihm sonst verwehrt wäre. Beiläufig sei übrigens bemerkt, dafs Popes ausgeprägte Vorliebe für Naturalia derbster Art, seine die Phantasie abstofsende Freude am Unappetitlichen in Byron ein zwar allerdings minder häufig auftretendes Gegenspiel am obszönen Witz hat, der nur durch die überlegene Flottheit und Grazie der Darstellung weniger auffällt.

Pope wollte eine scharfe Linie gezogen wissen zwischen dem Pasquillanten und dem Satiriker, den er stets auf den moralischen Kothurn stellt, als den Brandmarker der Schurken aus Pflicht gegen die Menschheit. Er schreibt einmal an Swift: „Sie nennen Ihre Satiren Pasquille; ich möchte die meinen lieber Episteln nennen“ (2. April 1733). In Wirklichkeit aber bleibt Pope mit seiner höchst persönlichen Satire im Pasquill stecken — mag er auch noch so nachdrücklich den Vers — und wäre es der fliefsendste — verfluchen, der ihm einen würdigen Mann zum Feinde machte (*Epistle to Dr. Arbuthnot,* 283).

Auch in Byrons Natur liegt etwas vom Pasquillanten. Zu Lady Blessington sagt er: „Wenn mich jemand angreift, setze ich mich hin und schreibe unter dem Stachel des Augenblicks all die *méchanceté* nieder, die mir durch den Kopf geht. Manche dieser Ausfälle, die mich unterhalten und die ich zu gut finde, um sie zu zerreifsen oder zu verlieren, hebe ich auf und sie sehen das Licht, wenn das Gefühl, das sie hervor rief, längst verflogen ist“ (245).

Ähnlich an Murray (6. Juni 1822): er zögere mit seiner Antwort auf die *Edinburgh Review.* „Denn gehe ich daran, so wird es mir schwer, nicht meinen Spott mit den Philistern zu treiben, indem ich ein oder zwei Häuser niederreifse, da ich, wenn ich einmal die Feder in die Hand nehme, sagen mufs was mir in den Sinn kommt, oder das Ganze wegwerfen.“ „Der graue Gänsekiel“ der *English Bards,* „seines Gedankens Sklave, seinem Willen gehorsam (*English Bards* 7), bleibt seine angeborene Waffe. Man hinterbringt ihm eine Äufserung Landors: er könne Byrons Gedichte nicht lesen. Byron merkt ihn also für „einen kleinen *coup de patte* bei nächster Ge-

legenheit" vor (Blessington 246). Im Ärger droht er selbst den Freunden mit einem Pasquill (zu Stanhope kurz vor seinem Tode in Missolunghi bei einem politischen Streit: „Ich werde Sie in Ihrem eigenen Blatt beschimpfen") — Drohungen, die er natürlich nicht ausführt.

Einige wenige von Byrons Pasquillen stehen an Kraft grimmigster Leidenschaft nicht gegen Popes schärfste Ausfälle zurück, z. B. *A Sketch*. Man möchte es eine Art Bravourstück des Hasses nennen. Die bis zum Paroxismus gesteigerte Erbitterung findet so vollkommen den ihr entsprechenden Ausdruck, dafs der Wutausbruch — gleichviel ob berechtigt oder nicht, ob an einen unwürdigen Gegenstand gewandt oder nicht — zum Kunstwerk wird. Rogers, Canning, Frere finden, Byron hätte nie Besseres hervorgebracht (Murray an Byron, *Letters and Journals* III, 278). Der Vergleich des *Sketch* mit Popes Invektiven auf Lady Mary Montague, in denen er, halb lächerlich, halb widerlich, den Geifer des abgewiesenen Liebhabers gegen die ehedem Angebetete speit, ist schon darum unzutreffend, weil im *Sketch* das Geschlecht keine Rolle spielt. Im Verhältnis zur Frau ist wohl überhaupt zwischen Pope und Byron keine Parallele zu ziehen. Pope mit seiner traurig verkümmerten Leiblichkeit, der wie aus Rache den schmähsüchtigen Satz prägt: jedes Weib ist im Herzen ein Wüstling (*On Women*), und Byron, der Angeschmachtete, Angebetete, in dessen Frauengalerie kein weiblicher Typus fehlt, haben schlechterdings nichts mit einander gemein.

Verhältnismäfsig selten in Byrons Satire ist das zur Quintessenz feiner Bosheit destillierte und sublimierte Gift, die haarscharf zugeschliffene Tücke (ein glänzendes Beispiel der Absatz über John Scott im zweiten Brief über Bowles, 25. März 1821). Der Dichter steht in kalter Überlegenheit über dem Fall, den er behandelt, und weckt im Leser die Überzeugung, sein Urteil sei das unbedingt richtige, er vertrete den idealen Standpunkt gegenüber einer unzureichenden Wirklichkeit. Schiller bezeichnet (*Naive und sentimentale Dichtung* 193) den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit als den Inbegriff des Satirischen). Die Vertretung einer höheren Realität, der Wahrheit, hebt die Satire über die blofse Negation empor und gibt ihr etwas Positives, das Freude auslöst. In dieser Gattung ist Pope Meister (z. B. *A Letter*

to a Noble Lord. On Occasion of some Libels propagated at Court 1732—3). Die kritische Schärfe, die Treffsicherheit, der Kunstbau der Sprache muten uns an wie ein verschärfter Lessing. Die Quintessenz der Verachtung wird in der formvollendeten Schale Etiquette-beflissener Demut mit dem Lächeln des Hohns kredenzt — in einer Vollendung, vor der es die Waffen strecken heifst.

Aber es gibt noch eine Möglichkeit, der Satire eine positive Seite abzugewinnen: die stärkere Möglichkeit des Humors. In ihr ist Byron Meister. Und auf diese Seite seines Wesens fällt billigerweise ein um so stärkerer Nachdruck, als eine zeitlang über dem sentimentalen Modedichter, der einer Generation „der Napoleon der Poesie“ war, der launige, der übermütige Temperamentsmensch übersehen wurde, der in Byron steckt — der „Prinz Heinz“, wenn man so sagen darf, der königliche Naturbursch, auf den sein Gröfstes und Eigenartigstes in der Dichtung zurückgeht.

In Pope verbarg sich ein Kobold. Er liebte es, seine Freunde mit affenartigen Streichen zu ärgern. Etwas Verwandtes findet sich in Byron. Aber er ist der unendlich Gutmütigere. Der Schalk sitzt ihm im Nacken. Er kann das Necken nicht lassen, und der seiner allzu raschen, gewandten Zunge stets zu Gebot stehende Witz pfeffert den Spafs (z. B. die gewöhnliche Umschreibung von Hobhouses Erstlingswerk *Miscellany* als *Misselling any*). Im Gespräch ist er kurz angebunden, und wenn er auch nicht eben herausfordert, bleibt er doch, herausgefordert, nichts schuldig. Aber sein Scherz schont sich selbst so wenig wie die Freunde. Und darin liegt alles. Nachdem ihm einmal Hobhouse lange nicht geschrieben, schickt er ihm (Juni 1818) seine im Namen des Kammerdieners Fletcher abgefafste Todesanzeige, eine rücksichtslose Selbstpersiflage von so köstlichem Humor, drastischer Ironie und Echtheit, so treffend in der Nachahmung des Stils, der Orthographie und Denkart des Bedienten, dafs man die brillante Laune spürt, in die Byron sich während dieses Briefes hineingeschrieben haben mufs, während er an Hobhouse dachte, von dem es in den *Hints* heifst: wenige, die ich kenne, vermögen ein Gelächter so zu geniefsen (V. 341).

Byron ist ein guter Freund, hilfsbereit und neidlos. Mit Hobhouse, der in heiteren und bösen Tagen, daheim und in

der Fremde und über den Tod hinaus unentwegt zu ihm gestanden, verbindet ihn die loyalste Hochschätzung. In Brighton hat er ihm bei einem seiner Badeabenteuer auch einmal mit eigener Gefahr das Leben gerettet. Aber als ihn — noch dazu während Hobhouses Wahlkampf, der ihn vorübergehend sogar nach Newgate bringt — der Neckteufel packt, kann er der Abfassung einer sarkastischen Scherzballade (*My Boy Hobbie,* 1820) nicht widerstehen und ihr Spott wird um so wirksamer, je köstlicher sie gemacht ist. Auch noch zeigen mufs er sie, und sie macht im Londoner Freundeskreis die Runde. Byron weifs, Hobhouse wird es ihm nie verzeihen, aber er kann [nicht anders. Schliefslich kommt die Ballade durch eine jener in Byrons Leben so typischen „unverschuldeten" Indiskretionen in die Zeitung. Aber nun läfst Byron von dem Beleidigten einen der gröbsten Briefe über sich ergehen, die ihm je vorgekommen, und als eineinhalb Jahre später Hobhouse unerwartet im Palazzo Lanfranchi erscheint, erschüttert die Freude Byron bis zu Tränen und sein Abschiedswort ist: „Du hättest nicht kommen oder dableiben sollen". Wie grundverschieden ist dieses Lächerlichmachen eines Freundes von Popes Addisonpamphlet (Atticus in der *Epistel an Dr. Arbuthnot*), dem kläglichsten Denkmal des Zerwürfnisses mit einem alten Freund, das Pope vier Jahre nach Addisons Tod veröffentlicht.

Der unwiderstehliche angeborene Hang, die komische Seite der Dinge zu sehen, ist, da ihn Byron mit Hobhouse teilt, kein dauernd trennendes Element, sondern eher ein Kitt der Freundschaft. „Einen Zyniker nach meinem Herzen", nennt Byron ihn einmal zu Lady Melbourne (7. Mai 1813), als er mit ihm einen Bürgerball besucht, um sich an seinen Bemerkungen zu ergötzen. Und wie Pope in seinem Twickenham in einem Mittelpunkt des Klatsches der grofsen Welt safs, so verschmäht auch Byron die „Neuigkeiten" nicht. Zu Lady Blessington sagte er: er habe "die gefrorenen Maulwurfshügel des *High Life* in seine Werke hinübergenommen und für seine Gefühle die allgemeinen Gefühle benützt" (337). Ein andermal erklärt er, der Skandal habe etwas Pikantes, er sei eine Art Cayennepfeffer für den Geist. „Ich gestehe, ich habe ihn gern, besonders wenn die besondern Freunde sein Gegenstand sind" (104).

Er vermag das witzige Aufspüren des Lächerlichen aber auch zu genieſsen, wenn die Unterhaltung auf seine Kosten geht. Die gelungene Parodie seiner Dichtart in den *Rejected Addresses* der Smiths entzückt ihn.

Keine Art der Heiterkeit bleibt ihm fremd. Zeitlebens haftet ihm ein Schimmer von Lausbubenmutwillen an. Wenige Tage vor seinem Tode trifft er eine Veranstaltung, um Parry, eine sehr wichtige Persönlichkeit seines Stabes, die sich vor Erdbeben fürchtet, durch das Rollen leerer Fässer zu foppen. Seine Freude an derben Späſsen mag die Fähigkeit erklären, zeitweilig in niedriger Gesellschaft mittun zu können. Vom Bubengekicher bis zum grausigen Gelächter gespenstischer Ausgelassenheit ist ihm jede Äuſserung der Lustigkeit bekannt. Medwin berichtet seine Gewohnheit, tonlos in sich hinein zu lachen und sein hysterisches Lachen, „von dem das Herz nichts weiſs", den lauten Galgenhumor auf der Heimfahrt von Shelleys Einäscherung, einen dämonischen Frohsinnsrausch ohne Fröhlichkeit (vgl. *Giaur* 858: *such ghastly mirth From joyaunce ne'er derived its birth; Corsair* II, 1052: *Strange though it seem yet with extremest grief Is linked mirth — it does not bring relief*). Es ist ein Wesensmerkmal von Byrons Satire, daſs sie lacht. Und sie beherrscht alle Register vom dämonischen Auflachen bis zu den höhnisch gekräuselten Lippen und jenem feinen überlegenen Lächeln, in dem das ernste Gemüt spöttische Miſsbilligung äuſsert. Von Byrons Satire gilt, was Dryden von sich sagt: „Ich habe nur über die Torheiten mancher Menschen gelacht, da ich gegen ihre Laster hätte deklamieren können, und die Tugenden anderer habe ich so offenherzig beurteilt wie ihre Fehler (*Absalom and Achitophel, Pref.*). Byron besaſs das „schöne Herz", dem, nach Schiller, allein die spottende Satire gelingen kann, ohne in Frivolität zu verfallen (*Über naive und sentimentale Dichtkunst,* 196).

Für diesen lachenden Spott hat Byron die entsprechende Kunstform gefunden im Plauderstil. Sein Ausgangspunkt war auch darin Pope — wenn nicht Horaz, dessen „zierliche Nachlässigkeit und unmethodisches Geplauder uns wie ein Freund wahrste Ideen auf die leichteste Weise zuführt" (*Essay on Criticism.* 653). Unbehindert durch die steife Bürde des Reimpaars, dem Pope geschmeidigen Fluſs und feine Pointierung

abzulocken versteht, erreicht Pope in einigen seiner Horaz-Episteln einen echten Gesprächston, der Vertraulichkeit mit Haltung, idiomatische Echtheit mit musikalischem Klang des Ausdrucks vereint.

Einzelne kleinere Stücke Popes (*The Basset Table, The Challange*, Kabinetbilder einer Kartenpartie, eines Hofballes) können geradezu als frühe Beispiele des *vers de societé* im heroischen Versmaſs gelten, das hier zum Beleg wird für Popes Regel, im Vers solle der Klang ein Echo des Sinnes sein (*On Criticism*). Popes Höflichkeitsstil mit seiner gezierten Unnatur, seinen geschraubten Redewendungen werden im *Rape of the Lock*, „dieser doppelt verfeinerten Essenz des Witzes und der Phantastik", wie ihn Hazlitt nennt, zur Milieuschilderung. „Das *couplet*", schrieb Pope (2. Juli 1706) an Walsh, „ist für die Natur, was die Schminke für die Schöne". Als eine Zeit kam, in der die Schminke kein unerläſslicher Toiletteartikel der schönen Frau mehr war, schien auch Popes Stil auf Stelzen zu gehen — wie elegante Rokokkodamen. Nichts desto weniger mochte Byron, der selbst für seine Neigung, im Vers zu fluchen, Popes Beispiel in Anspruch nimmt, von Popes Plauderstil keine unwesentliche Anregung für den Schlenderschritt der *Hints* empfangen und für den Gesprächston im allgemeinen, zu dem er, ins Familiäre modernisiert, schon vorher einen kecken Anlauf genommen. Die *Lines written to Mr. Hodgson, on Board the Lisbon Packet, Falmouth* (June 30th 1809), sind eine von übermütiger Reiselaune getragene, ebenso lebendige als drastische Schilderung des Abfahrtswirrwarrs. In dem freien, durch das rasche Tempo ausgezeichneten Metrum tauchen bereits die bizarren, ausgefallenen Reime auf, deren Fülle späterhin die Routine seines Gesellschaftsverses kennzeichnen (*cab in — Mab in*; *Jesus — squeeze us*). Und auch das ironische Lachen als Lebensprinzip wird hier bereits verkündet (*But since Life at most a jest is, As philosophers allow, Still to laugh by far the best is, Then laugh on — as I do now*). Wie viel besagt dieses im Impuls des Augenblicks hingeworfene Bekenntnis des Einundzwanzigjährigen, der soeben im Begriff steht, die literarische Pose des lebensüberdrüssigen *Childe* anzunehmen. Welcher lautsprechende Beweis für die Wahrheit seiner Bemerkung im *Don Juan*: Ich habe keine tränenselige Muse (II, 16).

Humor und Grazie sind die beiden Haupteigenschaften der Byronschen Satire in ihrer Reife. Beide melden sich bereits in *The Waltz* und *The Devil's Drive.* Das Londoner Milieu, von dem Pope im *Lockenraub* ein „Rokokkobildchen in zierlichster Filigranarbeit" herausgeschnitten hatte, wird von Byron bereits in diesen Jugendwerken zur Gesamtheit des öffentlichen Lebens geweitet und der Kritik unterzogen. Noch fehlt im *Waltz* die weltmännische Leichtigkeit und Überlegenheit des *Don Juan*, aber schon hier — und noch mehr im *Drive* — herrscht das Bestreben, aus der Einseitigkeit einer Kaste, der sogenannten guten Gesellschaft herauszukommen. Im *Waltz* vermeidet sein ironischer Humor die naheliegende Gefahr durch die Verpönung eines Modevergnügens heuchlerisch oder predigerhaft moralisierend zu wirken. Der vorgebliche Verfasser ist ein beschränkter weltfremder Landjunker, der in London als Mann von Welt auftreten will und aus einem bestürzten Gegner des Walzers dessen begeisterter Lobredner wird, obzwar er in Anbetracht des Einflusses, den der sinnenaufreizende Tanz auf seine Frau und Tochter übt, dazu keinerlei Veranlassung hat. Byron war, wie viele Zeitgenossen, von Widerwillen gegen den neuen Tanz erfüllt, wahrscheinlich nicht, wie man ihm aufgemutzt, weil er selbst nicht tanzen konnte — denn da hätte seine Gehässigkeit sich ja gegen jeden Tanz wenden müssen —, sondern aus ästhetischen Gründen. Nach den gewohnten Rokokkotänzen scheint der Walzer unendlich derb und ausgelassen gewirkt zu haben. Ob in einem Hause Walzer getanzt wurde oder nicht, stempelte dessen moralischen Charakter. In Devonshirehouse, dessen Herrin, Duchess Elisabeth, eine Bischofstochter war, durfte nicht gewalzt werden, in Melburne House, wo Caroline Lamb das Regiment führte, wurde gewalzt, bis Byron den Kehraus machte. „Bitte, tanzt Annabella Walzer?" erkundigt er sich bei Lady Melburne und fügt hinzu: „Es ist eine sonderbare Frage, aber für mich ein sehr wesentlicher Punkt" (28. September 1813).

Im *Drive* kommt zur Gesellschaftssatire die Teufelsgroteske, eine Verquickung von Phantastik und kräftig geschauter Realität, deren Stammbaum vielleicht auf den *Lockenraub* mit seinem Sylphenapparat zurückgeht.

The Waltz ist noch im heroischen Reimpaar geschrieben. *The Drive* in Jamben mit wechselndem Reim. In Italien gelangt Byron dann zu jener virtuosen Stilsicherheit und Meisterschaft der Form, für die Schwierigkeit und Schwerfälligkeit nicht mehr vorhanden sind. Pope nannte den Ausdruck das Gewand des Gedankens (*On Criticism*). Vom *Beppo* an werden für Byron Ausdruck und Gedanke eins.

Pope erklärte „gut schreiben“ für das Hauptmeisterwerk der Natur“ (*On Criticism*). Er verstand unter gut schreiben etwas anderes als Byron, vielleicht das Entgegengesetzte. Von seiner Korrektheit und Sorgfalt im Bau des Verses, in der Anordnung der Teile und ihrem Verhältnis zum Ganzen, kurz in der Tadellosigkeit der Form hat Byron am wenigsten von Pope gelernt. Aber er bemeistert die Kunst, die Mannigfaltigkeit der Welt und die Fülle des Seins im Vers aufleben zu lassen. Was Byron Hookham Frere, was er den Italienern verdanke, ist Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen. Neben den zu Pope führenden Fäden kommt in Betracht, dafs er die *Epistel an Augusta* (1816) bereits in *Ottave Rime* geschrieben hat, während *Monks and Giants* erst 1817 erschienen. Übrigens wurzelt auch diese phantasievolle Burleske im *Lockenraub,* aber die Harmlosigkeit des biedern Whistlecraft, die rein humoristische Absicht Freres, steht sowohl Pope als Byron so andersartig gegenüber, dafs nur von einer rein formalen Einwirkung auf *Beppo* die Rede sein kann. Diese Anregung ist von Byron selbst bezeugt (an Murray 12. und 13. Oktober 1817). Sie bezieht sich auf den Konversationsstil in der *Ottava rima,* worin Byron seit dem *Beppo* rasch zu unbedingter Freiheit gelangt. 1818 schreibt er an Hobhouse von *Don Juan* „im Beppo- und Pulcistil“ (11. November): „Verzeih, dafs ich Pulci an zweiter Stelle nenne. Es ist ein Versehen — *Ego et Rex meus*“. Moore kündigt er (Oktober 1821) *The Vision of Judgement* an „im Pulcistil, von dem die Narren in England glauben, Whistlecraft hätte ihn erfunden. Er ist so alt wie die italienischen Berge“. Aber wenn auch Byron scheinbar von Italien noch mehr empfing als Goethe, so hat, genau betrachtet, die italienische Sonne doch nur die Keime gereift, die er aus der Heimat mitbrachte. Sein Dichten war eben ungleich mehr eine Sache des Genius als der Nachahmung.

Der Plauderstil mit den charakteristischen Digressionen, Einschaltungen, Beiseites, Zwischenbemerkungen und Nachworten entstand nicht mit dem *Beppo,* sondern wurde in ihm nur zu spielerischer Leichtigkeit weiter entwickelt. Als Erzkoketterie berührt freilich inmitten dieser Schaumschlägerei von Burleske und tiefstem Ernst, munterem Geplauder und schärfster Satire, Träumerei und Wirklichkeit der Ausruf: „Ach, besäſse ich die Kunst des leichten Stils!“

Aber vielleicht ist er Byron ernst. Vielleicht fühlt er, um wie viel „leichter“ er noch werden kann. *The Vision of Judgement* zeigt ihn auf seiner Höhe (1821). Dem Wesen nach ist er hier derselbe Pasquillant wie in seiner Erstlingssatire. Sein dreifacher Haſs auf Southey — eines seiner Lebensgefühle —, der Haſs auf den mutmaſslichen persönlichen Verleumder, den langweiligen und unfähigen Dichter und den politischen Renegaten, gibt an sich nur den Gegenstand zu einer höchst subjektiven Satire. Aber auf der jetzigen Stufe seiner Entwicklung wird daraus ein selbständiges Kunstwerk. Southey ist Byrons Colley Cibber. Wie Pope sich nach einem persönlichen Zwist mit seinem Hofpoeten gegen ihn in einen Haſs verrennt, dem kein Hohn genugtun kann, und schlieſslich den ursprünglich zum König der *Dunces* gewählten Shakespearekommentator Theobald entthront, um Cibber an dessen Stelle zu setzen, so ist Byron von den *English Bards* zum *Don Juan* unerschöpflich an Southeybeschimpfungen. Southey ist ihm, was das rote Tuch dem Stier: die Verkörperung der Heuchelei, des *cant.* Er schreibt die Travestie der gleichnamigen Dichtung seines Todfeindes in einem Furor der Entrüstung. Aber seine Verse übersetzen die Wut ins Heitere. Sie athmen nur lächelnde Geringschätzung. Er tobt nicht mehr gegen seinen Widersacher, er macht ihn nur lächerlich. Er macht ihn unmöglich. Von persönlicher Fehde ist nicht mehr die Rede. Aber wie Cervantes „Spaniens Ritterschaft hinweglächelte“ (*Don Juan* XIII, 11) so wird Southey lächelnd vernichtet, tot geschlagen. Und dabei entsteht ein Kunstwerk, dem in seiner Art nichts an die Seite zu stellen ist. Der Satiriker ist überwunden durch den Dichter. Seine Phantasie zertritt den Angegriffenen wie einen Wurm. Sie bezwingt aber auch als siegreicher St. Georg den Drachen der eigenen

Leidenschaft. Und sie bezwingt den Leser. Er geniefst das Kunstwerk, die sprühende Laune, auch wenn er von Byrons Fehde mit Southey nichts weifs oder wenn sie ihm gleichgültig ist. Goethe erklärte die *Vision* für "sublim" und fand, Byron habe sich darin selbst übertroffen. Sie ist erfüllt von einem geistigen Fluidum, das sich dem Leser mitteilt, der freilich die Fähigkeit haben mufs, auf den leichten Ton einzugehen und zwischen den Zeilen zu lesen. Wer schwerfälligen Sinnes am Buchstaben klebt, wird leer ausgehen.

Man könnte dieses Fluidum als Seelensubstanz der heiteren Muse bezeichnen, die sich mit dem verneinenden Geist vermählt und so die romantische Ironie zeugt: die Synthese von Leidenschaft und Humor, Bitterkeit und göttlichem Übermut, Empfindsamkeit und Verstand. Sie ist Vergängliches, geschaut durch das Gefühl des Ewigen, Allgemeines, begriffen durch die Persönlichkeit, Einzelnes, gemessen am Ganzen, Reales, durchdrungen von Phantasie, Galle, gelöst in Schalkheit, Bitternis, gelöst in Humor. Sie gehört dem Starken zu, den das Leben nicht unterkriegt. Und seine im Regenbogen schillernde Muse schwebt leichten Fufses dahin, alle Erdenschwere scheint in ihren Versen überwunden. Der Vorgang, die Erfindung der *Vision* ist arm. Das Motiv des Vorlesens stammt aus der *Dunciad* (allerdings mit entgegengesetzter Wirkung; dort schläft alles ein, hier flieht alles) Engel und Apostel, menschlich geschaut und prächtig individualisiert in Holzschnittmanier, Satan mit einem Anflug Mephistophelischen Humors (und einem fast wörtlichen Anklang: es gehe den Menschen so schlecht, sagt der Teufel, dafs er sie getrost sich selbst überlassen könne).

Das Entstehungsjahr der *Vision* (1821) ist das Jahr der Fehde mit Bowles. Während Byron sich als Popes unwürdiger Schüler anklagt, hat er ihn in Wirklichkeit auf seinem eigensten Gebiet weit überflügelt. Und dies ist fast wörtlich zu verstehen; Byrons Pegasus ist Apollos Flügelrofs, Popes hat keine Schwingen.

Wie von der *Vision* eine Linie zurückführt zur *Dunciad*, so vom *Don Juan* zum ausgeführtesten Charaktertypus, den Pope geschaffen: zum Martinus Scriblerus. Der Scriblerusklub war unter Königin Anna das Stelldichein der geistreichen Köpfe (Bolingbroke, Swift, Gay, Pope). Dort besprach man

Tages- und andere Fragen und machte sich über die Dummköpfe lustig. Nach der Auflösung des Klubs schafft Pope unter dem Namen Scriblerus einen literarischen Don Quixote-Typus, in dem er etwas vom Gelehrten, etwas vom Philosophen und etwas Geheimnisvoll-Verdächtiges zusammenbraut. Eine von Pope, Swift und Arbuthnot geplante gemeinsame Satire in Cervantesscher Manier, *The Abuses of Human Learning,* gelangt nicht zur Ausführung. Aber Popes Beitrag *The Life, Works, and Discoveries of Martinus Scriblerus* geben den Kern für eine Gestalt, die als fingierte kritische Autorität Popes Sprachrohr für eigene Ansichten, für Angriffe, Erörterungen, und Verteidigung eigener Werke wird und in Anmerkungen zu Popes andern Schriften sein Wesen treibt. Ihm legt Pope das schöne und wahre, mehr auf Byron als auf ihn selbst passende Wort in den Mund: Ein universaler Genius ersteht kaum einmal in einem Zeitalter, aber wenn er ersteht, erstehen in ihm Heerscharen (*Of the Art of Sinking*). Und von keinem Byronschen Werk gilt dies mehr als vom *Don Juan.*

Der Gegenstand der Popeschen Satire ist im Scriblerus, in dessen Lebensgeschichte — wie in der des Tristram-Shandy — die Geschicke des noch ungeborenen Helden einen unverhältnismäfsig breiten Raum einnehmen, das Aufbauschen und Blähen des Geringfügigen, Unbedeutenden zu ungebührlicher Wichtigkett. Scriblerus wird Kritiker, weil er die Kunst besitzt, Geringfügiges zu hohler Wichtigkeit aufzublasen. Sein Hauptwerk, *The Art of Sinking in Poetry*, ist eine ironische Anleitung zur Poesie, ein umgekehrtes Dichtrezept, die Ironisierung herrschender schriftstellerischer Geschmacksverirrungen und herrschender literarischer Übelstände. Hiermit ist bereits ein entscheidender Gegensatz zum *Don Juan* gegeben. Pope verdichtet und konzentriert bestenfalls im *Scriblerus* seine Satire. Er geht über das literarische Gebiet nicht hinaus, er gibt nur einen Teilausschnitt des Lebens und verbindet mit seinem zu diesem Zweck erfundenen Helden eine satirische Absicht. *Don Juan* bedeutet einen Aufschwung und eine Erweiterung der Byronschen Dichtung ins allgemein Menschliche; sie setzt sich um den Kern eines durch die Volkspoesie von Jahrhunderten geweihten menschlichen Urtypus an, der keine Satire, sondern eine — von Byron schon

(*Childe* III, 9) ausgesprochene Wahrheit verkörpert: dafs das Herz niemals alt wird.

Es war keine Vermessenheit, wenn Byron sagte, *Don Juan* sei ein Epos in demselben Sinne, wie es die *Ilias* für Homers Zeit gewesen (Medwin 200). Und doch war es nicht Pose, wenn er gleichzeitig an Murray schrieb: „Wie können Sie etwas ernst nehmen und sich darüber ereifern, was nie ernst gemeint war? Können Sie glauben, dafs ich jemals etwas anderes beabsichtigte als zu kichern und andre kichern zu machen? Eine heitere Satire mit so wenig poetischem Gehalt als sich machen liefs“ (2. August 1819). Beide Aussprüche sind wahr und kennzeichnen die Doppelseitigkeit des wunderbaren Werkes. Wäre Byron über die breitausgesponnene Jugendperiode seines Helden hinausgekommen, hätte er zum mindesten noch dessen Entwicklung zum reifen Manne schildern dürfen, so träte der grofszügige ethische Charakter des Werkes wesentlich entschiedener hervor. Die vorhandenen 16 Gesänge sind bei aller Mannigfaltigkeit der Lebensschilderung eben doch nur ein Fragment, ein Anfang, wenn auch — ganz abgesehen von ihrer dichterischen Einzigartigkeit — reichster Besitz als Kulturausdruck einer Epoche. Der Held war — wie Byron am Eingang aufmerksam macht — nichts als ein Vorwand für die epische Schilderung des Zeitalters, nicht aus dem Gesichtswinkel eines Volkes, sondern aller Kulturvölker. So wenigstens lag es in Byrons Absicht: eine Erschliefsung der menschlichen Natur in der Fülle menschlicher Zustände durch ein dichterisch sehendes, empfindendes, denkendes Ingenium von höchster und vielseitigster Originalität. So grofs war diese Originalität, dafs die Mehrheit des Lesepublikums sich im Laufe von hundert Jahren noch nicht ganz an sie gewöhnt hat.

Shelley, der im I. und II. Gesang ein Meisterwerk der Portraitierkunst menschlicher Natur bewunderte, „hingemalt in den ewigen Farben von Menschheitsgefühlen“, fragt: „Wo haben sie alle diese Geheimnisse gelernt? Ich möchte dort in die Schule gehen“ (26. Mai 1821). Byron hatte sie in sich gefunden und sie nur benützen gelernt. Als genialer Egozentriker war ihm aus der Icherkenntnis die Erkenntnis der Menschen aufgegangen. Als der universale Vollmensch, der mehr erlebt, erleidet und schafft als die meisten anderen, als der

Weltmann im gröfsten Sinn, d. h. als einer, der mehr gesehen und erfahren als der Durchschnitt, hatte er mit betrachtendem Geist Gegenwärtiges wie Vergangenes und ein wenig vom Zukünftigen erhorcht. Er hatte den Einzelfall zum Typus erhoben. Und die Form, in die er die Gesamtheit menschlicher Lebenserfahrungen gofs, war der Humor in allen seinen Spielarten. Der Humor, dem alles — selbst der Tod — lacht (IX, 11) und dem das Leben mit all seinen Einschlägen von hohem Ernst, schwärmerischem Gefühl und fleifsigem Streben — ein Schwank ist —, die menschliche Komödie als Seitenstück zur göttlichen. Dieses spielerische Lachen wischt die Verbitterung wie die Gemeinheit des Lebens hinweg. „Der Don, der über alles lacht, wird kein Mädchen verführen", schrieb Byron an Murray (25. Dezember 1812). Aber voll begreifen und geniefsen wird ihn nur der Leser, der mitzulachen versteht.

IV.

War Byron uneingestandenermafsen bereits im *Don Juan* der Kritiker seines Zeitalters, so trat er offiziell als solcher auf in *The Age of Bronze* (1822) und *The Prophecy of Dante* (1819). Nichts, sagt Swinburne (*Essays* 257), ist in Byron so bewunderns- und staunenswert als der Umfang und Spielraum seiner Kräfte. Immer neue Arbeitsgebiete und Wege hätten bei längerem Leben Gelegenheit geboten für immer neue Stoffe, Betätigungen und Triumphe." In diesen beiden vollendeten Werken hochpathetischer Gedankendichtung tritt Byron wieder als ein Neuer vor uns hin. Dem Inhalt nach fallen sie hauptsächlich in das Bereich der politischen Satire — Satire im Sinne Popes genommen, der die Bezeichnung auf jedes theoretisch betrachtende Gedicht ausdehnt, auch wenn es der höhnischen Spitze entbehrt. Byron, der gewöhnlich mehr gibt, als er selbst weifs, nennt *The Age of Bronze* eine „Tagesrevue" (an Leigh Hunt, 1822). Es dürfte sich kaum eine treffendere Bezeichnung finden für diese prächtige Dichtung gröfsten Stils, in der Byron bereits wieder über den Einflufs Freres und der Italiener hinaus ist und zum Popeschen *couplet* zurückkehrt. Aber der „Überblick" ist zugleich tiefster Einblick. Zwei Ereignisse geben dem Jahr die Prägung:

Napoleons Tod und der Kongrefs von Verona. So entsteht die Zweiteilung des Gedichtes.

Byron, von Jugend auf voll lebhafter Teilnahme an den politischen Vorgängen und unfähig, seine Meinung zurückzuhalten, war — im Gegensatz zu Popes diplomatischer Vorsicht — schon lange auch der politische Rebell. Wo Pope wie eine Katze auf Samtpfoten vorgeht, springt Byron an wie ein Panther. Pope wahrte als Oppositionsmann wenigstens äufserlich eine gewisse Loyalität gegen das Herrscherhaus und der ölige Höflichkeitsstil seines Zeitalters kam ihm bei ihrem Ausdruck zu Hilfe. Wenn er in *Windsor Forest* seine gichtische dicke Königin Anna der Diana verglich, nahm man es ohne weiteres für bare Münze. Spricht hingegen Byron von dem abgelebten fetten Prinz-Regenten als Adonis, so liegt der Hohn offen zutage. Freilich hätte die wuterfüllte Schmähsucht, mit der er (*Windsor Poetics*, 1813) den Regenten anfiel, der ihn persönlich ausgezeichnet hatte, zu keiner Zeit einer Zweideutigkeit Raum gegeben. Ein Jahr später fand Byron selbst sie „zu *farouche*“ (an Moore, 12. März), was nicht hinderte, dafs er keinen Einspruch gegen ihre Veröffentlichung (Paris, Galignani, 1819) erhob. Anläfslich der *Lines to a Lady Weeping*, die bei ihrem ersten Erscheinen (ohne Namen, *Morning Chronicle* 17. März 1812) unbeachtet geblieben, setzte er mit äufserstem Starrsinn gegen Murrays Vorsicht ihre Aufnahme in den *Corsair* (1814) durch. „Was hätte der arme Pope darum gegeben, hätte er das auf seine *Epistel an Augustus* herabbeschwören können“, schreibt er auf die Nachricht, dafs die *Lines* im Parlament zur Sprache kommen sollen. Aber die Genugtuung über die Wichtigkeit, die man ihm beimifst, wird teuer erkauft durch die allmählich zum Zusammenbruch führende Erschütterung seiner Machtstellung in der vornehmen Gesellschaft.

Selbst in diesen persönlichen Angriffen auf den Regenten, den speziellen Kumpan des Teufels (*Drive*), den eiteln alten Mann (unterstrichen, *Condolatory Address to Sarah Countess of Jersay* 1814) ist das Betonen von Eigenschaften, die gewissermafsen nur das Privatleben betreffen, die Ausnahme. Den Wertmesser wie den Gegenstand bildet die offizielle Persönlichkeit. Moore, der 1813 den *Two Penny Postbag* veröffentlicht, neigt zum Gegenteil und sein Bestreben, unter-

haltlich zu wirken, bringt eine gewisse Oberflächlichkeit mit sich. Er macht Tagesvorfälle lächerlich, ohne durch Geist oder Kraft der Persönlichkeit gröfser zu erscheinen als die Kleinen, die er zertritt. Byron konnte sich keine bessere Folie wünschen als Moores banale saft- und witzlose Satiren, die ihm so genial als beifsend erscheinen.

Niemand ist abhängiger von Stimmungen als Byron und niemand hat von der Kindheit bis ins Mannesalter in zäherer Beharrlichkeit an politischen, religiösen, sozialen Grundsätzen festgehalten. Er macht darin kaum eine Entwicklung durch. Daher seine unerbittliche Strenge gegen jeden Gesinnungswechsel, der unbarmherzig als Renegatentum gebrandmarkt wird. Seine ausgesprochene Kriegsgegnerschaft, die ausschliefslich Selbstverteidigung statthaft findet, wenn höchste nationale Güter auf dem Spiele stehen, macht auch für den Siegesjubel von Leipzig und Waterloo keine Zugeständnisse. In *Childe Harold* III wird Morat verherrlicht und Waterloo mifsbilligt. Dort fielen 15000 Mann wider Tyrannen für eine gerechte Sache wie bei Marathon. Hier wurden sie dem Ehrgeiz rivalisierender Machthaber geopfert. Im *Age of Bronze* apostrophiert er das „höcht blutige und zwecklose Waterloo“, halb aus Versehen gewonnen, halb durch Verrat (223). In *The Devil's Drive* findet der Teufel auf dem Leipziger Schlachtfeld alles in so vortrefflicher Ordnung, dafs er nichts weiter zu tun hat. Dafs England sich in den Kriegen gegen Napoleon als Bollwerk des Despotismus betätigt, verletzt Byrons internationales Gefühl für Völkerrecht wie seinen Nationalstolz und widerstrebt seinem romantischen Heroenkult Napoleons, zu dem es ihn magnetisch zieht wie eine innere Verwandtschaft. Pope kennt keine Heldenverehrung. Er nennt Cromwell „verflucht zu ewigem Ruhm“. Byrons Napoleonbewunderung hält selbst der Enttäuschung Stand, dafs seine „kleine Pagode“, als sie von ihrem Postament stürzt, nicht zu sterben weifs. Und nachdem nun im Tode die letzten Schlacken von ihm abgefallen und von dem einsamen Grabe in St. Helena nur die rein menschliche Wehmut ihr mildes versöhnliches Licht herüberstrahlt, entwirft Byron in der ersten Hälfte des *Age of Bronze* das schwungvollste und zugleich politisch feinstumrissene Bild Napoleons, des Königs der Könige, der doch ein Sklave von Sklaven war. Himmel und Erde

ruft er an als Zeugen seiner Herrlichkeit und gedenkt jenes Totenbettes im fernen fremden Land, auf dem, von wenigen Getreuen umgeben, ein Grofser dieser Erde, einsam sterbend, von seinem Kinde träumt — eine Darstellung, ergreifend wie die Vorahnung des eigenen Sterbebettes. Aber auch der Glockenton einer tiefen sittlichen Überzeugung klingt an: Napoleons Prometheusgeschick verkündet eine grofse Lehre: Tue nicht unrecht. Bonaparte hätte der Washington verratener Welten werden können.

Byron trat wie Napoleon das Erbe der Revolution von 1789 an, Pope war der Mann von 1688, der Repräsentant des Aristokratismus, der nach kurzer Erschütterung als herrschende Macht Vorschriften des guten Geschmacks, der Moral und Lebensart gibt. Pope verkündet Ordnung und Einigkeit als den Endzweck jeder Regierung. Auf die Regierungsform kommt nichts an. Das am besten verwaltete Land hat die beste Regierung. Wer gegen die Gesetze der Ordnung ankämpft, sündigt gegen die ewige Ursache (*Essay on Man*). Popes politische Satire wendet sich dementsprechend weit weniger gegen ein Regierungssystem als gegen einzelne politische Persönlichkeiten. Bei Byron ist das Gegenteil der Fall. Zwar macht auch er einen und den andern Vertreter für das Ganze verantwortlich. So verfolgt er Castlereagh, das Reptil, die Schlange, den geistigen Eunuchen, den Blutsauger und wie die Titel alle heifsen mögen, die er ihm beilegt, mit leidenschaftlicher Wut. Selbst auf den Toten sausen noch die Keulenschläge nieder. Castlereagh hat ihm persönlich nie etwas zu Leide getan. Es ist das Prinzip des Despotismus, das er in ihm verabscheut — wie in Metternich, dessen geistreiche weltmännische Liebenswürdigkeit ihn bei persönlicher Bekanntschaft — ganz abgesehen von Metternichs Byronbegeisterung — wahrscheinlich in hohem Grade angezogen hätte.

Jeder Despotismus in jedem Volk ist der Gegenstand seines geschworenen unumwundenen Abscheus (*Don Juan* IX, 24). Und in Verona sieht er gewissermafsen jeden Despotismus jedes Volkes durch einen Abgesandten vertreten — eine freche Schaustellung schamloser Korruption, dreister Unfähigkeit und verlogener Heuchelei. Er will womöglich die Steine lehren, sich gegen die Tyrannen der Erde zu erheben (*Don Juan* VIII, 135). Und doch ist Byrons Begriff politischer Freiheit weit entfernt

von Radikalismus, den er nur für eine andere Form des Despotismus hält. „Ich wünsche den Menschen frei, vom Pöbel wie von Königen, — von dir wie mir“, sagt er (*Don Juan* X, 25). Seit seiner Cambridger Studentenzeit ist er unentwegter Whig. Und da ihm die Politik „Gefühlssache“ ist, vermag er sich unter dem Toryministerium nicht zu „torifizieren“ (an Murray, 22. Januar 1814). Seine Entrüstung in den Jahren des Exils gilt weniger dem stiefmütterlichen Mutterland als dem Toryland, dessen schändliche Regierung jeden anständigen Menschen zum Rebellen mache (an Kinnaird, 26. Oktober 1820), dessen Presse die abgedroschene Phrase von dem glücklichsten und bestregierten aller Länder weiter abdruckt, während in Wirklichkeit ein von Unfrieden zerrissenes, verarmtes Land gleich sehr unter verwegenen Demagogen wie unter der herzlosen Regierung leidet und die beängstigende Zunahme der Machtstellung des Geldes, die ins maſslose anwachsende Geldgier entsittlichend wirkt. Im *Age of Bronze* erhalten die Rothschilds — *banker* — *broker* — *baron* — ihren Hieb, der Schwindel des Papiergeldes wird erörtert und die alles bestimmende Rücksicht auf die Rente bietet Anlaſs zu einer kunstvollen Steigerung mit siebenfachem Reim. Pope hatte mit philosophischer Ruhe den Nutzen und Schaden des Reichtums erwogen (*Of the Use of Riches, Moral Essays*).

Im Groſsen und Ganzen ist Byrons Liberalismus der seines Lara: er hob den Niedrigen, daſs er den Stolzen beuge (898). Seine Verbindung mit dem Radikalen Hunt ist von vornherein ein Miſsgriff. Das unterdrückte irische Volk, für dessen Religionsfreiheit er 1812 im Oberhaus das Wort ergreift, wird 1821, als es bei einem Empfang Georgs IV. in Dublin seine knechtische Gesinnung bekundet, mit einem Hagelschauer zorniger Verachtung überschüttet (*The Irish Avatar*). Daſs er seine Jungfernrede im Parlament zu Gunsten der aufständischen hungernden Weber in Nottingham gehalten, hindert ihn nicht, zehn Jahre später entschieden gegen die aufkommende Reformpartei Stellung zu nehmen, ebenso wie sein Despotenhaſs ihn nicht hindert, in Griechenland, als er handelnd in die Politik eingreift, ausschlieſslich als Vertreter der Regierung tätig sein zu wollen, mit aller ihm zu Gebot stehenden Autorität auf Ordnung und Gesetz zu dringen und den Wunsch nach fremdem Militär mit einem tüchtigen Führer zu äuſsern

(an Hobhouse, 16. Oktober 1823). Dieser praktische Einschlag, die Fähigkeit den einzelnen Fall im Gesichtswinkel seiner speziellen Erfordernis zu betrachten, bewahrt seinen Kosmopolitismus vor aller Verstiegenheit der Illusion. Das Posasche Ideal der Weltfreiheit, das ihm von Harrow bis Missolunghi vorleuchtet, wird immer fester, immer konkreter umschrieben, je reifer er wird. Im *Curse of Minerva* (99) mahnt er sein Land an die Verpflichtung, die jeder Vorrang auferlege, in Italien erwacht er selbst zum Bewufstsein einer Ritterpflicht gegen das fremde Volk in Not. Dieses persönliche Eintreten für die aufs Schild erhobene Idee fehlt bei Pope gänzlich. Es stellt Byron in ein ganz anderes Licht. In das Licht einer verklärenden Romantik.

Hat schon der pathetische Schwung des *Age of Bronze* nichts gemein mit der Satire im eigentlichen Sinn, so ist dies noch weniger der Fall in *The Prophecy of Dante* (1819), dem in Terzinen geschriebenen Gastgeschenk für Italien, einer im Namen des Florentiners zusammengestellten Übersicht seiner politischen Leiden und literarischen Grofstaten, mit dem Ausblick auf die Erlösung, auf die Freiheit, die kommen mufs durch ein Zauberwort: *Unite!* Byron hat nichts Gröfseres, Edleres geschrieben als diese von feierlicher Würde und dem tiefsten Geist der Betrachtung durchglühten Verse, in denen zugleich der Puls persönlicher Leidenschaft schlägt, denn oft vergifst er Dante und spricht in eigener Person. Aber die Subjektivität, die sich hier geltend macht, ist, wo sie am sensitivsten zuckt, vom Leiden anderer bewegt, mehr als von eigenen; sie verliert sich in mystische Inbrunst und schwebt empor in erhabener Weihe. Byron hatte, wie Pope, wenig Erfindung. Er setzt der *fiction* die Wahrheit entgegen. „Ich schreibe immer am besten, wenn mich die Wahrheit begeistert. Meine Satiren, die auf Wahrheit beruhen, haben mehr Geist in sich als alle andern Werke, denn sie wurden *con amore* geschrieben" (Blessington 242). In der Fehde mit Bowles versucht er, *fiction* mit Lüge zu umschreiben: Wenn das Wesen der Poesie Lüge sein mufs, so werft sie den Hunden vor. Wer Poesie mit Weisheit und Wahrheit verbindet, ist der einzige wirkliche Dichter im rechten Sinne: der Schöpfer, der Macher. Diese Wahrheitsbegeisterung trägt die *Prophecy.* Sie ist das Ideal des didaktischen Gedichtes, das ohne ausgesprochen

belehrende Absicht durch seinen ethischen Gehalt an sich erhebend und läuternd wirkt. In den *Hints* gab Byron die Ansicht des Horaz weiter, daſs es für den Dichter ein doppeltes Augenmerk gebe: er müsse entweder gefallen oder bessern. Aber die Menschen belehren, sei das wertvollere, besonders wenn es geschehe, ohne daſs sie es merken. Späterhin läſst Byron keine Wahl mehr zu. „Wer könnte in Abrede stellen“, heiſst es im zweiten Brief über Bowles, „daſs die ethische oder didaktische Dichtung die höchste Gattung der Poesie sei und Pope der moralischeste Dichter der zivilisierten Welt?“ In Wirklichkeit war Byron, als er dies schrieb, durch Pope über Pope hinaus gelangt. Im *Don Juan* belehrte er die Menschen, ohne es sie merken zu lassen, in der *Prophecy* erhob er sich in dithyrambischem Schwung in eine lyrische Gefühlssphäre, in der die Persönlichkeit zu heroischer Gröſse und prophetischer Erhabenheit emporwuchs, ohne in kalte Rhetorik zu verfallen: Ichdichtung, die durchgedrungen ist zum Ausdruck der Allgemeinheit. Byrons romantischer Individualismus ist in vieler Hinsicht die Reaktion auf Popes harmonische Korrektheit, die so häufig das Künstliche an Stelle des Natürlichen setzt, wo sie zur Einfachheit und Wahrheit der Natur zurückzukehren meint. Aber der Popesche Klassizismus legte diesem stürmischen Individualismus den Zügel an und gab ihm dadurch seinen endgültigen Charakter.

Am wenigsten tiefgreifend wirkt Popes Einfluſs auf den Dramatiker Byron. Er beschränkt sich auf die allgemeine klassische Einstellung, die die Vorbedingung der Bewunderung Alfieris war. Nach diesem Muster schafft Byron die historischen Dramen, nachdem er im *Manfred* das typische romantische Drama von freier Erfindung und stärkster Subjektivität geschaffen — traumwandelnd, ohne Vorstellung seines Wertes (an Kinnaird, 31. März 1817: „ich möchte nicht, daſs es veröffentlicht wird, wenn nicht Mr. Gifford meint, daſs es etwas taugt“). Aber obgleich Byron sich in der Vorrede zum *Sardanapal* (1821) mit jener Entschiedenheit zu den klassischen Regeln des Dramas bekennt, mit der er für eine unpopuläre Sache einzutreten pflegt, — („etwaige Fehler liegen am Architekten, nicht an der Kunst“) — hält er das Gesetz der Einheiten nicht mit absoluter Strenge ein. Die Schicksalstragödie streift er nur im *Werner*. Hodgson erklärt er die unerläſsliche

Notwendigkeit einer tragischen Schuld des Helden zur Hervorbringung von Furcht und Mitleid im Zuschauer, worin der Endzweck der tragischen Dichtung liege (12. Mai 1821). Doch verschmilzt die tragische Schuld ganz nach moderner Kunst- und Lebensauffassung mit dem Fatum, dem der Mensch durch seinen angeborenen Charakter unentfliehbar verfallen ist. Sardanapal, Byrons durchgearbeitetste, modelierteste, menschlich interessanteste Gestalt, geht an seiner Passivität zu Grunde, Marino Faliero an der unbezähmbaren Hitze des Blutes, die kein Alter dämpft (die aber allerdings auch die Folge eines prophetischen Fluches ist, V. 231). Im Herausarbeiten der „herrschenden Leidenschaft", die dem Helden zum Verhängnis wird, geht die menschliche Rundung der Gestalt verloren. Sie erhält etwas flaches, Einseitiges, der Trieb artet aus in die fixe Idee (z. B. der alte Foscari, das verkörperte Staatsprinzip, der junge die verkörperte Anhänglichkeit an die heimische Scholle, mit Ausschaltung aller der Neben- und Gegenkräfte des Gemüts, die einen menschlichen Charakter ausmachen). Mit der lebendigen Profilierung büfsen diese Helden an menschlicher Teilnahme ein. Sie bleiben uns fern gerückt. Sie werden nicht als Teil von uns empfunden. In Popes Geringschätzung des Theaters findet Byron für die eigene Abneigung, die in letzter Linie doch auf ein nicht bühnenbürtiges Talent deutet, den klassischen Beleg. Die dramatische Spannung seiner Tragödien ist gering, die Verzahnung der Motive nicht dicht genug, man erfährt Tatsachen und Wirkungen, die man nicht werden und wachsen sieht. Bei aller Tragik fühlt man sich in diesen Vorgängen der Geschichte so wenig vom Weltgeist angeweht, wie bei Alfieri, dem Byron in Bezug auf Einfachheit und Strenge des Stils nacheifert (Tagebuch 22. Oktober 1822). Und da er beobachtet, dafs das Poetische im engeren Sinne mit dem Dramatischen nichts zu schaffen hat, dafs Alfieri keine einzige, genau genommen, „poetische" Stelle enthält und Racine kaum eine (zu Medwin, *Conversations* 108), so zwingt er sich, die Diktion tunlichst zur gewöhnlichen Sprache herab zu drücken (an Murray, 4. Juli 1821). Dieser Zwang wird künstlerisch nicht überwunden. In *Marino Faliero* ist die Sprache an manchen Stellen steif und geziert, und gegen diese stechen andere als hochtrabend und pompös ab in unverkennbarer Nachahmung der im klassizistischen Drama üblichen Tiraden (II, 1, 244 ff.

zehn Fragesätze hintereinander; III, 4, 15 ff. sechs abhängige Zwischensätze). Dafür ahmt Byron aber auch mit Glück die Prägnanz und Knappheit gewisser schlagender Antworten nach. Er findet in Alfieri „vier Worte, die Bände reden“ — die Stelle des *Don Carlos*: *Vedesti*? *Vedi.* — *Udisti*? *Udi* (Medwin 110). Nach diesem Vorbild frisiert er z. B. die Antithese im *Marino Faliero* (V, 1, 34); Israel Bertuccio: *I die and pardon thee.* Philip Calendaro (ihn anspuckend): *I die and scorn thee.* Das berühmte *Qu'il mourût!* des Corneilleschen *Horace* glaubt man herauszuhören im Zuruf Angiolinas (V, 1, 379): *Then die Faliero! Since it must be so.* Auch lernt Byron von Alfieri die Liebe als keine tragische Hauptleidenschaft, nur mit Maſs und strenger Zurückhaltung ins Drama einführen (an Murray, 4. Januar 1821). So ernüchtert der Klassizismus im Drama Byrons leidenschaftdurchglühte Lebenswärme in die Kälte der Manier. Sein dramatisches Talent besitzt offenbar nicht jene urwüchsige Kraft, die sich das fremde Element einverleibt, statt sich von ihm aufzehren oder verstümmeln zu lassen.

Wenn Byron instinktiv an einer Sache, die er im Ganzen befürwortet, einen schwachen Punkt fühlt, so versteift er sich darauf in parodoxer Weise, als könnte er ihn dadurch aus der Welt schaffen. So schreibt er an Shelley, der in den Aristotelischen Regeln ein falsches System erblickt, „Ich leugne, daſs England bisher überhaupt ein Drama gehabt hat“ (26. April 1821). Und zu Murray äuſsert er noch kühner, daſs er das den Regeln entsprechende englische Drama schaffen möchte (23. August 1821). Bei alledem handelt es sich bei ihm um eine Überzeugungssache. Selbst als Gifford, dessen Urteil ihm ein Orakel ist, sich über die Dramen abfällig äuſsert, fühlt er sich zwar gekränkt und gedemütigt, sieht aber bei der Verschiedenheit ihrer Ansichten keinen Ausweg (an Moore, 20. September 1821).

Allein das Charakteristische dieses Klassizismus ist, daſs Byron trotz all seines bewuſsten Eifers bis in die Knochen Romantiker bleibt. So kann er auch als Dramatiker nicht verleugnen, daſs Shakespeare ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Er muſs ihn auswendig gekonnt haben. In der Lust am Zitieren, wie in allem andern, das Kind seiner Zeit, durchsetzt Byron seine Briefe — und gelegentlich selbst seine Werke — mit Stellen aus Shakespeare, abgedroschenen und entlegenen, häufig ungenau zitiert, weil immer aus dem Ge-

dächtnis. In ernstesten Augenblicken drängt sich ihm ein Shakespearescher Ausspruch auf die Lippen. Als er in der Zeit der Scheidung seine Gattin beschwört, zu ihm zurück-zu kehren, tut er es (Februar 1816) in Petruchios Worten: Sag nur, dafs du im Herzen noch mein bist und — „Kate, ich schütz dich gegen Millionen“ (*Bezähmte Widerspenstige* III, 2). Medwin erzählt, dafs er in Pisa einen Monolog aus *Troilus und Cressida* deklamiert oder herunter schnarrt. Im Palazzo Lanfranchi bereitet er eine Othelloaufführung vor, in der er den Jago spielen will.

Den *English Bards* werden in höchst kennzeichnender-weise zwei Motti beigegeben: eines von Pope, eines von Shake-speare. Kein solcher Widerspruch, wie es auf den ersten Blick scheint. Pope, der Herausgeber einer Shakespeareausgabe, die für seine Zeit nicht nur ein verdienstvolles Unternehmen, sondern sehr gut war, hat damit, auch wenn er als Bekenner der französischen Dramentechnik mit der Shakespeares nicht einverstanden war, doch seinem Genius unzweifelhaft gehuldigt. Andrerseits waren viele von Byrons zeitgenössischen Dichtern (Campbell, Southey u. a. m.) nur laue und bedingte Anhänger Shakespeares. Und wenn Grillparzer Byrons „geringe Be-geisterung für Shakespeare teils in seiner Geistesselbständig-keit, teils in seiner völlig modernen Richtung“ begründet (Werke, herausgegeben von Stefan Hock, VIII, 838), so deutet auch dieser Ausspruch auf die Tatsache, dafs das beginnende 19. Jahrhundert, die Zeit des Empire, trotz der Brüder Schlegel im Allgemeinen keine sehr Shakespeareverständige war. Hin-wiederum gibt es kaum ein schlagenderes Beispiel für das, was dieses Zeitalter unter antik und klassisch verstand, als Byrons Urteil über Grillparzers *Sappho*, die er in der italienischen Übersetzung von Sorelli las: „Grillparzer ist grofs — antik —, nicht so einfach wie die Alten, aber sehr einfach für einen Modernen — hin und wieder etwas zu Madame de Staëlisch“ (Tagebuch, 12. Januar 1821).

Grillparzers *Sappho*, Davids Helden-Gemälde, Canovas Götterstatuen scheinen uns — unbeschadet ihres spezifischen Kunstwertes — heut nicht antiker als Byrons *Sardanapal*. Sie entbehren mit ihrer Naturvergeistigung, sei’s im Lieblichen, sei’s im Scheufslichen, mit ihrem Gefühlspathos und ihrer heroischen Geste eben das, was das Hauptkennzeichen der

antiken Kunst bildet: die strenge Einfachheit der Linie, die naive Absichtslosigkeit, das marmorkühle Ebenmafs der Form. Moderne Menschen, Menschen einer anderen Zeit, einer anderen Welt, von anderer Nationalität und Geistesrichtung unter dem Einflufs anderer Lebens- und Kulturbedingungen, begeistern sich für das hellenische Ideal und glauben, es zu einem neuen Dasein erweckt zu haben, das naturgemäfs nur ein Scheindasein ist. Tatsächlich greifen sie nicht auf die Antike zurück, die sie gar nicht kennen, sondern auf ihren eigenen abendländischen Klassizismus. Das Empire ist ganz und gar, was Schiller als sentimentale Kunst bezeichnet. Die Empirekunst verfolgt ethische Ziele und legt einen moralischen Mafsstab an die Dinge. Sie ist die Anwendung klassizistischer Formideale durch eine im Zeichen der Romantik stehende Generation. Byron ist in allem, selbst in der Verehrung des Helden, der als Herr dieser Epoche ihrem Stil den Namen gibt, der dichterische Repräsentant des Empire. In Griechenland hat ihn nicht das alte Hellas angezogen, sondern die moderne Romantik der Halbzivilisation, der urwüchsigen Kraft, das zur Freiheit und nationalen Gestaltung aufstrebende Volk. Er hat sich aus Griechenland nicht klassische Ideale geholt, sondern hat nach Griechenland den modernen Klassizismus getragen, unter dessen Gesetzen seine romantische Dichterseele im südlichen Aetherblau die eigentliche Sphäre für ihre Entfaltung fand. Hierin liegt Byrons Verpflichtung gegen Pope und in dieser vielleicht der uns heut nächstliegende Ruhmesanspruch Popes in seinem Fortleben unter den Geistern.

WIEN. HELENE RICHTER.

FELICIA HEMANS
UND
DIE ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN ZUR DEUTSCHEN LITERATUR IM ERSTEN DRITTEL DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

III.

VI.

F. Hemans' Kenntnis deutscher Schriftsteller.

Das Jahr 1821 ist das entscheidende für F. Hemans' Bekanntschaft mit der deutschen Literatur (vgl. Kap. I). Die Andeutungen und Belege vor dieser Zeit sind spärlich. Mit einiger Sicherheit erhellt folgendes:

1. Als ersten deutschen Schriftsteller kannte die Dichterin Schiller. Wie schon in Kap. I begründet wurde, hatte sie bereits 1807 den „Wilhelm Tell" gelesen; noch vor dieser Zeit sind das „Lied von der Glocke", „Kassandra" und „Theklas Gebet" anzusetzen; denn diese werden in Ch. II, 125 als "first love" bezeichnet. Da das Prädikat "first" nicht dem „Tell" beigelegt wird, der doch ihr ausgesprochenes Lieblingsstück war (s. darüber die folgenden Abschnitte bei „Schiller"), so mufs die Lektüre der angegebenen Gedichte der des Dramas vorangegangen sein. Die Reihenfolge ist also: Vor 1807 Kenntnis der „Glocke", „Kassandra", „Theklas Gebet", 1807 des „Wilhelm Tell".

2. Für 1818 läfst sich mit Bestimmtheit Bekanntschaft mit Gefsner festsetzen, dessen „Morgenlied" sich in den "Translations from Camoëns and other Poets" vom gleichen Jahr übersetzt findet (s. II, 254). An gleicher Stelle ist ein Gedicht von Joh. Peter Uz, „Amor", übertragen (s. II, 256; vgl. Kap. VII).

3. Für dieselbe Zeit ist die Lektüre von Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ (in frz. Ü.) datierbar, wie die “Notes to The Restoration of Works of Art to Italy” (II, 167) erweisen.

4. Was die “ample supplies of new books” des Jahres 1821 betrifft, so befand sich darunter mit Bestimmtheit die „Nadowessische Todtenklage“ von Schiller (Ch. 117) und „Sternbalds Wanderungen“ von Tieck; (aus dem „Sternbald“ erschien die Übersetzung des Alphorn-Liedes durch F. Hemans noch 1821). Aufserdem handelte es sich, wenn man sich auf die in diesem Punkt etwas allgemein gelassenen Aufzeichnungen der Schwester verlassen darf, um Werke folgender Dichter: Goethe (Mem. 54: “she preferred the writings of Schiller to those of Goethe”), Herder (ib. “in the ‚Stimmen der Völker‘ of Herder” ...), Novalis (“dreamy beauties of Novalis”), Oehlenschläger (“moonlight tenderness of Oehlenschlaeger”) und Körner (“the noble-hearted Körner”).

Wann die Dichterin mit den übrigen Deutschen, die sie gelesen hat, zuerst bekannt wurde, läfst sich nicht nach dem vorhandenen Material angeben. Um Einheitlichkeit zu wahren, sind deshalb in den folgenden Abschnitten über H.s Urteile die deutschen Dichter nach der Zeit ihres Wirkens geordnet und innerhalb der einzelnen Gruppen Daten gegeben.

Von Johann Peter Uz

ist das Rokokoliedchen „Amor“ übersetzt (II, 256; s. Kap. VII). An gleicher Stelle ist die Übertragung des „Morgenlied“ von Gefsner. Beide Dichter waren also bereits 1818 bekannt.

Musäus.

Die Dichterin hatte grofses Vergnügen an Märchen, “her enjoyment of such fanciful creations was fresh and childlike” (Mem. 148). Auch Musäus’ Volksmärchen schätzte sie darum und las sehr oft daraus vor: “the ‘German Popular Stories’ (sie besafs also Beckfords Übersetzung [1])) were as familiar to the young auditors .... as to those of Mr. Crabbe” (1830; Mem. 148).

---

[1]) Popular Tales of the German translated from the German of Musaeus, by W. Beckford). London 1791.

Claudius'

Rheinweinlied kannte sie in Haydns Vertonung (s. Mem. 183: Erzählung des Rheinübergangs deutscher Truppen durch einen Freund Scotts anläſslich ihres Besuches 1829). Welchen starken Eindruck es auf sie gemacht hat, zeigt die zweifache Verwendung seines Versbaues (vgl. Kap. X).

Herder

kam ihrer Neigung zur Weltpoesie entgegen. Seine „Stimmen der Völker in Liedern" kannte sie schon 1821; die Schwester schreibt mit Bezug darauf: "In the ‚Stimmen der Völker in Liedern' she found a rich store of thoughts and suggestions" (Mem. 54). Sie selbst bezeugt ihre Kenntnis in der Einleitung zu ihren "Lays of many Lands" von 1826: "The Idea was suggested by Herder's ‚Stimmen usw.'" (IV, 78).

Den „Cid" bewunderte sie sehr. In einer Anmerkung zu ihren eigenen "Songs of the Cid" (1826) findet sich das ehrende Urteil: "Herder's translations of these romances are remarkable for their spirit and scrupulous fidelity" (V, 121). Stets erklang seine "proud clarion music" anfeuernd ihrer Phantasie (Brief von 1828; Mem. 159).

Fanden seine Balladen solchen Beifall, so wurde F. Hemans auch nie müde,

Bürgers

„Leonore" zu hören (Coleridge's "Ancient Mariner" gab sie allerdings noch den Vorzug). Bewundert wurde von ihr die Versinnlichung des Grausigen darin: sie schaudert beim Hufklappern des Gespensterpferdes und beim Knochenrasseln der Geister (Ch. 281, Datum unbestimmt).

Goethe

muſste gegen Schiller zurückstehen, den sie allerdings schon bedeutend früher kannte. Das erste Zeugnis ist die Bemerkung der Schwester 1821: "She in general preferred the writings of Schiller to those of Goethe" (Mem. 54); auch Ch. 283 wird bestätigt: "I do not think she loved Goëthe as well as Schiller". Deshalb dauerte es auch länger, bis sie zu einem unparteiischen Urteil gelangte. Doch hat sie sich immer mehr in ihn eingelebt.

Es wäre vorschnell, sie ihrer anfänglichen Verständnislosigkeit wegen verurteilen zu wollen. Man darf nicht ver-

gessen, welche Hemmungen sie zu überwinden hatte. Sehen wir von ihrem durch enge Schranken begrenzten eigenen Dasein ganz ab, so stand ihr immer noch das Vorurteil einer ganzen Periode, eines ganzen Volkes entgegen (vgl. die Literatur in Kap. XII). Die Urteile einer beschränkten Persönlichkeit, wie es Hannah More war, kann man lächelnd übergehen; nachdenklich aber mufs es stimmen, dafs selbst viel gröfsere Geister Goethe im Kirchstuhl zu lesen beliebten. Selbst Coleridge glaubt immer den „moralischen Menschen“ suchen zu müssen und findet ihn nicht.[1]) Vergeblich mühte sich Crabb-Robinson, Wordsworth und seinen Kreis zu gewinnen. Wordsworth blieb ablehnend; er schob den „Mangel an Moral“ bei Goethe vor, um seine eigene geringe Kenntnis zu verbergen (Gothein 300). Auch Irreligiosität las er aus ihm heraus, wie viele seiner Zeitgenossen; so z. B. auch — um zu zeigen, bis zu welchen Kleinigkeiten sich dieses Vorurteil erstreckt — der Übersetzer des „Jahrmarktsfest zu Plundersweiler“, wo deshalb einzelne „anstöfsige“ Stücke ausgelassen worden sind. Wordsworth wufste, dafs Goethe "not holy" war; das Studium des „Wilhelm Meister“ hatte ihn zu dieser Ansicht gebracht. Ganz verständnislos ist gar De Quincey. Seine spitze Feder macht aus „Mignon“ den unzweideutigsten Beweis von verdorbenem Geschmack und mangelhafter Empfindung (Gothein 201). So dachte der Kreis in Rydal Mount. F. Hemans ist eine Wordsworth-Natur, doch sie hat sich von derartigen Vorurteilen frei gehalten.

Bei ihr begegnet uns Goethes Name zuerst in dem Epos "The last Constantine" vom Jahre 1823, wo in den Text eine wörtliche Übersetzung der ersten beiden Zeilen von „Mignons Lied“ aufgenommen worden ist (III, 200) und die erläuternde Anmerkung Ursprung und deutschen Text angibt. 1830 wurde das ganze Lied übertragen ("Songs of a Guardian Spirit"; VII, 5).

Ziemlich unverständlich blieb ihr der Faust. Sie vermochte nicht einmal den ersten Teil zu erfassen. Anläfslich der Übersetzung durch Lord F. Gower 1823 äufserte sie sich darüber. Instinktiv fühlt sie wohl die Gröfse, ihr Urteil ist sehr vorsichtig: "This play has always appeared to me one

---

[1]) Marie Gothein, William Wordsworth. Halle 1893. S. 299.

of the most difficult in the German language" (sie kannte das deutsche Original also schon vor 1823); "some of the scenes are so bewildering as to leave the author's views and intensions a complete mystery!" (Ch. 100). Über die Übersetzung selbst gab sie kein Urteil ab. Zitiert wird einmal Gretchen: „Wie diese treue, liebe Seele ... sich heilig quäle usw.“ vor dem zweiten Theil des "Forest Sanctuary" 1826. 1832 hatte sie auch durch Hilfe einer freundlichen "German acquaintance" den zweiten Teil in Besitz; er ist für sie gänzlich in Dunkelheit gehüllt. Sie sieht darin nur einen "mazy dance of Ariel, the Sylphs, Helen of Greece usw." Sie spielt dabei auch auf eine Prosa-Übersetzung des ersten Teiles an; sehr abfällig wird des Verfassers Taktik bemerkt, "in his heaping together the blunders of all former translators, in order to raise himself upon the pile". Das läſst immerhin darauf schlieſsen, daſs ihr der erste Teil mittlerweile verständlicher geworden war.

In den "Miscellaneous Poems" des Jahres 1826 findet sich vor "The Effigies" (V, 278) die wundervolle Beschreibung weiblichen Duldens aus „Iphigenie“ als Motto („Der rasche Kampf verewigt einen Mann ....., jedoch die Tränen ... der überblieb'nen, der verlass'nen Frau" usw.). Denn das fesselte F. Hemans am meisten an diesem Drama, der Ausdruck weiblichen Leidens "in such stormy days of the lance and spear. Has not Goethe beautiful developed the idea in ... Iphigenia's supplication to Thoas for her brother?" heiſst es in einem Brief von 1829 (Mem. 161). Allerdings sind die Jamben "awful".

Das zweite Stück einer Reihe "German Studies" sollte eine Analyse der „Iphigenie“ bilden. Diese Abhandlung, die 1830 entstand, blieb jedoch Fragment. Unter dem Titel "On the 'Iphigenia' of Goethe" wurde sie in Bd. VI, 298 ihrer Werke aufgenommen. In der Einleitung wird das Klassische an dieser Dichtung Goethes hervorgehoben. Der Vergleich mit einem griechischen Tempel wird angezogen; in Gegensatz dazu wird der „Faust“ und andere Werke gebracht, die mehr einem gotischen Münster ähneln, darin die Empfindungen und Mysterien des Daseins wie Sturmwind über die Scene brausen. Beigegeben sind fünf Proben in Übersetzung:

"Ioy of Pylades on hearing his native Language" („Iphigenie" II, 2)
"Exclamations of Iphigenia on seeing her Brother" (I. III, 1)
"Lot of Man and Woman compared by Iphigenia" (I. V, 6)
"Longing of Orestes for Repose" (I. III, 2) und
"Continuation of Orestes' Soliloquy" (ib.).

Den gröſsten Anteil brachte die Dichterin Goethes Frauengestalten entgegen. Sie erschienen ihr wie "currant wine making, the true and fitting models for feminine imitation" — in ironischem Sinne freilich geschrieben, aber doch sind die übrigen, in indirektem Zusammenhang damit stehenden Sätze des Briefes von 1829 (Ch. II. 74) von einem leisen Unterton des Neides getragen.

Verständlich wird hierdurch ihr Urteil über „Egmont". Hier bewundert sie die Szene, in der Klärchen die Bürger aufrüttelt, im kühnen Relief ihrer Macht und Leidenschaft, während die Situation, in der Egmont Ferdinands Zuneigung dargebracht wird, als „höchst rührend" erscheint (Brief von 1829; Mem. 165). Aufopfernde Liebe und Freundschaft, zwei Hauptmotive ihrer eigenen Dichtung, klingen ihr am vertrautesten.

Den Höhepunkt der Betrachtung erreicht F. Hemans in der Skizze über „Tasso". Unter dem Titel "Scenes and Passages from the 'Tasso' of Goethe" erschien eine Studie in der Januarnummer des "New Monthly Magazine" 1834, die aber schon 1830 entstanden war, als erste der beabsichtigten Reihe von Skizzen, die "German Studies" darstellten, an deren Fortführung aber der Tod die Dichterin hinderte.

Diese Analyse ist ein Zeugnis dafür, wie liebevoll sich F. Hemans in das Werk Goethes vertieft haben muſs. Sie erfaſst nicht nur seine Eigenart: was mehr ist, seinem Geist antworten die Stimmen ihrer eigenen Brust; aus der Kritik einer fremden Dichtung erwachsen nachdenkliche Betrachtungen über die Poesie.

Sie definiert den „Tasso" als Kampf zwischen dem "spirit of poetry" und dem "spirit of the world". Diesen Konflikt konnte sie im eigenen Leben niemals ausgleichen, darum brachte sie seiner Darstellung den wärmsten Anteil entgegen.

Wie kommt es, fragt sie, dafs in diesem Kampf immer der edlere Teil unterliegt?

So folgt denn eine Schilderung des Dichtergeistes: Falsch wäre es, die Folgerung zu ziehen, dafs der Dichter zu seinem Wohlbefinden von der Welt abgeschlossen sein müfste. Seine Natur ist ja über alle anderen begabt mit den zartesten und weitest umfassenden Sympathien. Aber da liegt's: letzten Endes ist sein wahrstes Leben doch in ihm selbst. Aus dem Innern schafft er seine Welt, die Welt seiner Seele:

"Then will the voice of every stream respond to him in tones of gladness or melancholy, accordant with those of his own soul". Und noch einmal: ... "the chambers of imagery must be filled with materials from the sorrows, the affection ... of the human soul".

Der Dichter also scheut nicht das Leben, aber er darf nicht dem gefesselten Simson gleichen, der den Söhnen und Töchtern der Mode zur Belustigung dient. Goethe nun schildert die Tragik im Leben eines hochbegabten Menschen, der in tägliche Berührung mit den irdischsten Dingen gezwungen wird.

Der Dichter ist am Hofe von Ferrara; visionär, enthusiastisch, Licht und Schatten bunt verteilt. Warum nur erzeugt er nicht für seine Person ein gröfseres Interesse, eine zärtlichere Bewunderung? Ihm fehlt im Innern der Zufluchtsort seiner selbst. So wird er von Antonio überwunden; und der Zusammenstofs mit ihm, sowie die mifsverstandenen Versöhnungsversuche der Freunde bilden hauptsächlich den Konflikt. Diese Szenen lassen, nach der Ansicht von F. Hemans, doch den Leser leise unbefriedigt; denn sie wünscht den Helden doch in einer anderen Arena. Wer kennt nicht Augenblicke, wo das Lächerliche besiegt ist, die konventionellen Lebensformen versinken? Wo eine schöne Leidenschaft aufsteigt? Solche wären als Trost für Tasso wünschenswert. Dennoch aber naht der Leser einem solchen Werk nur mit Verehrung.

Geschildert wird dann der Gemütszustand Tassos nach seiner Krönung durch Leonore in einer Übersetzung von „Tasso“ I, 3: „So lafst mich denn beschämt von hinnen gehen“ usw. Die bestechende Diplomatenpersönlichkeit Antonios macht auf den arglosen Dichter einen überwältigenden

Eindruck, durch seine Rede („Tasso“ II, 1) gezeigt: „Nein, was das Herz am tiefsten mir bewegte” ...

Besondere Liebe ist der Ausmalung der Prinzessin Leonore d'Este gewidmet. Sie ähnelt nicht den Shakespeare'schen Frauengestalten, “graceful without design. and unforeseeing”, die sich sofort wieder aufrichten, wenn die schwere Bürde ihres Unglücks hinweggenommen ist. Bei ihr hat das Leiden seine Spuren gelassen, es hat sie zugleich unterworfen und erhoben, ihr hohe Gedanken gegeben. Ein majestätische Lieblichkeit ist geblieben, wie sie die italienischen Maler ihren Madonnenbildern zu geben lieben. Entsprechend ist ihre zarte Neigung zu Tasso. Sie fühlt seinen Genius und wacht darüber mit religiöser Zartheit. Für F. Hemans ist sie die Vertreterin edler Weiblichkeit, die sich in Erdulden und Opfern äuſsert, charakterisiert durch die Beschreibung des wiederkehrenden goldenen Zeitalters („Tasso“ II, 1): „Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich' Herz“ ... Sie ahnt das kommende Unglück („Tasso“ III, 2): „Ach, daſs wir doch dem reinen, stillen Wink des Herzens nachzugehn so sehr verlernen“ ... Zur Vervollständigung ihrer Charakterisierung folgt die Übersetzung der Szene, in der sie von ihrem ersten Bekanntwerden mit Tasso erzählt („Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah“ ...) und ihren Entschluſs bekannt gibt, sich von ihm zu trennen („Ach, meine Freundin! Zwar bin ich entschlossen“ ...).

Doch Tasso ist nicht mehr zu retten. Abgeschlossen, sieht er die ganze Welt für seinen Feind an. Eine Reihe Übertragungsproben erläutern seinen Gemütszustand:

“Presentiment of his Ruin” („Tasso“ V, 4),
“On a Friend's declaring herself unable to recognise him”, („Tasso“ IV, 2),
“On being advised to refrain from Composition” („Tasso“ V, 2).

Tassos Abschied von der Prinzessin („Tasso“ V, 4) „Du bist es selbst“ und sein Zusammenbruch vor Antonio schlieſsen die Proben und die Analyse ab.

Eine kurze Endbemerkung hebt noch einmal hervor, daſs es sich hier um die Katastrophe des inneren Zusammenbruches, unberührt von äuſseren Zuständen, handelt und klingt in Byron'sche Zeilen aus der “Lament of Tasso” aus.

Noch im selben Jahr 1830 brach F. Hemans eine weitere Lanze für Goethe. Bei ihrem Besuch hatte Wordsworth das klassische Wort ausgesprochen: "Goëthe's writings cannot live, because they are not holy". Sein Gast versuchte nach besten Kräften, ihn zu einem besseren Verständnis dessen zu bekehren, "what has been to me a source of intellectual joy so cheering and elevating" (Ch. II, 129). Doch hat sie nicht mitgeteilt, ob ihr gelang, was Crabb-Robinson versagt blieb.

In den letzten Jahren beherrschte Goethe immer ihren Büchertisch; "the German poets were always at her table, especially Goethe" (Mem. 167). Viele seiner Aussprüche sind ihr jetzt ein Evangelium, wie sein Urteil über „Hamlet“: ein Blumentopf, in den man einen Eichbaum gepflanzt hat (1830; Mem. 227). Und 1831, nachdem vorübergehend andere Interessen sie beansprucht hatten, heifst es: "I have been thrown back upon our old friends, Goëthe ... more particularly" (Mem. 253).

Um das Jahr 1833 wollte sie den grofsen Schritt wagen, Goethe eine Sammlung ihrer besten Gedichte zu schicken (Ch. II, 145). Das Vorhaben wurde durch seinen Tod vereitelt, der sie umso schmerzlicher berührte. Das erschien ihr als völlig unfafsbar, dafs "so calmly bright a career so slowly a close" gefunden haben sollte (Ch. II, 145).

Viel leichter wurde es ihr, Verständnis gegenüber

Schiller

aufzubringen. Hier widersprach sie nicht dem Zeitgeschmack. Schiller war in England allgemein beliebt. Die Gründe dafür waren verschieden.

Vor allem: er war unter englischem Gesichtswinkel durchaus "respectable". Die etwas bürgerliche Zeichnung der Frau, wie im „Lied von der Glocke“, die bei den deutschen Romantikern Lachkrämpfe hervorrief, war durchaus nach englischem Geschmack. Aus demselben Grunde wird auch Goethes „Hermann und Dorothea“ noch heute gern in England gelesen; noch 1915 wurde das Epos in "German Culture" [1]) (einem Buch, das sich bemüht, den verschiedenen Gebieten deutscher Kultur und ihrer Bedeutung gerecht zu werden,

---

[1]) W. P. Paterson, German Culture. London 1915.

jedoch nicht ganz frei von Kriegspsychose ist), von Dr. Lees im Kap. "Literature" für Goethes bestes Werk erklärt! Von den „Räubern", die Schillers Respektabilität hätten gefährden können, gab es genug verwässerte und moralisierende „Bearbeitungen" in englischer Sprache,[1]) überdies war man seit Frau von Staël gern geneigt, sie als Überschwang jugendlichen Genies anzusehen (vgl. im Anfang von Kap. III die Kritik von "Scot's Magazine").

Leichte und lockere Themen, die gegen das prüde Gefühl des englischen Publikums waren, und die man Goethe vorwarf, gab es bei Schiller kaum.

Wie bei Scott, der gerade in höchster Blüte stand, zeigen Schillers Frauengestalten meistens nur weibliche Zartheit. Das Unwirkliche, Unsinnliche an ihnen gefiel gerade einer Leserschar, die sich drei Jahrzehnte später an den blassen, blutleeren Geschöpfen der Präraphaeliten begeisterte.

Politischer Natur waren endlich vorwiegend die Gründe für die günstige Aufnahme des „Wallenstein". In der Charakterisierung Schillers („des Glückes abenteuerlicher Sohn", „Des Lagers Abgott") erschien Wallenstein englischen Zuhörern als das Abbild eines Anderen, den schon Sheridan mit soviel Erfolg in Kotzebues Peru-Drama eingezeichnet hatte: Napoleons. Was für Kotzebues Werk sprach, galt also auch für „Wallenstein".

Schiller hatte durch derartiges ohne weiteres den Vorrang vor Goethe. Selbst in Carlyles Gunst stand er anfangs an erster Stelle; Schillers persönlichem Beispiel, wie es sich in seinem Leben offenbart, dankte der Schotte 1821 die Aufrichtung aus einer Krise seines Lebens.

Auch F. Hemans zog ihn Goethe vor (s. Mem. 54: "she in generally preferred the writings of Schiller to those of Goethe"). Sie scheint seine Werke, wenigstens die poetischen, sogar in mehreren Ausgaben besessen zu haben: 1830 bittet sie, man möge ihr nachsenden "a volume or two of Schiller, not the plays, but the poems" (Ch. II, 125); kurz danach spricht sie in einem Brief von einer anderen "small edition of Schiller" (Ch. II, 129).

Für die zeitliche Reihenfolge, in der sie seine Werke

---

[1]) S. über alle diese Fragen Kap. XII unter Schiller.

kennen lernte, ergibt sich: Vor 1807 „Lied von der Glocke“, „Kassandra“, „Theklas Gebet“; (“first love” Ch. II, 125; vgl. die Zeittafel von F. Hemans' Belesenheit in vorliegendem Kapitel, sowie I). Sotheby's Übersetzung von der „Glocke“ (erschienen in Ioanna Baillie's “Collection” [1]) wurde von ihr höchstes Lob gezollt für “so much spirit and grace” in der Wiedergabe des “magnificent” Werkes (Brief 1823, Mem. 68). Im selben Jahr nimmt eine Anmerkung des Epos vom “Last Constantine” darauf Bezug, die zu III, 202, Z. 7 bemerkt, dieselbe Idee wäre “beautifully amplified in Schiller's poem ‚Das Lied der Glocke‘”. Von ihrer Begeisterung für die Zeichnungen von Retzsch war schon im Kap. II die Rede. Die Schlufszeilen von „Theklas Gebet“ (Du Heilige usw.) stehen als Motto vor „Edith“ in den “Rec. of Woman” 1828 (V, 172).

1807 kannte sie den „Tell“ (s. Kap. I). Er war und blieb ihr Lieblingsstück. Sehr fesselt sie darin die Szene vor Stauffachers Haus, die Worte daraus „Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt, der kann für Haus und Hof mit Freuden fechten“ sind als Grundmotiv vor “The Switzer's Wife” (Rec. of W. 1828, V. 155) zu finden. Zwei Jahre später wird er in einem Brief an Miss Jewsbury charakterisiert als ein ruhiger Hirte im Gebirge, der in ungestüme und entrüstete Beredsamkeit ausbricht, wenn die heiligsten Gefühle seines Herzens verletzt werden (Mem. 146). Dort wird das Werk der Freiheitsdichtung Wordsworth' gleichgestellt. Wenn die Dichterin den Glauben an alle Sagen aufgeben müfste, heifst es in einem anderen Briefe, so würde sie doch den Tell, wie ihn Schiller gezeichnet hat, niemals darangeben (Mem. 147).

Unter den Werken, die 1821 herüberkamen, war die „Nadowessische Todtenklage“. Es war das erste, was F. Hemans damals von den neuen deutschen Büchern las, und “she was enchanted with its melody” (Ch. 117).

Auch der „Wallenstein“ befand sich dabei. Sie fand darin “fresh beauties”, Vorliebe hatte sie für die Max-Thekla-Szenen und andere Partien, die ihrem eigenen Fühlen und

[1]) Die “Collection of Poems from living Authors” wurde 1823 von Ioanna Baillie zu einem wohltätigen Zweck herausgegeben. Sie enthielt Beiträge von der Baillie, W. Scott, Miss Catherine Fanshawe und Hemans' “Belshazzar's Feast”.

ihren Ansichten entsprachen (Mem. 55). Die Übersetzung durch Coleridge schätzte sie aufserordentlich: "no translation, but a transfusion from one language to another, one of the noblest works of modern times" (Ch. 75). Ob sie diese vor oder nach Schiller kennen lernte, ist nicht festzustellen; die obige Äufserung stammt vom Jahr 1823. Zahlreich sind die Zitate aus Original und Übersetzung. Im Drama "The Siege of Valencia" (1823) ist eine Zeile übersetzt („Frei geht das Unglück durch die ganze Erde") und in den Text aufgenommen (III, 320). Als Motto vor der Übersetzung von „Thekla, eine Geisterstimme" (1826; IV, 140) stehen Verse aus Coleridges "W": "Tis not merely The human being's pride that peoples space usw." Flaxman's Bild "O' Connor's Child" ruft Theklas Klage in ihr wach: „Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer" (Ch. 193; 1828); wiederum bildet Theklas Schmerz: "There is but one place in the world, Thither where he lies buried" das Motto zu "The peasant Girl of the Rhone" und "Thekla at her Lover's Grave" (Rec. of W. V, 128 und Songs of the A. VI, 46). Weiter findet sich, ebenfalls in den "Songs of the Affections": "If I could see him it were well with me" vor "The King of Aragon's Lament for his Brother" (VI, 31) und in den "Miscellaneous Poems" von 1830: "The beautiful is vanish'd and returns no more" vor "Nature's Farewell" VI, 114; "The power, the beauty and the majesty ... all those have vanish'd" vor "The Streams" (VI, 105).

Da von den übrigen Werken nicht bekannt ist, wann die Dichterin sie zuerst las, führe ich sie nach der Zeitfolge der gelegentlichen Erwähnung an.

Der Abschiedsmonolog der „Jungfrau von Orleans" wird vor dem "Forest Sanctuary" (1826) zitiert. Im gleichen Jahr wurde „Thekla, eine Geisterstimme" übersetzt (IV, 140), wovon die Schlufszeilen: „Wage Du zu irren und zu träumen, Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel" gern und wiederholt von F. Hemans zitiert wurden (Mem. 83), und „Willst Du nach den Nachtigallen fragen" usw. das Motto zu "The Nightingale's Death Song" vom Jahre 1830 (VI, 128) bildet.

„Gib diesen Toten mir heraus, ich mufs ihn wieder haben", aus „Don Carlos" machte gröfsten Eindruck auf sie. Als Zitat stehen diese Worte vor "Ivan the Czar" vom Jahre 1828 (V, 234) und erhalten uneingeschränktes Lob ein Jahr später

in einem Brief. Diese Szene, die andere, in der Don Carlos seinen Vater zur Betrachtung des toten Marquis zwingt, und endlich die mit dem Grofsinquisitor, letztere als besonders charakteristisch für "those fanatic days", schienen ihr sehr geeignet, zusammengeschlossen und übersetzt ein Bild des Dramas zu vermitteln. Dagegen wird die Unwahrscheinlichkeit in der Audienz des Marquis Posa bei Philipp getadelt. „Gewaltig, aber für ihren Geschmack zu unmöglich", ist ihr Urteil. Es erscheint ihr unwahrscheinlich, dafs „der kalte, finstere Philipp auch nur für einen Augenblick einer Stimme Gehör gegeben haben sollte, die aus einem edlen Herzen hervorbrach; dafs überhaupt sich eine solche Stimme in dieser Atmosphäre erheben sollte" (Mem. 164). Wichtig ist, wie ebenfalls aus diesem Brief hervorgeht, dafs F. Hemans sich um 1829 mit Übersetzungen aus dem Deutschen beschäftigen wollte. Dieser Plan sollte gemeinsam mit dem Adressaten des Briefes, dessen Persönlichkeit sich aus den Belegen leider nicht ermitteln läfst, durchgeführt werden, ist aber nicht zur Vollendung gereift.

Ein Zitat aus der „Braut von Messina" („Ich kann nicht leben mit gebroch'nem Herzen" usw.) in der Übersetzung der Mme de Staël bildet das Motto zu "Indian Woman's Death Song" (Rec. of W. 1828; V, 192).

1829 werden einmal die „Räuber" erwähnt: "and I read the Robbers" heifst es (Mem. 171). Wie alle Engländer, schätzt F. Hemans am meisten daraus die Donauszene, wie sich aus der Wahl von Karl Moors Worten: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht!" usw. als Grundmotiv zu "The Soldier's Deathbed" (1830, Songs of the Affections; VI, 61) ergibt.

Wieder bemüht sie sich besonders eifrig, ihren Meister Wordsworth in den Genufs Schillers einzuführen. Das Haupt der Seeschule stand zur Zeit ihres Besuches 1830 der deutschen Dichtung nicht sehr wohlwollend gegenüber; mehrere Reisen hatten nicht vermocht, ihm die Geheimnisse der Sprache zu erschliefsen; F. Hemans brachte ihm etappenweise ein besseres Verständnis dafür bei. Ganz allmählich. So heifst es zunächst (Ch. II, 124): "Mr. Wordsworth wants to read a little Schiller with me", dann folgt (Ch. II, 125) die oben erwähnte Bitte um Nachsendung einiger Bände Gedichte "to read with Mr. W."; noch einmal (Ch. II, 128): "tell her that I am going

to read some of Schiller with Mr. W.", bis die Mühe mit Erfolg gekrönt wird und "Mr. Wordsworth thinks he shall be able to read the small edition of Schiller" (Ch. II, 129). F. Hemans lag viel daran, die beiden Dichter mit einander vertraut zu machen, in deren Freiheitsgesängen sie eine gewisse Ähnlichkeit festzustellen glaubte (im Anschlufs an ihren Besuch bei W., Mem. 146).

Auch in Dublin wurde Schiller nicht vergessen; mit Goethe zusammen ist er einer der "old friends", zu denen sie sich "more particularly" zurückgewandt hat, wie sie im Herbst 1831 (Mem. 253) schreibt.

Am „Fiesco" tadelte sie die Schlufsszene, die sie davon überzeugte, dafs man niemals einen Helden niedertaumeln sehen sollte. Zur Übersetzung ihres Freundes, des Colonel d'Aguilar, verfafste sie einen Prolog (Ch. II, 267; VI, 267). In Dublin wurde im Dezember 1832 beides zu Gehör gebracht. Freundesarme will der Prolog ausbreiten: ein Band soll die Dichter Deutschlands und Englands fortan einen; die Ufer des Rheines sollen die Sängerscharen beider Länder versammeln. Die Aufführung und die Dichtung von F. Hemans fanden grofsen Beifall. So gab die Engländerin ihrem Lieblingsdichter das Geleit. Noch bis auf das Sterbelager beschäftigte er sie (s. Kap. VIII).

Nur flüchtig erwähnt werden

Matthisons

„Tafeln am Wege" (mit sieben Kupfern) als "very interesting" in einem Briefe von 1829 (Ch. 267). An

Jean Paul

bewundert F. Hemans die Schönheit seiner Visionen. Sein Humor scheint keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Um seiner Gedanken und der Schönheit der Form willen sah sie auch über gelegentliche Extravaganzen hinweg (Ch. 282). Sie spürt in seinen Werken "a mighty rushing wind, some of the detached thoughts are so exquisite" (Brief vom Jahr 1829; Mem. 160).

Sonst suchte sie auch bei ihm Gleichklang der Seelen. Dreimal hat sie oder das Memoir der Schwester ihn zitiert, jedesmal in Übersetzung und ohne Angabe des Werkes, dem die Zitate entstammen. Für ihren Ursprung ergab sich:

Die Stelle Mem. 15 von der Erscheinung des Todes als alten Mannes stammt aus „Jean Pauls Briefen und bevorstehender Lebenslauf. Konjekturalbiographie. Siebente poetische Epistel“. F. Hemans selbst aber kannte das Werk wohl nicht, die angeführte Stelle wurde ihr auszugsweise durch eine Bekannte mitgeteilt, in einer Übersetzung, die Jean Paul in Bildern und Metaphern noch übertrumpft hat.

Beim Tode der Mutter trägt sie, die in Zitaten denkt und spricht, in ihr Tagebuch Worte Jean Pauls ein, die am Ende des neunten Zettelkastens von „Quintus Fixlein“ stehen: „O du, der du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott an dem Tage dafür, wo deine Seele voll Freudentränen ist und einer Brust bedarf, an der sie sie vergiefsen kann“ (von ihr übersetzt, s. Mem. 156).

Dem „Hesperus“ entnommen ist die Zitierung der Nachtschilderung (Hesp. IV, 49). Dort (Mem. 84) wird auch betont: “she found many congenial thoughts in the writings of Richter”.

A. W. Schlegel.

Es ist nicht gewifs, ob Schlegels Prosaschriften einen besonderen Eindruck auf sie machten. Wir wissen jedoch, dafs sie den Dichter schätzte. Die Prosaübertragung seines Sonettes „Anhänglichkeit“ durch die Mme de Staël bildet das Motto zu “Psyche borne by Zephyrs to the Island of Pleasure” vom Jahre 1826 (IV, 199). Von ihr selbst ist keine Bemerkung erhalten; doch berichtet ein Freund, mit dem sie in lebhaftem Briefwechsel stand, dessen Name aber nicht genannt ist, dafs “she found some pleasure in the poems of A. W. Schlegel, for the sake ... of some passages which accorded with her prevailing views of life” (1829; Ch. 283). Zu

Zacharias Werner

konnte sie in keiner Hinsicht ein Verhältnis gewinnen. Sie stand ihm durchaus kühl und verständnislos gegenüber; die Nachtseiten der menschlichen Natur, mit denen er vertraut ist, stimmen nicht zu ihr, die stets nur Schönheit und Licht malt. Alles, was von ihm stammt, wird abgelehnt. Sein „Luther“-Drama findet ihren Beifall nicht (Brief von 1829; Mem. 163); „Der 24. Februar“ — “nothing can be more absurd” (1829; Ch. 278).

Novalis

befand sich bei den ihr 1821 überkommenen Büchern aus Deutschland. Ob sie ihn je in seiner ganzen Tiefe erfaſst hat, ist zu bezweifeln. Äuſsere Schönheiten schätzt sie zweifellos, rühmt sie doch seine "dreamy beauties" (Mem. 55). Den Philosophen hat sie kaum verstanden, aber ihr starkes Gefühl war stets ein glücklicher Wegweiser. Das bestätigt auch der schon oben erwähnte Freund, der auch zugleich bestimmt bezeichnet, was sie an Novalis besonders anzog: "I do not think she clearly understood; the vague speculation, the bright tone of contemplation, the feminine purity, the passion for nature allured her even when she could only follow him in a sort of twilight" (Ch. 282).

Tieck

aber ist unstreitig ihr Liebling unter den Romantikern. Auch ihn lernte sie 1821 kennen und "took great delight in his dreamy beauties" (Mem. 55). Sie las damals „Sternbalds Wanderungen“, das ihr am meisten von ihm gefiel (Mem. 55 "especial favourite", Mem. 160 "favourite book" und Ch. 282 "'Sternbalds Wanderungen' she especially loved"). Noch im selben Jahr 1821 übersetzte sie das „Alphornlied“ daraus (III, 109); 1826 steht eine Stelle aus „Sternbald“ I, 76 (Oh! mein Geist usw.) als Motto vor "Music of Yesterday" (IV, 191). Beständig trug sie das Buch bei sich, so schreibt die Schwester (Mem. 55): "... which she often made her out-of-doors companion", und sie selbst plaudert in einem Brief von 1829 von Hügeln und Strömen, "where this favourite book has again and again been my companion" (Mem. 160). Bei derselben Gelegenheit wirbt sie eifrig um neue Leser dafür: "Now let me introduce you to a dear friend of mine, Tieck's Sternbald usw." (ib.).

Am meisten wohl sagt ihr Tieck der Frühlingsdichter als einziger, wie sie schreibt, bei dem der Frühling mit kraftvollem Lebensgefühl verknüpft ist, "seeming all to proceed from an overflowing sense of life and joy" (Brief vom Jahre 1823, Men. 66).

Die „Phantasien über die Kunst“ sind ganz in ihrem Sinne geschrieben. Sie rühmte ihnen nach "light tone of the thoughts, a bright though transient one of the dreaming land,

wilderness of beauty and of sorrow"; im Jahr 1829 lernte sie sie kennen (Mem. 205). Von diesem Lob geht freilich das Meiste auf Kosten Wackenroders, dessen Hauptanteil an dem Werk nicht erwähnt, der so aber indirekt gepriesen wird. Erfreut war die Dichterin auch über die Widmung dieses Werkes an A. W. Schlegel, woraus sie das Gefühl der Brüderlichkeit in der deutschen Literatur herauslas (Brief von 1829; Ch. 268).

Wackenroder s. o.

Nach der gänzlichen Ablehnung Werners ist das gleiche Urteil über

Müllner, einen weiteren Vertreter der Schicksalstragödie, (und Klingemann)

nicht erstaunlich. F. Hemans hat für diese Literaturgattung nichts übrig, deren Sinn ihr etwa der Wahrscheinlichkeit gleich kommt, dafs die alte Postfrau der Familie, die jahrelang ihren Dienst versehen hat, durch geheime Schicksalsmächte gezwungen würde, an einem bestimmten Tage unter bestimmten Umständen die gesamte Post zu unterschlagen. "Only imagine"! (Ch. 278; 1829).

Fouqués

„Brandenburgisches Aerntelied“ las sie im Nov. 1822 und übersetzte das kleine Stück, das ihr durch "extreme simplicity" Eindruck machte (Ch. 88). Im Druck erschien es jedoch erst in den "Lays of many Lands" 1826 (IV, 116). Im gleichen Jahr wurde die erste Strophe seines Gedichtes „In der alten Heimat“ Grundmotiv von "The Voice of Home to the Prodigal" (IV, 184), und noch einmal 1830 von "Come Home!" in den "Songs of the Affections" (VI, 75).

Kenntnis von

„Des Knaben Wunderhorn"

ergibt sich für 1829 (Ch. II, 72 ("some fine old ballads"). Auch sonst kannte F. Hemans

Deutsche Volkslieder.

„Herz, mein Herz“ von Wyfs dem Jüngeren war ihr Lieblingslied. 1828 schickte sie einem Freund eine freie Übertragung davon zu, die aber in ihren Werken nicht enthalten ist (Ch. 192). Auch sollen die beiden ersten Zeilen des "Song

for an Air by Hummel" (1830; VI, 157) nach eigener Angabe aus dem Deutschen übersetzt sein.

Oehlenschläger.

Adam Oehlenschläger, der deutsche Däne, den sie bereits 1821 kennen lernte (Mem. 55), ist der dritte ihrer ausgesprochenen Lieblinge. Seine weiche Art, Affekte in Lyrik aufzulösen, sagte einer Dichterin besonders zu, die Gleiches in den eigenen Werken befolgt. Man höre ihren Freund darüber: ... "the dramas of O. she also loved for their pure northern chivalry, aud a certain moonlight tenderness in the passions he depicts, more engaging perhaps to a female than a male reader" (Ch. 283).

„Correggio", bereits 1821 bekannt (Mem. 55), war ihr "especial favourite"; "she found some analogy between the picture here given of the enthusiastic but timid and sensitive painter, and of his wounds in fighting with rude practical natures, and what she was wont to regard as her own history" (Ch. 283); eine Tatsache, die sich schon durch ihre lebhafte Anteilnahme an Tassos leidgezeichnetem Schicksal bestätigt fand.

Die Einleitung zu "The Sword of the Tomb" in den "Lays of many Lands" 1826 (IV, 82) gibt an, dafs das Motiv aus Oehlenschlägers „Stärkodder" entnommen sei.

Sehr genau wird in einem Brief des Jahres 1829 der „Hirtenknabe" charakterisiert (Mem. 165 und Ch. 270). Als Höhepunkt erscheint der Ausbruch des Schmerzes beim Vater. Ahnungslos, im Vollgefühl seiner Kraft und seines Besitzes, verbreitet er Ruhe und Sicherheit um sich; da wird ihm der Tod des Sohnes mitgeteilt. Wirkungsvoll ist die verschiedene Darstellung des Schmerzes bei den Eltern kontrastiert.

In den letzten Jahren war Oehlenschläger neben Goethe und Schiller ihre ausschliefsliche Lektüre (Mem. 253: ... "and Oehlenschlaeger more particularly"; 1831).

Schmidt von Lübecks

Gedicht „Der Wanderer" übersetzte sie im Jahre 1830 (VI, 278). Des Freiherrn von

Zedtlitz'

„Nächtliche Heerschau" wurde in der Vertonung Neukomms unter dem Titel "Napoleon's Midnight-Review" im Dubliner Paganini-Konzert 1831 zu Gehör gebracht.

Körner.

Theodor Körners Werke befanden sich bei den "ample supplies of new books" von 1821 (Mem. 55). Er wirkte durch seine Persönlichkeit noch mehr auf sie, als durch seine Schriften. Als die Verkörperung ihres Ideals mufste er ihr erscheinen, war doch in ihm alles vereinigt, was ihr als echt mannhaft vorschwebte. Der junge "soldier-bard", die wechselvollen Begebenheiten seines Lebens, sein Tod, sein inniges Verhältnis zur Schwester, zugleich "chivalrous and tender": das alles verband sich ihr zu einer wundervollen Romanze des wirklichen Lebens (Mem. 55—57). Sie selbst schreibt an anderer Stelle, dafs Körner stets ihre besondere Begeisterung gehabt habe; sein Charakter sei einer von denen, bei denen man immer wieder bedauere "that such a spirit has passed away, with all his high and holy thoughts" (Ch. 120).

Nicht wenig trug der frische Ton seiner Dichtungen dazu bei, ihn ihr so teuer zu machen; sie hebt aus diesen hervor "the wild 'Sword Song'", "the 'Fatherland', that beautiful and thrilling strain" (Ch. 119). Lebhaften Anteil nahm sie daher an dem Werk von Richardson, der eine Biographie Körners nebst Übersetzungen seiner Hauptdichtungen herausgab.[1]) In der Einleitung hatte er auch F. Hemans' Gedicht "Körner and his Sister" (V, 269) abgedruckt. Dieses war am 20. September 1824 niedergeschrieben worden und ist ein Denkmal ihrer Verehrung. Körners Andenken wird ewig in seinem Volke weiterleben als des Sängers von „Leyer und Schwerdt". In Frieden soll der Krieger-Barde ruhen, sein Grab aber wird dereinst der Wallfahrtsort später Geschlechter werden als die Ruhestätte eines, der seinen Weg "with freedom and with God" schritt. Stolz wurde er gebettet; die Eiche rauschte über seinem Begräbnis, die Banner senkten sich, Schüsse krachten: Leyer und Schwert waren zerbrochen. Ein demütigeres Grab hat die Schwester inne. Des Bruders Geist hat die Erde ihrem jungen Auge hell gemacht. Sie konnte ihn nicht überleben:

> "The earth grew silent when thy voice departed,
> The home too lonely whence thy step had fled";

---

[1]) Carl Theodor Körner. Life; with Selections from his Poems, Tales and Dramas, translated by Richardson. London 1827. 1845.

sie mufste sterben; zu Leyer und Schwert sank die zarte Blume.

F. Hemans dankte Richardson für die Aufmerksamkeit und regte an, ein Exemplar des Körnerwerkes an die Eltern nach Deutschland zu senden, gab ihm auch zu diesem Zweck die Adresse einer deutschen Dame, mit der ihre Schwester in Briefwechsel stand (Ch. 119—121). So gelangte ihr Gedicht in die Hände von Körners Vater, der es ins Deutsche übersetzte und mit einem artigen Briefe an Richardson auch der Dichterin seinen Dank übermittelte. Sie liefs ihm daraufhin eine Abschrift ihrer inzwischen (1827) entstandenen neuen Huldigung "The Death-Day of Körner" (V, 272) zukommen. Die Charakteristik dabei ist ganz ähnlich der von "Körner and his Sister". Im Anfang steht eine Anspielung auf das Schwertlied: "The youth went down to a hero's grave, With the Sword, his bride". Ein reiner Jüngling; "an eagle stooping from clouds of morn", unter dessen Händen die Leyer zum Preise Gottes und des Vaterlandes erklang; ein Führer: "he hath left a voice in his trumpet lays To turn the flight, And a guiding spirit for after-days".

Der Dank waren deutsche Hexameter des Vaters, die ihr in schlichter Weise huldigten (s. Motto zur vorliegenden Arbeit). Die Dichterin war überglücklich: "They are very beautiful in their somewhat antique and treuherzig simplicity ... I shall prize the lines as a relic" (Ch. 121—123). Ein schönerer Lohn konnte ihrer Bescheidenheit nicht werden.

In der „Zugabe“ zur Körner-Ausgabe von Streckfufs[1]) befinden sich die Urfassungen der beiden Gedichte, wie sie also Körners Vater vorlagen. Die Vergleichung ergibt ihnen gegenüber eine Reihe von Veränderungen in der Form der "Works". Die ersten Fassungen sehen wie folgt aus:

1. "Körner and his Sister" hiefs zuerst "The Grave of Körner". Im Original steht in

Strophe I, 2 the für its,
5 his „ her,
II, 2 aye hence für after years,
III, 1 site für rite,
3 the brethren für thy brethren,

---

[1]) Theodor Körners sämtliche Werke, ed. Streckfufs. Berlin 1863.

Strophe III, 4 the drooping banners für their usw.
IV, 4 as für when,
V, 2 this für that,
VI, 2 world für earth,
2 the eye für her eye.
VII ist in Zeile 4 grundlegend verändert;
im Original: But smile upon her lie, she went to rest;
in der spät. Fassung: But smile upon her, ere she went to rest.
IX, 1 ye now für ere now.

2. Der ursprüngliche Titel des zweiten Gedichtes war "For the Death-Day of Theodor Körner".

Als Motto stand ein Zitat aus Körners „An Brockmanns Freunde":

So sank er, noch an Mut und Kunst ein Leue,
Als schöner Traum von deutscher Kraft und Treue.

Im Text sind folgende Veränderungen zu beobachten: im Original steht

IV, 2 dayspring's glow für first glow,
VI, 3-4 And a spirit to shine thro' the after-days,
As a watch-fire's light für
And a guiding spirit for after-days
Like a watchfire's light.

Gelegentliche Änderungen in Schreibung und Interpunktion habe ich nicht mit angeführt, da diese wohl auf Kosten des deutschen Setzers zu rechnen sind.

Richardsons und Hemans' Werke machten als erste Körner in England populär. Ihnen vereint sich im gleichen Bemühen "The Wanderer and the Angel" von Thomas Eastoe Abbot (1779—1854; von seinen nicht sehr zahlreichen Werken ist bekannter "The Soldier's Friend; or Memorials of Brunswick". Hull 1828). Es ist ebenfalls durch die erwähnte Körnerausgabe von 1863 zugänglich. Der Wandrer trifft den Engel auf Erden an, der ihm erklärt, er wache über den Frieden eines heroic bard, und ihm Leyer und Schwert zeigt. Körner liege hier:

Great, for his soul ne'er bow'd in slavish fear,
Good, being virtuous in an age of vice.

Der Wandrer preist das Los des Geschiedenen:

Körner, the music of thy Lyre and Sword
Inspires energy of deed and word,
And bids the hopeless plants of bondage cease.

Die Dankzeilen von Körners Vater an die Dichterin übersetzte W. B. Chorley, der Bruder des uns schon bekannten Kritikers, und führte sie in seinem 1834 erschienenen Bändchen "The Lyre and Sword" an. — —

Zu den Dichtern, die nicht, wie Körner, F. Hemans im Sturm für sich einnahmen, dafür aber dann umso nachhaltiger in ihrer Gunst blieben, gehört

Grillparzer.

Noch 1824 war er ihr so gut wie unbekannt; sie stand ihm vollständig gleichgültig gegenüber. Als man ihr sein „Goldenes Vliefs" zuschicken wollte, lehnte sie es ab, da sie augenblicklich die romantische Poesie der klassischen vorziehe. Übrigens ist es ihr unklar, ob das „Goldene Vliefs" des Jason damit gemeint sei oder der österreichische Orden (Ch. 112). Auch „König Ottokar" mufs sich 1828 die Kritik "rather dull" gefallen lassen.

Das Verhältnis ändert sich mit der Kenntnis der „Sappho". Hier glaubte F. Hemans wieder ein Bild ihrer selbst zu finden. Die gefeierte Dichterin, die doch dabei Weib sein will: das entsprach eigenem Fühlen, wie es "Properzia Rossi" und "Woman and Fame" ausdrücken, das fand ihren Beifall. „Volle Schönheit und Wahrheit, die sich klar und traurig durch die farbigen Schleier der Phantasie entwickelt", heifst es in einem Brief 1829 darüber (Mem. 163). Von da an war Grillparzer "one of her favourites". Daran konnte auch der Umstand nichts mehr ändern, dafs sie ihn 1829 noch im Gewand der ihr so verhafsten Schicksalstragödie (also die „Ahnfrau") erblickte (Ch. 278): "I cannot give up Grillparzer, who seems to me to breathe as different an atmosphere from theirs as the circle of a star ... from that of a gas-lamp".

Mit Grillparzer schliefst die Reihe der schöngeistigen Schriftsteller. F. Hemans war aber auch in wissenschaftlicher Literatur gut bewandert. Als Übergang seien zunächst die ihr bekannten Memoirenwerke betrachtet.

Prinz Eugen.[1])

Beim Lesen dieses Buches (1828) gesteht die Dichterin seufzend, dafs schliefslich die am besten daran sind, die durch

---

[1]) Es handelt sich um die engl. Übersetzung: Memoirs of Prince Eugene of Savoy, written by himself; from the French by Fred. Shoberl. 1811.

das Leben gehen, ohne allzusehr von "affections" beschwert zu sein (Ch. 222). Die Memoiren der

Königin von Preufsen

kannte sie, wie aus Ch. 88 hervorgeht, 1822.

Von Werken aus der deutschen Rechtspflege werden in den Erläuterungen zu der "Tale of the Secret Tribunal" (III, 27) Bücher von Baron Bock und Professor Kramer erwähnt. Im ersten Fall kann es sich nur handeln um den

Freiherrn Johann Nikolaus Stephan von Bock,

der in den rheinischen Grenzlanden heimisch war und um die achtziger Jahre des 18. Jahrh. schrieb. Ein Verzeichnis seiner Schriften bietet „Das Gelehrte Deutschland", angefangen von Georg Christoph Hamberger, fortgesetzt von Meusel. Lemgo 1796. I, 330.

Zweifelhafter ist die Person des Professors Kramer. Hier kommen zwei in Betracht:

Johann Georg Cramer,

1700—1763, Professor in Leipzig, und

Johann Ulrich Freiherr von Cramer,

1706—1772, Professor in Marburg. Über beide hervorragenden Rechtslehrer gibt Auskunft das „Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller", ausgearbeitet von Johann Georg Meusel. Leipzig 1803. II, 193—210.

In besonderem Ansehen stand das Buch des

Friedrich Ludwig Ferdinand von Dobeneck

über „Des Teutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen". Berlin 1815.

Denn das Besondere der deutschen Seele zog F. Hemans an. Sie teilt die Vorliebe für Legenden und Aberglauben, besonders über Bäume und Blumen (Mem. 83: all legends and superstitions regarding trees and flowers usw.). Das bedeutet für sie in gewissem Sinne eine Selbstüberwindung; sie ist sonst gegen alle Allegorien; "Mrs. Hemans' dislike to all allegorical personification was great", sagt Chorley (S. 143) von ihr. Die deutsche Geisterwelt jedoch hat es ihr angetan.

Ihre Kenntnis vermittelte ihr eben Dobeneck im Jahre 1830. In einem Briefe heifst es darüber, dafs die Schreiberin sich erfreue "in the society of certain Luft und Feuergeister, Wasser und Waldgeister, and Feen und Feldgeister usw. These geister of his are ... a little wild and capricious usw. I ... am very much inclined to agree with him who says 'Es ist alles wahr wodurch du besser wirst'" (Mem. 149). In der schon erwähnten Bemerkung (Mem. 38) wurde zur Verteidigung Schiller angeführt: „Wage du zu irren und zu träumen, Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel". Besonders gefiel ihr die „Sage vom Wolfsbrunnen" (von Amalie von Helwig), die sie auch dichterisch behandeln wollte (Mem. 149).

Diese Vorliebe für die alten Sagen macht die Stellung zu dem Geschichtsschreiber

Niebuhr

verständlich. Er war heftig umkämpft in England, als F. Hemans sich zu ihm äufserte. Bei den meisten englischen Lesern war er verrufen als der skeptische Verneiner der Traditionen des Altertums. Für unsere Dichterin, die so an den alten Sagen hing, Grund genug, um ihn abzulehnen. Das Verhältnis besserte sich auch nicht nach dem Erscheinen des Versuches einer Rettung, "Defence of Niebuhr", durch Julius Hare (1833). Doch mufste sie anerkennen, dafs Niebuhrs Aufruf an das deutsche Volk einige Stellen enthalte, die, mit Sidney zu reden, "stir the heart like the sound of a trumpet" (Ch. II, 156).

Winckelmanns

„Geschichte der Kunst des Altertums" war bereits 1818 in frz. Übersetzung bekannt, wie die Zitate aus II, 214, 248, 250 in den Anmerkungen zu "The Restoration of the Works of Art to Italy" (II, 167) ergeben.

Alexander von Humboldts

„Reisebeschreibungen" wurden bei dem "Forest Sanctuary" (1826) herangezogen (s. IV, 73, 74, 75). Es handelte sich um eine englische Übersetzung, also wahrscheinlich die der Helen Maria Williams vom Jahre 1816 (s. Schlufs von Kapitel V).

F. Hemans Urteile verdienen in zweifacher Hinsicht Beachtung: als die einer Dichterin und die einer gebildeten Engländerin. Als Weiteres verdient hervorgehoben zu werden: F. Hemans beschäftigt sich mit der deutschen Dichtung vorwiegend mit Bezug auf deren künstlerisches Element. Fast alle ihre Vorgänger hatten darin Probleme gesucht, oder sich von ihr ab zur Philosophie oder Aesthetik gewandt, so Coleridge, Campbell, De Quincey, Carlyle, und hatten z. T. mit ihrer mehr oder minder einseitigen Stellungnahme der Dichtung einen schlechten Dienst erwiesen. Gewifs ist auch unsere Dichterin nicht frei von Einseitigkeiten, betrachtet aber doch vorwiegend die Kunst vom künstlerischen Standpunkt aus.

Es ist selbstverständlich, dafs bei einer ausgesprochenen Lyrikerin, wie sie es war, das gefühlsmäfsig subjektive Element eine grofse Rolle spielt, dafs der Dichter sie am meisten fesselt, der Gefühle zum Ausdruck bringt, die auch sie bewegen. Versuchen wir, an Hand ihrer Urteile ihr Bild noch einmal nachzuzeichnen.

Ihr ganzes Werk zeigt: sie war Idealistin. Ihre Abgeschlossenheit von der Welt, das Fehlen von grofsen Erlebnissen in ihrem Leben, ihr stetes Beschränktsein auf englischen Boden, alles das verlegt ihren Idealismus in ferne Höhen, nicht auf die Erde. Sie sucht nicht das Ideal in ihrer Umgebung zu erfassen (das tut sie erst in den letzten Jahren): es steht für sie fern aufgerichtet, und nach ihm mufs sich die Wirklichkeit richten. Dieses vage Streben, mit pathetischen Worten vorgetragen, findet sich schon in ihren ersten Dichtungen; derart ist aber auch die Stimmung der Frühwerke Schillers. Mehr noch: der Gedanke von der Erfüllung des Ideals durch die Schönheit in Schillers Gedicht „die Künste“ findet seine volle Parallele bei F. Hemans, die nur schöne Menschen zeichnen kann. Begreiflich, dafs Schiller sie mächtig anziehen mufste. „Gefühl ist alles“ ist der Grundton seiner ersten Periode und das Motto der gesamten Dichtung der Hemans; s. Mem. 111: “what work, what sacrifice is there which a deep, true, powerful feeling cannot dignify!” usw., und “Woman and Fame” (VI, 181) das oft wieder zitierte: “Away! to me — a woman — bring Sweet waters from a f f e c t i o n's spring”; und “Songs of the Affection” ist der Titel einer ihrer Hauptsammlungen. Für Schiller bedeutet solcher

Überschwang nur den Anfang seiner dichterischen Laufbahn; er gelangte weit über den vagen Idealismus und die Gefühlsschwärmerei der ersten Jahre hinaus; seine Verehrerin aber las beides aus allen seinen Werken heraus. Gewiſs Einseitigkeit, aber verständlich durch die ungeheure freudige Überraschung, die ihr Schillers Werke beim ersten Begegnen bereiteten und sie im Sturm für sich einnahmen. Ein schnelles, rein gefühlsmäſsiges Erfassen also, bei dem man nicht recht lange zu werben und grübeln pflegt; in der Tat ist von Schiller meist nur in allgemeinen, bewundernden, selten in wirklich charakteristischen Ausdrücken die Rede. Ganz anders Goethe, zu dem die Hemans erst ihre Stellungnahme erkämpfen muſste, und den sie zum Schluſs, soweit ihr das überhaupt möglich war, viel richtiger erkannt hat.

Das Verlangen nach Gefühl brachte ihr aber auch die deutschen Romantiker nahe. Auch diese hat sie, ihrer Veranlagung entsprechend, einseitig aufgefaſst. Für eine der stärksten Seiten der Romantik, den scharfen, durchdringenden Verstand, hat sie kein Verständnis. Die deutsche Philosophie ist ihr zeitlebens fremd geblieben; auch der „Faust“ blieb ihr von dieser Seite her vollständig verschlossen. Dafür aber erfaſste sie wieder die andere Seite der Romantik, eben das Gefühl; ein traumhaft verdämmerndes Gefühl, das noch vordringt, wo dem Verstand Grenzen gesetzt sind, die tiefe Mystik, nicht zuletzt die Schwärmerei für die Musik: das alles muſste ihr zusagen. Wegweiser wird ihr das Gefühl bei Novalis, den sie sonst nicht immer würde verstanden haben, das Gleiche gilt für Jean Paul und A. W. Schlegel. Zusammenfassend also: F. Hemans ist ausgezeichnet befähigt, den Stimmungsgehalt der Romantik zu erfassen. Tiecks Zeilen von der mondbeglänzten Zaubernacht sind wie für sie geschrieben, mehr noch die „Herzensergieſsungen eines kunstliebenden Klosterbruders“.

Ideal, und doch beengt, ist auch ihre Auffassung von weiblichen Tugenden und Pflichten. Anschmiegend, schwach, ganz in der Liebe zum geliebten Manne aufgehend, aber in einer Liebe, die im gegebenen Falle alles beiseitesetzt, was vom Geliebten trennt, die für ihn Qualen erduldet, die Waffen ergreift: das war ihr Bild vom Weibe. So sind ihre Lieblingsfiguren, die Thekla in Schillers „Wallenstein“,

Iphigenie, Klärchen im „Egmont“, Leonore d'Este im „Tasso“ und Gretchen im „Faust“.

Dem Bilde des Weibes mufs das des Mannes entsprechen. Die alte, romantische Freude am Waffenklirren, die die Dichterin einst zur ihrer Ehe mit dem Hauptmann Hemans geführt hatte, verliefs sie bis in ihre späteren Lebensjahre nicht. Ihr Entzücken sind die „stolzen Fanfarenklänge“ eines Herder in seiner Ciddichtung, höchsten Gefallen findet sie an der Gestalt eines "soldier-bard" wie Körner.

Noch ein drittes sprach die Künstlerin an, was sie für sich selbst glaubte in Anspruch nehmen zu können: Der Kampf des Künstlers gegen den widrigen Alltag, wie sie ihn in ihrem eigenen Leben sah. Das macht ihr Tasso teuer, Grillparzers „Sappho“ und Oehlenschlägers „Correggio“ zu ihren Lieblingswerken.

Aufser dem Gefühl ist noch eines mafsgebend für F. Hemans, Schönheit des Ausdruckes. Diese findet sie hauptsächlich bei Jean Paul, Novalis, Tieck und Oehlenschläger.

Einen Gegensatz bildet so die Dichterin zu Carlyle, den sie selbst auch ablehnt. Für uns sind ihre Urteile eine willkommene Ergänzung zu seinen Schriften.

Nach der stofflichen Seite hin ist bemerkenswert, dafs Schiller ihr ganzes Leben hindurch sie beherrscht. Von 1821 ab behaupten die Romantiker, besonders Tieck, einen besonderen Platz ihrer Gunst, um 1824 zieht sie die romantische Poesie der klassischen vor. Mit Goethe beschäftigt sie sich eingehend am Ende der zwanziger Jahre, wie überhaupt die Jahre 1829—30 ein überraschendes Anschwellen ihres Interesses für die deutsche Literatur bezeugen. Auch hier standen ihr Freunde zur Seite; neben den Geschwistern der Unbekannte, in dem wir wohl nach seiner Äufserung, er habe F. Hemans in die spanische und deutsche Literatur geführt, den Schriftsteller William Jacob vermuten dürfen, den Verfasser der bekannten Reisewerke von Spanien und Deutschland, mit dem sie seit 1822 bekannt war. In den letzten Jahren ihres Lebens sind Schiller, Goethe und Oehlenschläger ausschliefslich auf ihrem Büchertisch.

VII.

Eigene Übersetzungen aus deutschen Dichtern.

F. Hemans hat folgende deutsche Dichtungen übersetzt: Gefsners „Morgenlied“, Uz' „Amor“, Tiecks „Alphorn-Lied“, Fouqués „Brandenburgisches Aerntelied“, Schillers „Thekla, eine Geisterstimme“, Goethes „Tasso“ in einzelnen Proben, ebenso „Iphigenie“, „Der Wanderer“ von Schmidt von Lübeck, Goethes „Lied der Mignon“.

Diese Auswahl bringt die alten Lieblingsthemen der Dichterin zum Ausdruck: Musik, weibliches Leiden, weibliche Hingabe, "sweet waters from affection's spring", Los des Dichters und Sehnsucht nach dem besseren Lande. Im kleinen bilden diese Proben ein Bild ihrer gesamten Dichtung. Aus der Geschlossenheit der Reihe fällt einzig das schalkhafte Rokokoliedchen von Uz. Gefsner, dem deutschen Lieblingsdichter im England der Jahrhundertwende, nach dem Scott Deutsch lernen sollte, ist der übliche Tribut dargebracht worden.

Zur genauen Würdigung sollen Einzelbetrachtungen dienen.

Gefsners „Morgenlied“ wurde 1818 unter dem Titel "Morning Song" (II, 254) übersetzt. Das Versmafs der zweiten Zeile ist verändert:

> Willkommen, frühe Morgensonn,
> Willkommen, junger Tag!

findet sich wieder:

> Hail, morning sun, thus early bright;
> Welcome, sweet dawn! thou younger day!

Dadurch ist jedesmal Einschiebung eines neuen, ganz überflüssigen Wortes oder eine Wiederholung nötig geworden.

Die vierte Strophe ist mifsverstanden. Im Original sind die Träume den Liebesgöttern gleich gesetzt; bei F. Hemans werden sie als ganz Verschiedenes behandelt.

Für Chloe ist Rosa eingesetzt.

Der Hauptunterschied endlich ist der, dafs die Übersetzung im Gegensatz zum Original gereimt ist.

Verändert ist das Versmafs auch im „Amor“ von Johann Peter Uz (s. dessen „Poetische Werke“, Wien 1805; II, 189); als "German Song" ohne Angabe des Verfassers zur selben Zeit wie Gefsner übersetzt (II, 255). Der Anstofs zu dieser Übersetzung ist wohl noch in die ersten glücklichen Jahre der

Verheiratung zu verlegen; in späterer Zeit ist niemals wieder ein derartiges Thema behandelt worden.

Die äuſsere Veränderung ist hier durch Verwendung von Vorschlägen und Daktylen im Anfang der Verszeilen bewirkt. Das Tempo wird springender; „Mädchen, lernet Amorn kennen“ zu "Listen, fair maid, my song shall tell" usw.

Dem Sinne nach ist die erste Zeile des Originals zu zweien ausgedehnt, dafür die zweite gar nicht berücksichtigt. Der Anfang stellt sich also englisch dar:

> "Listen, fair maid, my song shall tell
> How Love may still be known full well,
> His looks the traitor prove",

gegen

> „Mädchen, lernet Amorn kennen!
> Läſst der Schalk sich Freundschaft nennen,
> Seht ihm ins Gesicht!“

Die letzte Strophe ist etwas schlecht weggekommen. Anklänge an das Vorbild finden sich noch in der ersten Hälfte, wenngleich auch diese schon offenbar miſsverstanden worden ist:

> "He comes, without the bow and dart,
> That spare not e'en the purest heart;
> His looks the traitor prove"

gegen

> „Kommt er ohne Pfeil und Bogen
> Wie die Unschuld selbst geflogen,
> Seht ihm ins Gesicht!“

Die zweite Hälfte jedoch ist, wohl wegen des etwas leichtfertigen Tons im Original, gänzlich umgemodelt:

> "That glance is fire, that mien is guile,
> Deceit is lurking in that smile,
> Oh! trust him not — 'tis Love!“

ist entstanden aus

> „Seht ihr ihn bei Scherz und Spielen
> Nach den Busen lüstern schielen,
> Das ist Amor, traut ihm nicht!“

Der "Alp-Horn Song" von 1821 (III, 109) nach Tiecks „Alphornlied“ aus dem „Sternbald“ ist viel eher eine Umdichtung als eine Übersetzung zu nennen. In Tiecks Gedicht herrscht äuſserste Freiheit der Form: es ist reimlos, an keine feste Strophe, kein festes Versmaſs, keine feste Zeilenzahl

gebunden. F. Hemans hat alles in sechszeilige Strophen umgegossen, in der die erste und sechste Zeile und die übrigen paarweise reimen.

Damit aber ist der ursprüngliche Geist gänzlich verloren. Bei Tieck ist das allmähliche Anschwellen und Stärkerwerden sowohl der Hornklänge wie des Heimwehs schon durch die wachsende Zeilenzahl ausgedrückt (die beiden ersten Strophen umfassen fünf, die dritte sechs, die letzte acht Zeilen). Diese Wirkung fehlt also ganz und gar in der Nachdichtung.

Strenger hält sich der "Brandenburgh Harvest-Song" (IV, 116: Lays of many Lands 1826) an Fouqués „Brandenburgisches Aerntelied". Nur eine kleine Abweichung ist festzustellen: weiblicher Reim im Original ist durch männlichen ersetzt:

„Die Halm und Ähren winken
Uns reich und mild ..."

ist übersetzt:

"The corn, in golden light
Waves o'er the plain ...".

Die dritte Strophe der deutschen Dichtung ist an den Schlufs der Übertragung gestellt worden und diese damit wirkungsvoller gestaltet; denn durch diese einfache Umstellung ist ein wirklicher Abschlufs erreicht.

Sehr fällt hingegen ab "Thekla, or A Spirit's Voice" (IV, 140; 1826), die Übersetzung von Schillers „Thekla, eine Geisterstimme". Eine einfache Gegenüberstellung der ersten Strophen zeigt zur Genüge die gewaltsamen Veränderungen:

„Wo ich sey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab ich nicht beschlossen und geendet,
Hab ich nicht geliebet und gelebt?"

und dagegen:

"Ask'st thou my home? — my pathway would'st thou know,
When from thine eye my floating shadow pass'd?
Was not my work fulfill'd and closed below?
Had I not lived and loved? my lot was cast."

Auf das Störende der durch das Versmafs erzwungenen Einschiebungen braucht wohl kaum hingewiesen zu werden. Wie umständlich dadurch Schillersche Einfachheit werden kann,

zeigt auch folgendes Beispiel, die Übersetzung von „... Dich entzückten in des Lenzes Tagen“ mit “Gave the spring-breeze what witch’d thee in its tone”.

An eine grofse Aufgabe trat die Dichterin 1830 mit den Übertragungen aus Goethes „Tasso“ und „Iphigenie“ heran. Ihre “awful” Jamben müssen grofse Schwierigkeiten geboten haben. F. Hemans wurde jedoch ihrer Aufgabe gerecht. An der Zeilenzahl liefs sich nicht immer festhalten. So sind zusammengezogen aus „Tasso“ I, 3 („So lafst mich denn beschämt von hinnen geh’n“ usw.) die drei ersten Zeilen in zwei, ebenso in der Mitte („Ich warte lang und denke: Käme doch ...“); auch in III, 1 („Wenn’s Männer gäbe ...“) vier Zeilen zu drei.

Vermehrt ist die Zeilenzahl dagegen in III, 2 („... freut mich des Tags Und der Geschwister wieder“), ferner im folgenden Fall, wo die Auffüllung unnötig ist und zuviel eigene Zutaten hinzugekommen sind, nämlich III, 2:

„Zu fürchten ist das Schöne, das Vortreffliche“,

in der Übertragung:

“Oh! precious things —
The richly graced, the exquisite, are things
To fear, to love with trembling!“

Ebenso findet sich Ausmalung in derselben Stelle:

„So selten ist es, dafs die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien“,

wiedergegeben mit

“... so seldom do we find
What seem’d by Nature moulded for our love,
And for our bliss endow’d —”;

ähnlich in der letzten Szene:

„Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen“,

im englischen Text:

“One thing alone remains, one mournful boon —
Nature on us, her suffering children, showers
The gift of tears —”,

auch bei V, 4 („Ich fühl, ich fühl es wohl, die grofse Kunst ...“), deren Übersetzung in gleichem Mafse die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens und seine meisterhafte Bewältigung zeigt; weshalb diese umfangreiche Probe hier ihren Platz finden mufs:

Vorbild: „Ich fühl, ich fühl es wohl, die grofse Kunst
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!"

Wiedergabe:
"Alas! too well I feel, too true a voice
Within me whispers, that the Mighty Power
Which, on sustaining wings of strength and joy,
Bears up the healthful spirit, will but cast
Mine to the earth — will rend me utterly! —
I must away!"

Nicht ganz treffend ist der Sinn von III, 2 wiedergegeben:
„Ach, dafs wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen"

mit "Alas, that we so slowly learn to heed
The secret signs and omens of the breast".

Noch einheitlicher schliefst sich in Proben aus der „Iphigenie" Inhalt und Form zusammen; noch vollendeter sind dort die Jamben wiedergegeben. Nur einmal ist eine Zusammenziehung zu beobachten:

V, 6 „Allein die Tränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlass'nen Frau
Zählt keine Nachwelt"

wird übersetzt
"But of forsaken woman's countless tears
What recks the after-world?"

Über die Wahl der einzelnen Stücke vgl. Kap. VI.

Treue gegen das Vorbild ist der hervorstechendste Zug in "The Wanderer" (VI, 278; 1830) nach Schmidt von Lübeck. Zeile deckt sich mit Zeile, wobei die Form durchaus vollendet ist:

„Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Tal, es braust das Meer.
Ich wandle still, bin wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer wo?"

und "I come down from the hills alone,
Mist wraps the vale, the billows moan!
I wander on in thoughtful care,
For ever asking, sighing — where?"

Das Gleiche gilt für Goethes „Lied der Mignon" in der Hemans'schen Übertragung (VII, 5; 1831). Einzig die ständig wiederkehrenden Schlufszeilen sind im Versmafs der Wiedergabe geringfügig verändert:

"Know'st thou it well? — There, there, with thee,
O Friend! O loved one! fain my step would flee."

Ein Rückblick auf das Übersetzungswerk der Dichterin erweist, dafs nicht alles gleichwertig ist. Ohne weiteres ergeben sich zwei scharf getrennte Gruppen. Der ersten gehören die Gedichte von Gefsner bis Schiller an; sie umfafst die Jahre von 1818 bis 1826. Hier ringt F. Hemans noch mit dem Ausdruck, kämpft um die Form. Aber es fehlt auch die Ehrfurcht vor dem Original: fast in jedem der fünf Stücke ist das Äufsere, z. T. ohne Zwang, willkürlich verändert worden. Auch die Einfühlung ist nicht immer genügend vorhanden, wie die Behandlung von Tiecks „Alphornlied" zeigte. Dafs im "German Song" nicht durchaus der schalkhafte Ton von Uz getroffen wurde, liegt im allgemeinen Charakter der Hemansschen Dichtung, ihrer Schwermut, die überall durchbricht, begründet.

Geschlossen steht demgegenüber die zweite Gruppe da, die der Nachdichtungen um 1830. Das immer fortschreitende Vertiefen in deutsche Sprache und deutschen Geist ist diesen Schöpfungen zugute gekommen. Der Einklang zwischen Inhalt und Form ist erreicht: Mifsverständnisse wie im "Morning Song" können nicht mehr unterlaufen, und eine zur Meisterschaft gereifte Technik kann auf Umbildungen des originalen Versmafses verzichten. Auch hier geht der Weg aufwärts.

(Schlufs folgt.)

BERLIN-FRIEDENAU. WERNER K. RUPRECHT.

THE PLACE-NAMES JERVAULX, URE, AND YORK.

I. Jervaulx, Ure.[1]

1. Jervaulx, in Wensleydale (North Riding of Yorkshire), is the site of a ruined Cistercian Monastery, which was originally founded in 1145 at Fors (D. B. Fors) near Aysgarth, but finally removed in 1156 to its present position on the banks of the Ure, because of the inclemency of the weather and the barrenness of the soil at Fors (cf. Dugdale, Monasticon Anglicanum, vol. v, p. 572). The early forms[2] of the name are: 1196 Gereualle (YAJ. xi, p. 176), 1218 Gerevall (YAS. vol. 62), 1224 Jerevall (ib.), 1237 Jorevall (SS. 56), 1285 Jorevalle (SS. vol. 49, p. 159), 1400 Jervax (SS. vol. 4), 1427 Jorovall (SS. vol. 2, p. 75), 1430 Gervax (SS. vol. 45, p. 236), 1508 Gervax (SS. vol. 53, p. 327), 1530 Gerveis (SS. vol. 41, p. 45), xvii C. Iervis (from a map of England). A parallel name Rievaulx (the site of a monastery in the valley of the Rye, also in the North Riding) appears: 1157 Rievalle (Y. Ch. vol. i, no. 401). 1176 Rievalle (ib. vol. II, no. 774), 1202 Rievalle (SS. vol. 94), 1226 Rievall, Rivall (YAS. vol. 62), 1285 Rievallis (SS. vol. 49, p. 140), 1354 Ryevals (YAS. vols. 52, 52), 1375 Riweus (The Bruce, ed. Skeat, 18/498), 1390 Ryvaux (SS. vol. 4, p. 133), 1481 Ryvax (SS. vol. 45, p. 262), 1491 Ryvaus (SS. vol. 53, p. 73). The fact that Rievaulx Abbey stands in the valley of the Rye and Jervaulx in the valley of the Ure suggests that in each case the first element is the river-name.

2. Early forms of the river-name Ure are: 1175—1203 aquam de Yor (Y. Ch. vol. ii, no. 797), 1202 Yhor (SS. 94); 1218 Jor (YAS. vol. 62), temp. Henry ii Eowere (Index), 1530 Yeure (SS. 41). There can be little doubt that it is derived, as

---

[1]) Jervaulx stands on the river Ure, which traverses the South-west of the N. Riding, and after junction with the Swale, etc., passes through York as the River Ouse.

[2]) The following abbreviations are used: DB. = Domesday Book, ed. Ellis; FA. = Feudal Aids, Rolls Series, 1899 ff.; Index. = Index to Charters and Rolls in the British Museum, ed. Ellis and Bickley. London 1900; NV. = Nomina Villarum. Rolls Series 1899 ff.; SS. = Surtees Society Publications; YJA. = Yorkshire Archeological Society Journal; YAS. = Yorkshire Archeological Society Record Series: Y. Ch. = Early Yorkshire Charters, ed. Farrer. The phonetic symbols are enclosed in square brackets.

Zachrisson (Anglo-Norman Influence on Engl. Pl-ns. p. 62) suggests, from O. E. eofor-ea (or O. Northumbrian ā "river"): the first el. eofor is probably to be identified with that of York. (see §§ 9, 13).

3. The presence of two forms, Jerevall and Joreval, has presented difficulty. Zachrisson (op. cit. p. 63) says: "In some way or other Eofore became Yore, which was turned into Jore by the Normans. Hence such forms as Jorevallis, Jorevall. After this, pretonic o was changed to e: Gerrevallibus, and with later syncope of the second e, Gervaus. The appearance of e for o may be due to the influence of the following e. ..... Analogical transformation after numerous French place-names in Ger- may also have been the cause of this change." Apart from the possibility of analogical transformation, certain difficulties obstruct this theory: e. g. the majority of the earliest spellings are in -er-: further it is doubtful whether the second -e- had any tonic value, for as a rule -e- in such positions in place-names would probably have been reduced to an unstressed obscure vowel or even lost, and this certainly could have no influence on a pretonic o.

4. The probability is that Jervaulx is the true phonological form, whilst the river-name Ure owes its present form to exterior influences. If the etymology of Ure is correct (§ 2) the initial [j] sound is due to the development of a palatal consonant before O. E. initial e-. O. E. eo, ea in many cases gives M. E. [je] (see §§ 9 ff.). In the case of Ure Scandinavian influence may have been at work (eofor > O. N. jór: Noreen, Altisl. Gr.[3] § 227, 2).

5. In e. M. E., therfore, we should expect *ʒere as the river-name and *ʒereval[1]) as the place-name. By an Anglo-Norman sound substitution [dž] for English [j] (Zachrisson, p. 58 ff.), *ʒereval > [džereval], from which the modern name is derived. The river-name, however, shows no such sound substitution, and this M. E. form Yor has become N. E. dial. [jiuə], by a regular dialectal sound change M. E. ō > N. E. Dial. [iu] (cf. Cowling, Dialect of Hackness. §§ 159 ff.).

[1]) Cf. earliest spellings of Jervaulx in § 1; and 1274 Girevalle (SS. 109, p. 197), where -ir- probably represents M. E. -er-; cf. Lartington (N. Rid. Yorks.): 1086 Lertinton (D. B.), 1285 Lyrtyngton (S. S. 49), 1301 Lirtington (YAS. 21, p. 19), 1403 Lertington (S. S. 4, p. 336), N. E. Dial. [La:tintʌn]; Worton: 1086 Werton (D. B.), 1218 Wirton (YAS. 62).

6. There can, of course, be no doubt that at some time or other the sound substitution [dž] for [j] in the place-name took place, as is shown by the N. E. Dial. pronunciation [dža:vis], but the M. E. spellings which show this form are, according to Zachrisson (p. 61), g, ȝ, j, whilst y, and sometimes i, represent initial [j]. J for [dž] is doubtful (cf. examples in Stratmann-Bradley 'M. E. Dictionary', under j and y),[1]) and with this in view it should be noted that whilst both Ger- and Jer- are found (probably representing [džer]), G is never found once in combination with -or-, but only J. From this it seems clear that there were two forms in M. E. [džereval] and [joreval], where, in the latter case, we find the M. E. forms of the river name. The -or- forms may have arisen simply from the current name of the river, (see § 2), when *[jer] had fallen into disuse.

7. Zachrisson gives the dialect pronunciation of Jervaulx as [džə:vou] (from Rippmann), but though this is usual now amongst the natives of the place, it is a pronunciation based on the spelling, adopted in all probability from the numerous "intellectual" visitors, who understand French pronunciation. I have never heard the pronunciation Jervaulx as [dža:vis], except at Hawes, a little village at the head of the dale. This latter form is the result of regular dialect sound changes: M. E. er > ar > N. E. Dial. [a:], in the 16th century; M. E. al > [ɔ:], M. E. x > [s] (cf. Cowling, Dialect of Hackness, passim), and with stress-weakening, the final element became N. E. Dial. [is]; cf. Rievaulx [rivəz], [rivis].

8. The possible developments, therefore, of O.E. eofor are: —

O.E. eofor > M.E. eower
- ↗ jōr > jŏr > N.E. Dial. [jiuə] (the river name).
- ↘ jer
  - ↗ jer (which would give N. E. Dial. *[ja:]).
  - ↘ džer > džar > N. E. Dial. [dža:] (in the place name).

II. O. E. eo, ea > M. E. [je].

9. Several Yorkshire place-names illustrate this sound-change: —

Arncliffe: 1086 Gerneclif, Erneclive, Lerneclif (DB.; 'L' may be a copyist's error for 'I' or 'J'; cf. Zachrisson, p. 66, note 2), c. 1199 Ernecliva (SS. vol. 69), 1316 Erneclif (SS. vol. 49).

---

[1]) Cf. Yarnwick (N. Riding) DB. Gernuic, 1270 Yarnewike (YAS. 12), 1301 Jarnewyke (YAS. 21): O. E. Personal name Georna (Searle, Onomasticon).

Yafforth: 1086 Eiford, Iaforde (DB.), 1198 Jaforde (YAJ. vol. xi, p. 184), xiii C. Eiford (Victoria History of the North Riding, vol. i), 1280 Jaford (YAS. vol. 12, p. 227), 1285 Yafford (SS. vol. 49, p. 176), 1316 Jafford (ib.), 1346 Yafford (SS. vol. 4, p. 33).

Yarnolfbek 1324 (N. Rid. Rec. Soc. New Series, vol. II, p. 217) in Pickering.

Yearsley: 1086 Evreslage (DB.), 1285 Euerslegh, Euerysley (SS. vol. 49, pp. 93, 94), 1286 Eversley (YAS. vol. 23, p. 44), 1301 Eversley, Yeverslay (YAS. vol. 21) N. E. Dial. [ja:zlə].

Yedingham: 1185 – 95 Edingham, Yedingham (Y. Ch. vol. i, nos. 390, 391), 1218 Edingham (YAS. 62), 1219 Yedingham (ib.), 1285 Yedingham (SS. vol. 49, p. 141), 1301 Edingham (YAS. vol. 21), 1384 Yedingham (SS. vol. 4, p. 53).

York: 923 Eoforwic (A. S. Chronicle, MS. E), 1086 Euruic (DB.), xiii C. Ʒeorc, Ʒorc (Lagamon's Brut, ll. 2666 ff.), early xiv C. Yerk (riming with 'clerk': Havelock, ll. 1177-8; and so still in Lincolnshire dialect); Scandinavian sources: Heimskringla, Jórvik, Jórk: Orkneyingasaga, Jórvik (chapt. 40); and others in Egilssaga, etc. (Further, for etymology, etc., see Moorman, Place-names of the West Riding, pp. i-ii, Zachrisson, p. 63, note).

Youlthorpe: 1086 Aiultorp (DB.; see Lindqvist, Scandinavian Place-names in M. E. p. 131).

10. There is also a number of place-names outside Yorkshire, which show the sound change under consideration. The following are the result of only a casual investigation: —

Earlham (Norfolk): Zachrisson, p. 65, note 1.

Easington (Northumberland): Mawer, Place-names of Northumberland.

Edingworth (Somerset): 1316 Yadenworth (NV.), 1428 Edeneworth (FA.).

Heapham (Lincolnshire): Zachrisson, p. 65, note 1.

Yarnton, Yelford (Oxford): Alexander, Oxfordshire Place-names.

Yarbrough (Lincs.): 1086 Gereburg (DB.), 1156 Jerdeburch (Index), xiii C. Yerdeburch, -burge; Jordeburge; Jerthburg (Zachrisson, p. 58; who derives from O. E. eorþ; cf. OE. eorþeburg).

Yammondside, Yearngill, Yotton (Cumberland): Sedgefield, Place-names of Cumberland.

Yanwath (Westmoreland): Sedgefield, Place-names of Cumb.

Yapton (Sussex): Roberts, Place-names of Sussex.

Yattenden (Berks.): 1086 Etingedene (DB.), 1316 Yatindene (NV.): see further, Skeat's and Stenton's dissertations on the place-names of Berkshire.

Yatesbury (Wilts.): Ekblom, Wiltshire Place-namcs.

Yarnfield, Yatton (Wilts.): Ekblom, op. cit.

Yelverton (Norfolk): 1086 Ailuertun (D. B.).

11. Other cases in Yorkshire (apart from place-names) include the dialect pronunciations of Elland [jelənd] (1086 Elant, Elont: DB.; see further Moorman, West Riding Place-names), Yedmundbeck (in North Riding is probably derived from O. E. personal name Eadmond), and York [jorᵊk], [ja:k]; I have never heard the latter pronunciation of York, except in the south-east of the West Riding (cf. also Lincolnshire dialect pronunciation as [jerk]: § 9). There are two dialect words belonging to the speech of the North Riding: [jə:d] "a fox's earth" (Harland, Swaledale Glossary, English Dial. Soc.: O. E. eorþe); and [jet] "eat" (ib.: O. E. ētan). In all these cases (except York), the date of the development of a prosthetic palatal consonant before O. E. initial e- is uncertain. But in the York Play "The Harrowing of Hell" l. 124 (ed. Sisam, Fourteenth Century Prose and Verse) we find the alliterative line "Youre yendles ȝatis þat ȝe haue here" belonging to the 14th Century; cf. also Robert of Brunne, Handling Synne, l. 2347, "at the two ȝeres ȝende", and the numerous examples of O. E. eow, eower, eode, heo, heom > M. E. ȝowe, ȝhow (Northern Passion, E. E. T. S. 145), ȝeow (eou) (Lagamon, ed. Madden), ȝuw (Orrm, ed. Holt); ȝour (Winner and Waster, ed. Gollancz, Oxford, 1920), ȝoure (Lagamon, ed. Madden), ȝure (Orrm); ȝoode (York Plays 87/336), yode, yoode (rime-flood: ib. 50/151), ȝhode, ȝode, ȝude, ȝhede (Northern Passion), ȝeode, (eode) (Lagamon), ȝod (O. E. Miscellany, ed. Morris, E.E.T.S. 49); ȝeo (Lagamon), ȝho (Orrm); ȝam, ȝeom (Lagamon).

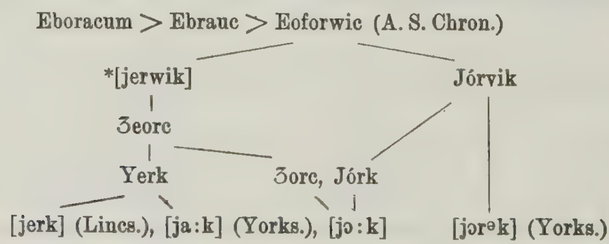
12. No general rule can be formulated from this scanty material, but probably an extensive survey of M. E. literature and place-names (which I hope to accomplish, as soon as time allows) might reveal something more definite. At all events, it is pretty certain that in the M. E. period O. E. eo, ea frequently became [je] (cf. Sievers, ags. Gr.³, § 34, anm.; § 212 anm. 2) in

many parts of the country (Wright, English Dialect Grammar, § 248) as will be seen from the above material.

III. York (see § 9 for early spellings).

13. Boerner (Die Sprache Roberd Mannyngs of Brunne, Halle, 1904, p. 301) suggests that this sound change O.E. eo etc. > M.E. [je] is due to Scandinavian influence, but it is difficult to see how that influence can have affected such widely separated areas as Northumberland and Wiltshire or Kent (cf. Zachrisson, p. 66). In the case of York, (which is exceptional, as it was the chief centre of Scandinavian influence in England) there can be little doubt of Scandinavian influence (see § 4), and this may have extended itself to the river-name Ure. But even if Scandinavian influence were wholly responsible for the change O.E. eo > M.E. [jō], it did not entirely supplant the native development to M.E. [je]. The stage eofor > [jer], [jōr]- is indicated by Lagamon's Ȝeorc, Ȝorc, where the former is the true English form (< *[jeoforwik]), and the latter the Scandinavian (from O.N. Jórwik, Jórk). The form Yerk (-clerk) in Havelock (and the Modern Lincolnshire dialect pronunciation [jerk]) represents the regular M.E. sound change eo > e; and from this M.E. form [jerk] sprang the N.E. Dialect. [ja:k] (see § 11 and cf. Yearsley § 9, p. 294) by the sound change M.E. er > N.E. Dial. [a:] (see § 7).

14. The development of York, therefore, might be summarised:



LEEDS.

A. H. SMITH.

FELICIA HEMANS
UND
DIE ENGLISCHEN BEZIEHUNGEN ZUR DEUTSCHEN LITERATUR IM ERSTEN DRITTEL DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

IV.

VIII.

Beinflussung durch deutsche Dichter.

Der Stoffkreis der Natur und des wirklichen Lebens, der F. Hemans die Anregungen zu ihren Dichtungen gab, war recht begrenzt. Die Dichterin hat ja die Grenzen Grofsbritanniens nie verlassen. Jedoch, wie schon in der Einleitung festgestellt wurde, braucht ihr Werk nicht grofse Motive. Aus den Erzählungen der Kinder ergibt sich, dafs jede Blume, die sie der Mutter zum Geschenk brachten, sogleich der Gegenstand eines neuen Werkes werden konnte. Bei ihrer Liebe zu den Büchern sind daher viele ihrer Quellen literarischer Art.

Ein reicher Vorrat stand da immer zur Verfügung; umfangreich, wie die Belesenheit der Dichterin, war auch das Material an Gedanken und Stoffen, das ihr von den deutschen Büchern geboten wurde. Wahrscheinlich handelt es sich nicht immer um direkte Entlehnungen: F. Hemans verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das ihr erlaubte, einmal überlesene Stellen sofort zu behalten; vieles mag sie so als eigenen Gedanken angesehen haben, das fremder Quelle entstammt. Doch finden sich nach der Angabe der Schwester auch zahlreiche Auszüge aus deutschen Schriftstellern in ihren Tagebüchern.

Zur Beeinflussung zähle ich auch die Fälle, wo das den Grundgedanken enthaltende deutsche Zitat als Motto vor der

Dichtung steht. Die Reihenfolge der Autoren ist dem Kapitel VI. entsprechend.

Herder

hat sie zweimal entscheidend beeinflufst, bei den "Lays of many Lands" (1826; s. Kap. III) und den "Songs of the Cid".

"The following pieces may so far be considered a series, as each is intended to be commemorative of some national recollection, popular custom, or tradition. The idea was suggested by Herder's 'Stimmen der Völker in Liedern'; the execution is, however, different, as the poems in his collection are chiefly translations."

Mit diesen Worten, die als Geleit zu den "Lays" stehen, ist der grundlegende Unterschied zwischen Vorbild und Nachschöpfung gekennzeichnet. Die Idee ist die gleiche: beide Male soll „aus den mannigfaltigst modulierten Nationaltönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsamer menschlicher Natur hervorgehen" (Vorrede von Johann von Müller zu Herders „Stimmen der Völker in Liedern", Tübingen 1807), aber auf ganz verschiedenen Wegen wird dieses Ziel angestrebt. Herder wirkt von innen heraus: er läfst die Völker selbst sprechen. Sie stehen nicht auf einer Bühne, sondern leben mit dem Leser zusammen. Was von ihren Sitten und Gebräuchen sich bekannt gibt, ist zwischen den Zeilen. Der Urheber der Sammlung tritt ganz zurück; seine Aufgabe ist es, seine Übersetzung den charakteristischen Metren und Klangmelodien des Originals so anzupassen, dafs die nationale Eigentümlichkeit durchaus gewahrt bleibt. Andererseits geht er von der Erwägung aus, dafs das Fühlen des Volkes am meisten aus seiner eigenen, nicht aus der Kunstdichtung spricht. Sein Bestreben ist es also, möglichst nur Volksdichtung heranzuziehen. Seine eigene Natur würde sich demnach nur durch die Auswahl, durch die Bevorzugung besonderer Motive in den Liedern erkennen lassen.

Anders bei F. Hemans. Wenn sie die völkische Eigenart kennzeichnen will, so nimmt sie eine charakteristische Situation, eine alte Überlieferung, einen besonderen Brauch und interpretiert diese aufs genaueste. Die „Stimmen der Völker" gelangen also nicht geradezu zum Hörer, sondern auf dem Umwege über die Auslegung der Dichterin; und was sie gibt, ist gröfstenteils Kunstdichtung. Da die Stimmungslieder und

Illustrierungen von Volkssitten gegenüber der erzählenden Ballade bevorzugt sind, ist eine gröſsere Zahl von erläuternden Vorbemerkungen nötig als bei Herder. Auch hierdurch geht vielleicht etwas von dem Unmittelbaren verloren, das dem deutschen Vorbild eigen ist. Im ganzen ist der umgekehrte Weg gegenüber Herder eingeschlagen: bei ihm sind die Lieder das Ursprüngliche, aus ihnen weht uns eine Stimmung entgegen, die allen gemeinsam ist; F. Hemans aber, die Neues schafft, muſs gerade dieses Unbewuſste, das sie aus ihrem Vorbild kennt, als das Gegebene setzen, und ihm folgend ihre Werke komponieren. Dabei kann sie nicht vermeiden, daſs ihre eigene Stimmung mit unterläuft. Die groſsen Linien der „Stimmen der Völker", als die wir wohl Liebe, Kampf, Sehnsucht, Trauer betrachten dürfen, hat sie in ihrer Schöpfung vollständig zum Ausdruck gebracht; dabei aber spielt, von ihr wohl unbeabsichtigt, noch ein Anderes mit hinein: Der Tod, vom ersten bis zum letzten Gedicht. So werden letzten Endes doch mehr die Stimmen der Dichterin als der Völker laut.

Auſser der Grundidee und der Grundstimmung ergibt sich Gemeinsames im Einzelnen. Vielfach wirkt die Sammlung der Hemans ergänzend. Sie hat den bei Herder kürzer behandelten exotischen Volksstämmen breiten Raum gegeben, es findet sich bei ihr ein "Moorish Bridal Song"; Totenbräuche der Inder ("The Bird's Release"), der Indianer von Brasilien ("The Messenger Bird"), Louisiana ("The Stranger in Louisiana") und vom St. Mary-Fluſs ("The Isle of Founts"). Bei den schweizer Liedern folgt sie einer Anregung, die noch Herder selbst gegeben hat. Wegen seiner Länge nahm er das „Tellenlied" und anderes nicht auf, wies aber die Unternehmer ähnlicher Sammlungen darauf hin. Die "Lays" füllen diese Lücke durch zwei Stücke, "The Cavern of the three Tells" und "Swiss Song" ("On the Anniversary of an Ancient Battle"), Eine Erweiterung haben auch die griechischen Lieder erfahren. was wohl schon durch ihre Aktualität bedingt war; zum Teil sind bereits Fauriel und Ereignisse der jüngsten Freiheitskämpfe benutzt.

Hier wie bei Herder ist nach Völkergruppen geordnet. Die Abteilung der deutschen Lieder schlieſst sich im Aufbau an das Vorbild an: zuerst ein Werk aus einer vergangenen Periode, dann eins der neueren Zeit. Die nordischen Gedichte

behandeln dieselben Motive wie das deutsche Vorbild; dem "Sword of the Tomb" entspricht das „Zaubergespräch Angantyrs und Hervors", zu den „Todesgöttinnen" bietet "Valkyriur Song" das Gegenstück.

Zu untersuchen bleibt noch, ob F. Hemans auch jeweils die charakteristische Form beibehalten hat. Sie ist auch hier ihre eigenen Wege gegangen. Es genügt ihr, dafs der Klang des Volkstümlichen gewahrt bleibt. In "He never smiled again", das einen Stoff aus der englischen Geschichte behandelt, sind mit Glück alte Stilmerkmale der Volksballade angewandt worden (s. im Einleitungskapitel die Bemerkungen zu den "Lays of many Lands"); dieses englische Metrum wird ausgeborgt auch für die Vertreter anderer Nationen. Der "Valkyriur Song" erklingt im alten Viertakt; ebenfalls die Sage vom "Wild Huntsman", und beide Male pafst sich der Vers in Sinn und Stimmung unmerklich ein; für ein griechisches Lied wie "The Suliote Mother" hätte in den Kurzzeilen wohl ein anderes Versmafs, als gerade dieses durchaus germanische besser gepafst. Bei den übrigen Stücken ist die Form nicht besonders charakterisiert.

Stark ist auch der Einflufs Herders auf die "Songs of the Cid" (V, 111). Die Bemerkung der Hemans, Herders "translation of these romances are remarkable for their spirit and scrupulous fidelity" läfst vermuten, dafs die Dichterin stellenweise nur ihn herangezogen habe; denn in Wirklichkeit ist Herders Werk keine reine Übersetzung und geht viel mehr auf französische als auf spanische Quellen zurück.[1]) In der Tat ist stellenweise nur er benutzt worden.

Für unsere Betrachtung scheiden aus 1. "The Cid's Departure into Exile", denn dieses schliefst sich eng an das alte Gedicht vom Cid an, wo seine Verbannung viel ausführlicher behandelt ist als in den Romanzen oder bei Herder (Nr. 4—6 entspricht dem spanischen Epos, und zwar dort Zeile 1—5, Str. 7, 1 "Then a dim tear swell'd to the warrior's eye = Z. 1; 7, 3 u. 4 = Z. 8 u. 9. Ein kleines Mifsverständnis ist dabei unterlaufen: Hemans übersetzt "With sixty *knights* in his gallant train", während die Stelle im Original Fähnlein be-

---

[1]) Vgl. Köhler, Herders Cid und seine französischen Quellen. Leipzig 1879.

deutet (Z. 16). Ferner kommt nicht in Betracht "The Cid's Funeral Procession", da die spanischen Romanzen und Herder hier genau übereinstimmen, auch nicht "The Cid's Rising" das sich weder nach den Romanzen, noch nach Herder richtet (der es nicht in seiner Sammlung hat), sondern nach Southey's "Chronicle of the Cid" (p. 352).

Wohl aber zeigt sich der Einfluſs Herders bei "The Cid's Deathbed". Er ist leicht festzustellen, da er in allen Fällen wirksam ist, in denen Stellen der englischen Dichtung mit solchen Herders übereinstimmen, die sich nicht in den spanischen Quellen befinden, also dem französischen Roman entstammen und somit ganz und nur Herder eigentümlich waren.[1]) Eine Stelle, die also nur auf ihn zurückgehen kann, ist in Str. 8:

"What said the Ruler of the field?
— His voice is faint and low";

Herder 67: Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme? (Voegelin S. 343).

Vollständig nach Herder sind die drei Schluſsstrophen (Voegelin S. 345):

"Now wave, ye glorious banners wave!
Through the lattice a wind sweeps by" ...

Herder: Und nun rauschen die Paniere
Stärker, durch das offne Fenster
Weht ein Wind ...;

— — — — — — — — —

"The Wind and the banners fall hush'd as night,
The Campeador — he sleeps!"

Herder: Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

— — — — — — — — —

"Sound the battle-horn on the breeze of morn,
And swell out the trumpet's blast,
Till the notes prevail o'er the voice of swail
For the noble Cid hath pass'd:

---

[1]) Als Grundlage diente A. S. Voegelin, Herders Cid, die französische und spanische Quelle zusammengestellt. Heilbronn 1879.

Herder: Auf nun, auf! Trommeten, Trommeln
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Übertönet Klag und Seufzen ...
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

Goethe.

Sehr gering ist Goethes Einflufs. Überraschend ist, dafs seine Frauengestalten auf die Reihe der weiblichen Helden der F. Hemans so wenig Einwirkung hatten. Eine Parallele findet allenfalls Klärchen aus dem „Egmont“ in der Ximena in “The Siege of Valencia” (1823; III, 284). Wenigstens findet sich eine entsprechende Szene: hier wie dort sind die Bürger tatenlos in müfsigem Gespräch versammelt, Ximena stürzt wie Klärchen herein und ruft zu den Waffen (Szene VI).

Am Eingang des zweiten Teiles vom “Forest Sanctuary” steht als Motto das Faustzitat

„Wie diese treue liebe Seele usw.
— — — — — — —
sich heilig quäle,
Dafs sie den liebsten Mann verloren halten soll.“

Sonst finden sich Goethes Spuren sehr wenig. Die Zeichnung des weiblichen Schicksals in der „Iphigenia“:

„Der rasche Kampf verewigt einen Mann,
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Tränen, die unendlichen
Der überblieb'nen, der verlass'nen Frau
Zählt keine Nachwelt ...“

inspirierte F. Hemans zur Dichtung “The Effigies” (V, 278; vgl. Motto). Die Dichterin sieht ein Grabmal mit zwei Bildern: Krieger und Gattin. Beide sind verblafst, de Name ist ausgelöscht. Aber von dem Krieger steigt doch die Erinnerung auf: Wehende Fahnen, Festbankette, Ruhm bei Herold und Barde; was aber blieb der Frau? “When did Fame take heed of griefs obscure as these?” Einsame Gebete, Almosen, und doch:

“Oh, happy, happier than thy lord
In that lone path to heaven.“

Ein deutlicher Einflufs von Goethes „An den Mond“ scheint mir in “Indian Woman's Death-Song” (Rec. of Woman,

V, 192; 1828) vorzuliegen. Das Gleiche ist in beiden Werken die Verbindung des rauschenden Flusses mit der Gedankenwelt des Menschen. Klingt es bei Goethe: „Fliefse, fliefse, lieber Flufs, nimmer werd ich froh!“, so findet sich bei F. Hemans die Parallele: “Roll on! — my warrior’s eye” usw.; auch hier wird Vergangenes betrauert und in der nächsten Strophe noch einmal wiederholt: “It sings a low and mournful song of gladness that is gone”. Im Mondlied wird dann der Zuruf an den Flufs wiederholt: „Rausche, Flufs, das Tal entlang ohne Rast und Ruh“; genau entspricht es im Totensang der Indianerin, wenn es heifst: “Roll swifter yet, thou stream” und immer wieder rhythmisch das “Roll on!” ertönt.

Schiller.

Der nachhaltige Eindruck dieses einen Dichters zeigt sich überwältigend in zahlreichen Parallelen, Nachdichtungen und Motto-Werken.

Der Grundgedanke des „Liedes von der Glocke“ ist in Strophe LXII des Epos “The Last Constantine” (III, 178; vom Jahre 1823) behandelt worden (s. die entsprechende Anmerkung im Epos).

Die „Nadowessische Todtenklage“, das Werk, dafs so tiefen Eindruck auf F. Heman machte, blieb nicht ohne Nachwirkung. Das Ganze, dessen Melodik sie so bewunderte, hat eine Parallele im Abschiedsgesang des alten Indianers an seine Pflegetochter in „Edith“ (V, 179; Songs of the Affections, 1830). Weniger wegen der Einzelanklänge, obwohl sich auch hier unschwer Ähnlichkeiten feststellen lassen; man vgl. etwa die Zeilen Schillers (Wohl ihm, er ist hingegangen usw.) und F. Hemans’ Variation

> “Thou ’st journeying to thy spirit’s home
> Where the skies are ever clear” usw.;

solche Variationen würden sich noch mehr feststellen lassen; wichtiger ist jedoch das Ganze. Die Anordnung in beiden Gedichten ist dieselbe, mehr noch die Stimmung, in der sie gehalten sind. Beide sind ein Trauerlied für einen Gestorbenen, bezw. eine Sterbende; in beiden ist der Gegensatz: der selige Geist weilt oben, uns läfst er auf der Erde zurück, um ihn zu beklagen; wobei das Jenseits ausgemalt wird. Mindestens handelt es sich um anregenden Einflufs.

„Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist“,

dieses Bild übernahm F. Hemans in der Schilderung des Jenseits in ihrem “Evening Song of the Tyrolese Peasants” (VI, 170; 1830), wo es wiederkehrt mit “There will be no more snow”.

Sehr starke Einwirkung übten Schillers Frauengestalten aus. Eine Reihe von ihnen ist von F. Hemans nachgeschaffen worden. An der Spitze steht hier

Thekla

aus dem „Wallenstein“.

„Theklas Gebet“ (Des Mägdleins Klage)

kehrt mannigfach wieder. Hier fesselten besonders die Schlufszeilen:

„Du Heilige, rufe Dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.“

In den “Records of Woman” (V, 172) bilden diese Zeilen das Motto für die schon erwähnte Edith. Die Dichtung spielt in den Urwäldern Nordamerikas. Dort hat eine junge Engländerin ihren Geliebten verloren und will nun nicht mehr auf der Erde bleiben.

Die Einwirkung führt weiter zu der “Lady of Provence” (1830; VI, 17 Songs of the Affections), deren Schlufs lautet!

“She hath lived, she hath loved — her task is done”

und endlich “Italian Girl's Hymn to the Virgin” (VI, 22; Songs of the Affections):

“The troubled joy of life,
Love's lightning happiness my soul hath known
— — — — — — — — — —
Take back, take back thine own.”

Die Gestalt der Thekla beschäftigt die Dichterin auch fernerhin. In anderer Charakterisierung erscheint sie, in der Hingabe. Das Drama “De Chatillon” (1824; IV, 266) bringt (IV, 314) eine unverkennbare Remininiszenz aus „Wallensteins Tod“. Dort will sich Thekla, hier Moraima nicht von der Leiche des Geliebten trennen. Beinahe wörtlich kehrt wieder „Wallenstein“ IV, 11:

„Wohin? Es ist nur ein Ort in der Welt!
— — — — — — — — — —
Der einz'ge Fleck ist mir die ganze Erde“

in "De Chatillon:

There is no place but this for me on earth!
Where should I go? There is no place but this!

Aus Coleridge's Übersetzung finden sich die Worte der Thekla als Motto vor "The Peasant Girl of the Rhone" (1828; Rec. of Woman, V, 188). Der Vorwurf ist nicht weiter gebildet, es kommt nicht über eine einfache Schilderung der Situation hinaus. Der Tote ist ein junger Krieger, das junge Mädchen, das niemand kennt, hat täglich seine Gruft mit Blumen geschmückt und wird zuletzt tot auf seinem Sarg gefunden. Ganz Thekla! Leider wird nicht Seelenmalerei gegeben, wie in "Arabella Stuart"; lediglich die Tatsachen werden erzählt.

Das Gegenstück ist die schon oben erwähnte "Lady of Provence" in den "Songs of the Affections" (1830), die ja vielfach eine Fortführung der "Records of Woman" bedeuten.

Besser ist das Problem behandelt ebenda in "Thekla at her Lover's Grave" (VI, 46). Zart ist der Grundgedanke durchgeführt: Liebe ist mächtiger als der Tod. Kann der Tote nicht zur Lebenden kommen, so doch sie zu ihm.

Der Ring der Thekla-Dichtungen schliefst sich mit der Lyrik von "The Nightingale's Death-Song" (1830; VI, 128). Der Grundgedanke ist aus „Thekla, eine Geisterstimme" entnommen:

„Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie."

In dem später folgenden allgemeinen Rückblick wird davon noch ausführlich die Rede sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Verwandte Töne zur „Jungfrau von Orleans" erklingen in "Joan of Arc in Rheims" (1828; V, 195, Rec. of Woman).

Geschildert ist das Zusammentreffen der Jungfrau mit ihrer Familie in Rheims. F. Hemans hat sich, was den Vorgang selbst betrifft, an die Biographie "Vie de Jeanne d'Arc" gehalten; es handelt sich also bei ihr um Brüder Johannas. Die nähere Beschreibung geht jedoch auf Schiller zurück (Akt IV).

Anklänge zum Monolog der Schillerschen „Jungfrau" finden sich im Anfang der Hemansschen Dichtung.

Besonders mögen hier folgende Stellen zum Vergleich herangezogen werden:

Schiller: Das weite Rheims faſst nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen ... und

Hemans: around
A multitude, whose billows ...;

Schiller: Und Frankreich huldigt seinem Königssohne

Hemans: The chivalry of France their proud heads bowing
In martial vassalage ....

Die Schilderung, wie der Anblick ihrer Angehörigen die Jungfrau an die verlassene Heimat erinnert, ist ganz ähnlich gehalten:

Her spirit turned usw.
The tone as of a breeze
that ov'r her home had blown ...

Schiller: Vernehme den geliebten Ton,
mich heim erinnere an die väterliche Flur ...

Zum Schluſs auch hier der Wunsch nach Rückkehr zum väterlichen Herd:

with thee
To the still cabin and the beechen tree
Let me return,

Schiller: Kommt, laſst uns fliehen! Ich geh mit euch, ich kehre
In unser Dorf, in Vaters Schoſs zurück.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gestalt der Gertrud aus „Tell“ soll im Zusammenhang mit den übrigen Telldichtungen der Hemans betrachtet werden. Vorausgehend mag erst eine Schilderung des Einflusses von Schillers übrigen Dramen Platz finden.

Aus der „Jungfrau“ wurde noch der Monolog aus dem Vorspiel dem "Forest Sanctuary" (IV, 1) als Motto vorangesetzt.

„Wallenstein“ bot auſser den Thekla-Szenen noch mannigfache Anregungen, besonders in der Übersetzung von Coleridge. Das ist der Fall in 1. "The King of Aragon's Lament for his Brother" (VI, 31 Songs of the Affections).

Motto: Wallenstein (Coleridge):

"If I could see him, it were well with me."

Der Inhalt ergibt sich aus der Überschrift und den obenstehenden Schillerschen Zeilen, so dafs nichts mehr darüber zu bemerken bleibt.

2. "Nature's Farewell" (VI, 114; 1830);

Motto: Wallenstein (Coleridge):

"The beautiful is vanished and returns no more."

Der Gedanke hat hier eine hübsche Einkleidung gefunden. Der Knabe reitet aus dem Land seiner Kindheit. Die Natur nimmt von ihm Abschied; wenn er wiederkehrt, wird er sie mit anderen Augen betrachten: Der Abschied der Natur ist zugleich der seiner Jugend.

3. Das Beste aus diesem Kreis ist dann "The Streams" (VI, 105; 1830).

Motto: Wallenstein (Coleridge:

"The power, the beauty and the majesty,
That had their haunts in dale or piny mountains
Or forest by slow stream, or pebby spring,
Or chasms and watery depths, all those have vanish'd!
They live no longer in the faith of heaven
But still the heart doth need a language!"

Die Ströme sind als Abbild der Gottheit gefafst. Die Altäre, die an ihren Ufern standen, sind jetzt versunken, doch die Ströme bleiben heilig.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch aus den übrigen Dramen Schillers wurden Motive verwandt.

Eine der üblichen Beschreibungen ist "The Soldier's Deathbed" (VI, 61 Songs of the Affections; 1830). Die vielbewunderte Donauszene aus den „Räubern" wurde hier Anregung:

„Wie herrlich die Sonne dort untergeht!
— — — — — — — — — —
Da ich noch ein Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie!"

Das wird aufgegriffen in den Anfangszeilen:

"Like thee to die, thou sun,
My boyhood's dream was this."

Die eigentliche Dichtung baut sich jedoch auf den im Zitat ausgelassenen Worten auf: "So stirbt ein Held, anbetungswürdig!"

Vom „Don Carlos“ wirkt die Szene vor der Leiche des Marquis Posa:

> “Gib diesen Todten mir heraus, ich mufs
> Ihn wieder haben! Trostlose Allmacht,
> Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
> Verlängern, eine kleine Übereilung
> Mit Menschenleben nicht verbessern kann!“

Zur Illustrierung dieser Ohnmachtsstimmung des sonst allmächtigen Despoten wird eine ähnliche Situation in der russischen Geschichte angewandt: “Ivan the Czar” (V, 234; 1828). Iwan der Schreckliche hat in der Übereilung seinen Sohn durch einen Fufstritt getötet und steht reuevoll an dessen Leiche:

> “Hath my word lost its power on earth?
> I say to thee, arise!”

Sehr kraftvoll ist “Indian Woman's Death-Song” (V, 192; Rec. of Woman), dem eine Stelle aus der „Braut von Messina“ voransteht (bei F. Hemans in der Übersetzung im Buche der Staël):

„Ich kann nicht leben mit gebrochnem Herzen“ usw.,

was im Liede wiederkehrt:

> “I cannot live without that light.”

— — — — — — — — — — — — — —

Am stärksten ist der Einflufs des „Tell“. Am stärksten aber auch offenbaren sich hier die Schwächen der Hemans.

Es decken sich in “The Vespers of Palermo” (1823) der Beginn von Akt III, Sz. 4 und der Beginn der Rütliszene bei Schiller:

> „So müssen wir auf unserm eignen Erb
> Und väterlichen Boden uns verstohlen
> Zusammenschleichen ...“

und bei Hemans:

> “And is it thus, beneath the solemn skies
> Of midnight, and in solitary caves” usw.

An erster Stelle aber in diesem Kreise stehen die beiden Nachdichtungen, “The Switzer's Wife” und “The League of the Alps”.

“The Swizer's Wife” (V, 155, Rec. of Woman).

Zugrunde liegt die Szene zwischen Werner Stauffacher und Gertrud, jedoch spielen noch andere Motive des „Tell“ mit hinein; man vgl.

Str. 9 “We must speak low amidst our ancient hills
And their free torrents ...”

mit dem Ausspruch Walter Fürsts in der Rütliszene:

„So müssen wir auf unserm eignen Erb
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammenschleichen ...“.

Alles Äufserliche ist von F. Hemans ziemlich genau übernommen, Stoff, Szene, Motiv, mitunter fast dieselben Wendungen, z. B.

Nr. 6 “What grief, my friend, hath made they heart its prey ...”
„ „Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten“ ...;
Nr. 7 “the share
Of tried affection in thy secret care
„ „Und meine Hälfte fod'r ich deines Grams.“

Leider sind diese äufsern Merkmale nahezu das Einzige, das von Schiller geblieben ist. Sein Geist ist ganz geschwunden. Zweierlei fesselt den Leser an seinem Drama: Die grofsartige Charakterisierung der beiden Gestalten und die nicht minder grofsartige Steigerung der Handlung. Nichts von beidem ist bei F. Hemans geblieben.

Sie verzichtet gänzlich auf Charakterzeichnung; Ansätze dazu würden sich allenfalls bei der Figur der Gertrud finden; danach ergibt sich jedoch ein Bild, das von dem Schillerschen weit entfernt ist. Was ist aus der klaren, bedachtsamen Frau und Stütze des Mannes geworden?

“A frail harp-string shaken by the storm”

gleich bereit zu weinen,

“with a pleading look through tears half-quivering”;

nur schwaches Weib, das jetzt plötzlich, ohne die geringste Motivierung, entschlossen wird (vgl. Str. 12) Freilich ist auch diese Entschlossenheit sehr weit von der Schillerschen entfernt, man vgl.

„Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei“

und

“I can pray”!

Die Entwicklung fehlt vollständig. Hinreifsender Schwung bei Schiller in der Art, wie Gertrud ihren Mann nach und nach zur Entschlossenheit treibt; wie zuletzt, knapp, in Kernsätzen, die Gegenreden aufeinander folgen, bis den Gipfel der Ausruf Werners bildet:

„Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Haus und Hof mit Freuden fechten."

F. Hemans erkannte dies auch richtig als Höhepunkt (wie die Voransetzung als Motto beweist); aber bei ihr ist keine Steigerung. Setzt doch Gertruds Rede mit dem ein, was der Abschlufs sein sollte.:

"Then must we rise ...
And men must arm ...",

und dieses Grundthema wird dann in vier Strophen ausgesprochen, ohne einen einzigen Einwurf von Seiten des Mannes, der bemerkenswert ruhig bleibt. Einer Steigerung ist so von vornherein die Spitze abgebrochen, und der Ausruf

"worthy art thou
That man for thee should gird himself to die"

verblafst vollständig.

Aus der dramatischen Szene ist eine Idylle geworden. Die Handlung tritt ganz zurück, desto breiterer Raum ist der Beschreibung eingeräumt. Breit wird die Abendstimmung ausgemalt und das Glück des friedlichen Besitztums, noch verstärkt durch Einführung einer Gestalt, die sich bei Schiller nicht findet: des Kindes Werner Stauffachers.

Die gleichen Mängel, in teilweise noch gröfserem Mafsstab, haften der zweiten grofsen Nachdichtung an:

"The League of the Alps"

(VII, 102; chronologisch jedoch gleichzeitig mit "The Switzer's Wife"), weshalb die Vergleiche auf die Motive und Einzelheiten beschränkt werden können.

Vorbild und Schauplatz ist die Rütliszene, doch ist sie hier nur Rahmen zu dem Zweck, mit Walther Fürst, Werner Stauffacher und Melchthal bekannt zu machen. Ihre Charakterzüge sind den bei Schiller dem „Rütli" vorangehenden Szenen entnommen. Str. XVII geht, etwas abgewandelt, wiederum auf das Motto zu "The Switzer's Wife" zurück: Beschreibung des Besitzes, um den es geht:

"It was a home to die for".

Mit Strophe XVIII beginnt die Zeichnung des Melchthal. Die kurzen, prägnanten Schillerschen Sätze sind jedesmal breit ausgemalt, so in

Str. XVIII das Wagemutige;

bei Schiller: „und wohnt er droben auf dem Eispalast“ ...,

ferner Str. XX Young Erni's step had worn
The mantling snows
Str. XXI He knew each path which lead

Schiller: „Die Schliche kenn ich und die Felsenstege.“

Schillers: „Du kannst der Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören ...”

ist variiert in Str. XXII: “That tale was heard” ...

Entsprechend ist endlich

Str. XXVI And the flame signals through the midnigt sprung
From the Surenn Rocks ...
to the far Seelisberg ...

und

“Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben.”

Die Schillerschen Ortsbezeichnungen finden sich sämtlich wieder.

Eine Wiederholung des Rütli-Motives, stellenweise mit denselben Ausdrücken wie in “The League of the Alps” s. in “On a Flower from the Field of Grütli” (V, 123; 1828).

Es bleiben noch Einzelheiten zu besprechen, die dem „Tell“ entlehnt wurden.

Hierzu gehören die „Feuerzeichen“. In dem Gedicht “The Queen of Prussia's Tomb” (Rec. of Woman; V 218) ist überraschend von Signalfeuern, “signal flames” die Rede, die zur Ankündigung des Befreiungskampfes verwendet wurden. Ein Gebirgsbrauch in einer Ebene? Das kann F. Hemans nur aus ihrem Lieblingswerk haben.

Während die beiden Nachdichtungen durch zu enges Festhalten an Einzelheiten den Blick aufs Ganze vermissen lassen, atmet eine andere Dichtung mehr Tell-Geist,

“The Shepherd-Poet of the Alps” (VI, 227; 1830).

Dem Motiv des schweizer Befreiungskampfes sind hier neue Seiten abgewonnen. Helden der Handlung sind zwei

Geschwister, ein Freiheitsdichter, der eingekerkert wird, und seine Schwester, die ihn schliefslich befreit. Zur Zeichnung dieser Schwester gab die Tell-Dichtung mannigfache Züge.

Es handelt sich hier wieder um die Gertrud-Gestalt, wie sie F. Hemans in "The Switzer's Wife" aufgefafst hat, zuerst zaghaftes, schwaches Weib, dann zur Tatkraft emporlodernd. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit in der Beschreibung, wie die Schwester die Worte des Bruders aufbewahrt, mit der entsprechenden Stelle bei Schiller:

„Aufmerkend hört ich da manch' kluges Wort
— — — — — — — — — — —
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt" ...

F. Hemans: Each in young Teresa's breast
Left its fiery words impressed,
Treasured there lay every line.

Dann wieder klingt das Melchthal-Motiv an: wie Melchthal zieht die Schwester durch die Täler, um ihre Bewohner zur Rache aufzurufen.

In der Befreiungsszene ist wieder das Motiv der Flammenzeichen ausgemalt:

"But a signal flame from a peak of snows
— — — — — — — — — —
A hundred answer of hill to hill!

— — — — — — — — — — — — — —

Noch bis in die letzten Jahre der Hemans wirkte Schiller anregend auf sie. Als sie schon auf dem Krankenbett lag, fafste sie noch den grofsen Plan zur Verherrlichung des Christentums in einem Werk, das den Titel "The Christian Temple" führen sollte. Die Idee dazu war ihr durch Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" gekommen. Der Tod nahm ihr die Feder aus der Hand; vollenden konnte sie nur die grofse Dichtung "Despondency and Aspiration" (VII, 276), die sie als Prolog geplant hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Zusammenfassend läfst sich sagen, dafs der Einflufs Schillers auf F. Hemans die besten Folgen trug. Wenn er sie auch mitunter vor Aufgaben stellte, denen ihre Kraft nicht gewachsen war: wertvoll bleibt er ihr doch immer als treibende Gewalt. Die Einwirkung beginnt 1823 und dauert bis zum Tode der Dichterin. Am stärksten ist sie 1828 (in den

"Records of Woman" und einzelnen gröſseren Werken; besonders ist „Tell“ wirksam) und 1830 in den "Songs of the Affections" und "Miscellaneous Poems" (in denen am meisten „Wallenstein“ wirkt).

Die deutsche Romantik.

Die Idee des besseren Landes.

Es wurde schon in der Einleitung darauf hingewiesen, welche Bedeutung für die Reifezeit der Hemans das Motiv der Sehnsucht hat, der Sehnsucht nach dem Jenseits. Allmählich tritt dieses Gefühl auf, um sich immer mehr auszubreiten. Wo hat es seinen Ursprung? Allen Anzeichen nach in der deutschen Romantik.

Was diese auszeichnet,[1] ist ja der Trieb nach dem Unendlichen, die sehnsüchtige Begier zum Ewigen, zum Absoluten, zu Gott schlieſslich. In der „Grundlage der gesamten Wissenschaften“ umschreibt Fichte diesen Begriff der Sehnsucht (S. 303); er bezeichnet ihn als den „Trieb nach etwas völlig Unbekanntem, das sich bloſs durch ein Bedürfnis, durch ein Miſsbehagen, durch eine Leere, die Ausfüllung sucht, und nicht andeutet, woher? — offenbart“. Mannigfach sind die Symbole dafür; Novalis findet den Traum von der blauen Blume, andere suchen ihr Gefühl in die Musik zu bannen; ein Teil endlich blickt visionär in ein anderes Land.

Das aber ist auch bei unserer Dichterin der Fall. Schon 1823, in "The Voice of Spring" (V, 155) ertönen geheimnisvolle Klänge: "But I know of a land where there falls no blight, I shall find them there, with their eyes of light!" und später "For me, I depart to a brighter shore!" Ähnlich findet es sich in "Psyche borne by Zephyrs to the Island of Pleasure" (IV, 199). Auch dort geht die Seele "in a brighter land to dwell"; heiſst es "We pant, we thirst for fountains That gush not here below", also ganz im Sinne der Fichte'schen Definition. Eine Erinnerung an das im Kapitel „Kenntnis deutscher Schriftsteller“ Gesagte hilft weiter. 1823 wurde "The Voice of Spring" geschrieben; 1821 schon lernte F. Hemans Tieck

---

[1]) Marie Joachimi, Weltanschauung der Romantik. Jena und Leipzig, 1895; s. weitere Lit. bei O. Walzel, Deutsche Romantik. Leipzig und Berlin 1918.

kennen, und zwar den „Sternbald“. Welchen tiefen Eindruck er auf sie machte, zeigen ihre Bemerkungen, zeigt die Tatsache, dafs sie das „Alphornlied“ daraus übersetzte. Hier aber findet sich in reichem Mafse das Hinverlangen nach dem fernen, schönen Land („Sternbald“ I, 176; II, 216 usw.). Könnte man sonst noch zweifelhaft sein, so bietet einen weiteren Hinweis der starke Einflufs, den Tieck auch sonst, auf “The Voice of Spring”, ausgeübt hat (s. unten). So wächst die Gewifsheit, dafs F. Hemans das Motiv von Tieck, das heifst also der deutschen Romantik, überkommen hat. Für 1824 haben wir dann ihre Bemerkung zu Grillparzer, aus der hervorgeht, wie stark die Romantik sie damals beschäftigte. 1826 schreibt sie das Gedicht über “Psyche”, als Motto steht das Sonett „Anhänglichkeit“ von A. W. Schlegel, was wiederum zu Gunsten unserer Annahme spricht.

Eine Reihe von Jahren hindurch tritt diese Richtung aufs Übersinnliche zurück; 1830 aber findet sie sich an nicht weniger als fünf Stellen wieder. Zweimal in den “Songs of the Affections”. “Ask’st thou of mine? In solemn peace ’tis lying Far o’er the deserts and the tombs away” heifst die Antwort in “The two Homes” (VI, 60), und geheimnisvoll wird ein “Land of Dreams” (VI, 65) ausgemalt. Wieder erklingt die alte Sehnsucht in den Fragen, wo “The better Land” (VI, 123) zu finden sei, das unerreichbare, “For beyond the clouds, and beyond the tomb, — It is there, it is there, my child!” Und “Sadness and Mirth” (VI, 125) müssen enden: ... “there smiles a land, oh! ye troubled pair, Where ye have no past in the summer air”. Auch in “Dreams of Heaven” (VI, 249) träumt die Seele vom Jenseits.

Warum gerade zu dieser Zeit ein solches Wiederaufleben des Gedankens sich zeigt, erweist ein Blick auf die Lektüre der Dichterin. 1827 trägt sie ein Zitat aus Jean Paul in ihr Tagebuch ein, zwei Jahre später spricht sie mit Bewunderung von der Grofsartigkeit seiner Visionen, auch ihre Schwester weifs von “many congenial thoughts” zu berichten, die sie in seinen Werken fand. Der einsame Träumer aber erblickte das “fremde Land“. Ganz greifbar ist das Symbol wieder nahegerückt, sogar der Titel gegeben; kurz nachdem die Dichterin mit besonderer Sorgfalt in Jean Paul eingedrungen ist (s. den Brief von 1829), schreibt sie die “Songs of the

Affections" und ihre vermischten Gedichte, wo in kurzen Abständen immer und immer wieder die Sehnsucht sucht. Jean Pauls „fremdes Land" wird ihr zum "Better Land"; nur von seiner Seite kann die Wiedererweckung des alten Gedankens gekommen sein.

Der deutsche Romantiker weifs aber auch das Mittel, diese Sehnsucht zu stillen. Sein Drang nach Unendlichkeit findet Befriedigung in der Liebe. Novalis läfst Hyazinth, der nach dem Absoluten sucht, Rosenblütchen, seine Liebe, finden; Franz Sternbalds Sehnsucht ist geendet in den Armen seiner Geliebten.

Das Vorbild ihrer Lieblingsdichter zeigt auch F. Hemans die Erfüllung. Das Sehnen, das in den "Songs of the Affections" anschwillt, wird gestillt. Antwort wird gegeben: das fremde Land, "'tis where I too am loved with love undying; I know it not, yet trust the whisper, telling ... that love unchanged is there" ("The two Homes" VI, 60); und ... "for me thou art all one world of affections deep" ("The Land of Dreams" VI, 65), und "Heaven is where no secret dread may haunt love's meeting hour" (VI, 249; Dreams of Heaven).

Ganz im Sinne der Romantiker ist ihre Liebe [1]) nicht nur eine geistige nach Art Platons, eine mystische Liebe zum Göttlichen, wie sie hauptsächlich der letzten Periode ihrer Dichtung eigen ist; die "Songs of the Affections" gesellen die des Weibes zum Manne hinzu, wie vorher schon die "Records of Woman", schliefsen endlich alles in diese Liebe ein. Und das ist romantische Liebe: im göttlichen und menschlichen Sinne gefafst.

Nur die deutsche Romantik, durch Tieck, A. W. Schlegel, Jean Paul und Novalis ihr vermittelt, konnte F. Hemans zu dieser Höhe der Erkenntnis führen. Nirgends sonst zeigt sich ein literarisches Vorbild in diesem Sinne; und ihr eigenes Erleben kommt noch viel weniger in Betracht: schreibt sie doch ihre Verherrlichungen der Liebe gerade zu einer Zeit, in der sie ganz verlassen war.

Von diesem Höhepunkte aus geht die Entwicklung un-

---

[1]) O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. u. 19. Jhdts. — Leipzig 1911. S. 156. A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik. 1913.

bewufst weiter wie die der Deutschen. Fr. Schlegel fordert: ... „Der Geist der Liebe mufs in der romantischen Poesie überall unsichtbar schweben". Für F. Hemans ist der Genius unlösbar mit der Liebe verknüpft. "Genius singing to love" (VII, 48) bekennt es:

> "Yet must I perish, if the gift depart —
> Leave me not, Love! to mine own beating heart!
> — — — — — — — — — — —
> The music from my lyre
> With thy swift step would flee;
> The world's cold breath would quench the starry fire
> In my deep soul — a temple fill'd with thee!" usw.

Weiter geht dann Fr. Schlegel: „Der Geist der Liebe ist ein unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen; für den wahren Dichter ist alles dieses nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der einen ewigen Liebe." Damit ist die Dichtung der Hemans in den letzten Jahren ihres Lebens, von 1830—1835, gekennzeichnet. Die eine, ewige Liebe ist für sie Gott; ihre dichterische Aufgabe sieht sie, wie die deutschen Romantiker, in der Rolle des „Mittlers", wie sie am Schlufs von "Despondency and Aspiration" bekennt: was ihre Seele im All erlauschte, mufs sie weitergeben.

In doppelter Hinsicht wurde so die deutsche Romantik bedeutend für ihre Dichtung: unmittelbar, indem sie ihr das Symbol für ihre Sehnsucht gab und auch deren Erfüllung; mittelbar, indem die gewonnene Erkenntnis wie bei ihren Vorbildern fortwirkte.

Aufser dieser einen, grofsen Beeinflussung lassen sich kleinere Abhängigkeiten von Romantikern feststellen.

A. W. Schlegel.

Der betrachtenden Dichtung über "Psyche, borne by Zephyrs to the Island of Pleasure" steht die Prosaübertragung des Schlegelschen Sonnetts „Anhänglichkeit" durch M[me] de Staël als Motto voran. Es werden keine neuen Gedanken gefördert, der Grundgedanke gibt nur Gelegenheit zum breiten Ausmalen des Jenseits.

Jean Pauls

Gedanken treten in zwei Schöpfungen zutage. Zunächst in "The charmed Picture" (VI, 54, Songs of the Affections), das anläſslich des Todes der Mutter geschrieben wurde. Aus vollen Herzen dichtet F. Hemans

> "Better in childlike tears to melt
> Pouring my soul on thee!"

in Erinnerung an die von ihr zitierten Worte Jean Pauls aus dem „Quintus Fixlein" (s. Kap. III), wie auch Mem. 156 andeutet.

Die zweite Jean Paulsche Reminiszenz findet sich im "Song of Night" (VI, 94; 1830).

Die in Kap. III zitierte Stelle aus dem „Hesperus" gab hier zweifellos die Anregung (s. auch Mem. 84). ... „Damit wir im Dunkeln leichter die höheren Melodien fassen" ... kehrt in Str. 6, 7, 8 der Hemans wieder:

> The dark skies
> thrill with low mysterious moans
> — — — — — — — —
> unheard amidst their glades
> — — — — — — —
> till the bright day is done.

Noch häufiger aber sind hierin Anklänge an

Novalis'

„Hymnen an die Nacht". Gedanken wie: (Die Nacht bringt)

> „Ferne der Erinnerung,
> Wünsche der Jugend,
> Der Kindheit Träume" usw.

finden sich ähnlich, variiert, bei F. Hemans:

> "I bring them from the past,
> From true hearts broken, gentle spirits torn" usw.

Ganz Novalis ist vor allem der Gedanke der Wiedervereinigung der Liebenden durch die Nacht über das Grab hinaus:

(Einst, da ich ... einsam stand am Hügel ..., da kam aus blauen Fernen ein Dämmerungsschauer u. f. ...);

bei F. Hemans:

> Str. 10 "I bring them from the tomb,
> O'er the sad couch of late repentant love
> they pass ...".

Von der Grofsartigkeit eines Novalis ist freilich im "Song of Night" nichts zu spüren. Doch ist wie bei ihm die Steigerung angesetzt. Die Nacht ist die Beherbergerin der Sterne, der Welten, doch das genügt noch nicht: "I come with mightier things" usw.

Sehr stark ist der Einflufs von

Tieck.

Er ist zugleich ein Gradmesser für F. Hemans' dichterische Entwicklung. Anfänglich steht sie ganz unter seinem Einflufs, bis sie zu Eigenem gelangt, ohne darum das Gute, das sie von ihm übernommen hat, aufzugeben.

Wenn Schiller ihrer Neigung zur Betrachtung sehr entgegenkam, so liegt Tiecks Einwirkung auf dem Gebiet der Gefühlslyrik. Besonders viel dankte sie ihm in ihrer Frühlingsdichtung.

In zwei charkteristischen Beispielen zeigt sich das: "The Voice of spring" und "Breathings of Spring".

"The Voice of Spring" (V, 133; 1823)

verrät noch besonders deutlich den Einschlag Tiecks, den F. Hemans ja als Frühlingsdichter aufserordentlich schätzte.

Zum Vergleiche ist heranzuziehen Tiecks [1]) „Neuer Frühling", „Frühling und Leben", „Wettgesang", „An einen Liebenden im Frühling", „Frühlingsreise", Frühlings- und Sommerlust".

Der Gedanke zunächst, auf den die Hemanssche Dichtung aufgebaut ist: der Frühling verkündet selbst sein Kommen, er, der so lange gerufen worden ist — findet sich in der Eingangsstrophe von Tiecks „Frühlings- und Sommerlust".

In Strophe 1—7 der Dichtung sind dann alle Attribute des Frühlings aufgezählt, die sich schon bei Tieck finden und noch einmal zusammengefafst sein mögen:

> the violet's birth (Tieck I, 84 u. a.);
> the green leaves opening (Tieck I, 222);
> the chestnut flowers have burst (Tieck I, 18 u. a.).

I come o'er the mountains with light and song

Tieck I, 17: Das Thal voll Sonne
Der Wald voll Wonne
Und Lied durchklungen;

---

[1]) Gedichte (3 Bde.) von L. Tieck, Dresden 1821, I, 7—21, 51, 79, 221.

From the streams and torrents I have loosed the chain
Tieck I, 18: Die Quellen, die Flüsse
Befreit von Banden.

F. Hemans selbst meint, dafs Tieck Gefühle ausdrücke, die von den ihren ganz verschieden seien: während seine Dichtungen überschäumend seien von Freude und Leben, mufs sie in der zweiten Hälfte ihrer "Voice of Spring" an die Vergänglichkeit denken; hierin sieht sie anscheinend den grundlegenden Unterschied ihrer Dichtung gegenüber Tieck. Jedoch ist auch dieser Vergänglichkeitsgedanke nicht ganz so original, wie man nach ihren Worten annehmen möchte. Tatsächlich ist er schon im Schlufs der Tieckschen „Frühlingsreise" angedeutet (Tieck I, 86 ff.). Dafs F. Hemans diese Dichtung genau kannte, geht aus den Analogien hervor:

"Ye may press the grape
ye may bind the corn".

Tieck: Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden;
For me, I depart to a brighter shore
Sie tragen mich in eine andere Welt.

Original ist also auch dieser Gedanke nicht, aber von der Dichterin ausgestaltet worden. Wie bei Tieck redet der Frühling die Blumen an und spricht zu ihnen von seinem Scheidenmüssen, da er die Vergänglichkeit an ihnen bemerke. F. Hemans hat dies dahin weiter gesponnen, dafs in zarter Symbolik die Menschen sich als Blumen darstellen, von denen der Frühling Abschied nimmt. Die letzte Wirkung zu erschliefsen, besonders den Kontrast zwischen Frühlingsjubel und Tod auszugestalten, war allerdings ihrer Kunst versagt; es bleibt im wesentlichen bei den durch Tieck vorgezeichneten Bahnen, da er ihrer Neigung zur Beschreibung hier besonders entgegenkommt.

Viel selbständiger ist

"Breathings of Spring" (V, 291; 1828).

In dieser Dichtung sind leicht zwei Teile zu erkennen. Die Str. 5 bildet die Scheide zwischen Tieck und F. Hemans. In der Schilderung der Frühlingspracht greift die Dichterin wieder auf Tieck zurück, kommt sie noch nicht von ihm los; hier finden sich wieder die schon oben aufgezählten typischen Frühlingsattribute. Dann aber wird der Kontrast, der in

"Voice of Spring" nur angedeutet war, voll durchgeführt: die schwellende Frühlingspracht bringt keinen Trost, nur quälende Erinnerung an die Toten und die gestorbene Liebe:

> "What wakest thou in the heart?
> Looks of familiar love, that never more
> — — our aching eyes shall meet
> — — — — — — — —
> Vain longings for the dead!"

In Str. 5 wird zu diesem Kontrast übergeleitet mit dem glücklich durchgeführten Gedanken: Der Frühling bringt manches schon Begrabene in der Natur wieder zum Vorschein, so auch im Menschenherzen,

> Thou that givest back so many a buried thing,
> Restorer of forgotten harmonies!
> — — — — — — — —
> What wakest thou in the heart?

Die Frühlingsdichtung der späteren Jahre ist also reich an neuen, von Tieck unabhängigen Ideen.

Der "Music of Yesterday" (IV, 191; 1826) steht ein Zitat aus dem "Sternbald" voran:

„Oh! mein Geist, ich fühl es in mir, strebt nach etwas Überirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist!" [1]

F. Hemans hat die Ausführung dieses Vorwurfes auf das musikalische Gebiet übertragen. Das Überirdische ist mit Harfenklängen verglichen, die verrauschen; niemand weifs, woher sie kommen, niemand, wohin sie gehen, und nur Sehnsucht lassen sie zurück.

Derselbe Gedanke ist in der "Triumphant Music" (IV, 134) ausgeprägt:

> "Thine are no sounds for earth".

Der Einflufs Tiecks beruht auf Gröfserem noch als einer blofsen Wirkung auf F. Hemans' Frühlingsgedichte. Schon die Einleitung der vorliegenden Arbeit zeigte, wie 1823 nach Epen, Episch-Lyrischem und Episch-Didaktischem überraschend einige Stücke reiner Lyrik auftauchten, die von da an in ihrer Dichtung einen so hervorragenden Platz einnimmt. Das erste von diesen war "The Voice of Spring", und dieses geht auf

[1] Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin 1798. Bd. I, S. 76.

Tieck zurück. Seinem Einflusse also ist es wohl zuzuschreiben, dafs die Gefühlslyrik von da an eines der Hauptelemente in F. Hemans' Werk bedeutet.

Fouqué.

Für "The Voice of Home to the Prodigal" (IV, 184; 1826) waren die Grundlage einige Zeilen Fouqués, der Anfang seines Gedichtes: „In der alten Heimath“ [1]). Bei der Stilanalyse am Schlufs dieses Kapitels wird noch davon zu sprechen sein.

Derselbe Gedanke liegt bei "Come home" (VI, 75, "Songs of the Affections") als Motto vor.

Lieder.

"The forsaken Hearth" (IV, 193, 1826) ist die Variation zweier Zeilen des deutschen Heimatliedes von Rud. Wyfs dem Jüngeren,

> „Was mir fehlt? Es fehlt mir alles,
> Bin so gar verloren hier“.

Oehlenschläger.

Vor "The Sword of the Tomb" in den "Lays of many Lands" (IV, 82) hat die Dichterin kurz bemerkt, dafs das Motiv aus Oehlenschlägers „Stärkodder“ stamme. Dort findet es sich im dritten Aufzug. [2]) Angantyr hat das Orakel bekommen, mit seines Vaters Schwert werde er den Feind vertilgen. Verschwiegen hat F. Hemans, dafs sie aufser dem Motiv auch Einzelheiten entlehnt hat.

Übernommen ist das Versmafs von Angantyrs Verzweiflung:

> Des Vaters Ehr aus dem Grabe geraubt
> Drum bin ich von seiner Asche bestaubt ...
> I have put out the holy sepulchral fire
> I have scatter'd the dust of my warrior-sire!

wo auch der Gedanke übereinstimmt, ebenso in den folgenden Stellen:

---

[1]) Gedichte. Stuttgart-Tübingen 1876. II, 24.

[2]) Adam Oehlenschlägers Schriften. Zum erstenmal gesammelt als Ausgabe letzter Hand. Breslau 1829. 7. Bändchen.

Die Asche ist noch nicht gelöscht — o nein!
Sie brennt durch die Haut zum tiefsten Gebein ...

und It burns on my head and it weighs down my heart;

Nun trinkt er mit Odin den Met nicht mehr,
Nun freuen die Höllenweiber sich sehr.
Nun reitet er auf dreibeinigtem Pferd
Den Hügel herum — doch ohne Schwert!

und He must go full alone on his phantom steed,
He must wide o'er the grave-hills with stormy speed:
His place is no longer at Odin's board,
He is driven from Valhalla without his sword.

Selbst die Ausstattung der Grabkammer schliefst sich an Oehlenschläger an; Schwert und Urne sind durch einen Eichenkranz verbunden.

In den Manuskriptbüchern der Hemans findet sich (Mem. 118) der Entwurf zu einem Gedicht, in dem eine Landschaft in entzückender Schönheit in der Schweiz beschrieben werden sollte, "with a cottage, inhabited by the wife of a chamois hunter. Soliloquy of a wanderer, who imagines that no human passions can ever have disturbed the repose of that sublime solitude. The chamois hunter is brought in dead".

Das wäre nichts anderes als die Umdichtung einer Hauptszene von Oehlenschlägers „Hirthenknabe" geworden. Die Figur des Wanderers mit seinem Selbstgespräch ist genau entsprechend; aus dem Vater ist das Weib geworden und aus dem vermeintlich toten Hirtenknaben der tote Gemsenjäger. In ihrer Analyse hatte, wie erinnerlich, F. Hemans selbst diese Szene als den Höhepunkt des Dramas bezeichnet.

Winckelmann

leistete bei "The Restorations of the Works of Art to Italy" (II, 148) hilfreiche Hand. Auf seine „Geschichte der Kunst des Altertums" geht zurück die Beschreibung des Herkules (161, 16 und 161, 28) und des Laokoon (162, 26). Die Anmerkungen geben genauere Auskunft darüber.

Die Beiträge Humboldts zum "Forest Sanctuary" wurden schon in der Einleitung aufgezählt und seien hier noch einmal gebracht. Auf sein Werk "Personal Narrative of Travels to

equinoctial Regions of the new Continent. Translated by Helen Maria Williams. 1816. gehen folgende Stellen zurück:

Part II, XLVII Das Kreuz des Südens,
„ LIX Begräbnis auf See,
„ LXIX Die klingenden Felsen am Orinoko,
„ LXX Die Luftstille in den Äquatorialgegenden.

Den Schlufs mögen einige kurze Bemerkungen bilden über die Technik der Dichtungen, deren Grundlage ein deutsches Zitat ist. Hier ergeben sich zwei Gruppen. In der einen ist der einfachere Weg eingeschlagen. Die Dichterin hat den Gedanken übernommen und sucht nun nach einer Einkleidung, wofür sie eine Szene aus der Geschichte, ein Kunstwerk, ein eigenes Erlebnis oder selbst erdachte Szenen nimmt. Der Weg ist nun nicht schwierig: in einer Beschreibung rollt der Faden ab, die nur den Grundgedanken besonders charakterisierend hervorhebt, wie wir sahen, meist mit wörtlichem Anklang. Gedichte dieser Art sind z. B. "The Effigies" wo aus der Schilderung des stillen weiblichen Heldentums in der „Iphigenie“ vor der Phantasie der Dichterin das Grabmahl des Ritters und seiner Gattin emporsteigt und deren Schicksal kontrastiert werden kann. Oder "The Soldier's Deathbed", wo der Ausruf Karl Moors angesichts der untergehenden Sonne: So stirbt ein Held, anbetungswürdig! das Bild ohne weiteres in die Hand gibt. In diese Gruppe gehören ferner: „Edith“, "The Peasant Girl of the Rhone", "The Lady of Provence", "The King of Aragon's Lament for his Brother", "Ivan the Czar", "Indian Woman's Death-Song", "Psyche borne by Zephyr to the Island of Pleasure".

Schwieriger, und damit vollendeter, ist das Verfahren in einer zweiten Gruppe. Der Gedanke ist nicht in Beschreibung umgegossen worden, sondern zeugt neue Gedanken. Eines der besten Beispiele dieser Art ist

"The Voice of Home to the Prodigal" (IV, 184).

Grundlage sind Zeilen Fouqués:

„Von Bäumen, aus Wellen, aus Mauern.
Wie ruft es dir lieblich und lind:
Was hast du zu wandern, zu trauern?
Komm spielen, du freundliches Kind!“

F. Hemans sieht ihre wesentliche Aufgabe im Ausgestalten der voices. Wie schon erwähnt, beschäftigte sie sich viel und glücklich mit Malerei und Musik; das ist zu beachten für die Art, wie sie ihre Vorbilder behandelte: malerisch und musikalisch sind sie immer wieder ausgestaltet.

Sie geht nun systematisch vor.

Die Situation zunächst: ein Wanderer, den die Stimmen der Heimat nach Hause rufen.

Zuerst eine Frage:

"Oh, when wilt thou return?"

Dann ausgedehnte Beschreibung der voices.

Wiederholung der Frage, die in regelmäfsigen Abständen wiederkehrt.

Die Situation wird weiter ausgedeutet: "return" gibt Gelegenheit zu neuer Beschreibung der Gegenden, die durchschritten worden sind.

Wiederholung der Frage.

Erst jetzt eine Steigerung, die (auch sonst) sehr schwach zum Ausdruck gekommen ist.

Nicht nur die Wunder des erwachenden Frühlings erwarten den Wanderer zu Haus, sondern vor allem Vater und Mutter.

Noch einmal Beschreibung, und zum Schlufs noch einmal dringend:

"Oh, when wilt thou return?"

Hier sind nicht viel neue Gedanken hinzugekommen, doch sind die vier Zeilen des Originals nach allen Möglichkeiten erschöpft. Zur Meisterschaft gediehen ist diese Art der Behandlung um 1830. Betrachtet und gewürdigt sei daraufhin

"The Nightingale's Death-Song" (VI, 128).

Der Grundgedanke ist aus Schillers „Thekla":

„Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
— Nur so lang sie liebten, waren sie."

Der Gedanke ist etwas verändert: die Nachtigall singt voll Trauer, dafs der Sommer vergänglich ist.

Es folgt Beschreibung.

Nun aber ist der Gedankengang ganz frei weiter entwickelt:

Noch scheint die Sonne, noch blüht der Sommer. Darum kein Trauergesang: triumphierend noch einmal jauchzen und dann mit dem scheidenden Sommer hinweg; singe zum letztenmal, Nachtigall.

Zur Verstärkung des Eindruckes ist auch hier wieder der Refrain angewandt.

"Mournfully, sing mournfully!"

Hier handelt es sich also um kein sklavisches Festhalten mehr an den Gedanken und der Situation des Vorbildes, wie im Beispiel aus der ersten Epoche. Hier sind die Zeilen des Originals nur noch ein Grundakkord, der leise durch das Gedicht nachtönt.

In diese soeben charakterisierte zweite Gruppe gehören "Thekla at her Lover's Grave", "Nature's Farewell", "The Streams", "The forsaken Hearth", "Music of Yesterday", "Come home!"

Die Betrachtung in diesem Kapitel zeitigte also folgende Ergebnisse:

Der Einflufs deutscher Schriftstelller datiert von 1823 bis 1835. Seinen Höhepunkt erreicht er in den Jahren 1828 und 1830. Schiller ist anfangs am stärksten wirksam; aber schon 1823 stehen die Romantiker neben ihm, die ihm 1828 ebenbürdig sind und 1830 ihn übertreffen, wozu am meisten Tieck und Jean Paul beitragen. Auch von Herder gehen fruchtbare Anregungen aus. Von 1830 an verschwindet der Einflufs so gut wie ganz.

Die Einwirkung äufsert sich auf die verschiedenste Weise. Die deutsche Literatur bringt eine Reihe neuer Gestalten herein, besonders von Schiller, unter denen Thekla den ersten Platz einnimmt. Neue Klangmelodien finden ihren Weg in F. Hemans' Dichtung (Nadowessische Todtenklage), ganze Handlungsszenen werden übernommen („Tell"). Das Anregendste aber sind die neuen Gedanken, als deren fruchtbarste die Idee des „Besseren Landes" und die Frühlings-Dichtung Tiecks anzusehen sind.

Das Wichtigste aber, auf das am meisten hingewiesen werden mufs, ist die Tatsache, dafs, durch Tieck angeregt, F. Hemans von 1823 an reine Lyrik zu schreiben beginnt.

In ihrer Dichtung beginnt damit ein ganz neuer Abschnitt; es wurde ihr ein Feld erschlossen, auf dem sie ihre schönsten Erfolge errang. Und keine ihrer grofsen Sammlungen ist frei von deutschem Einflufs; von den "Lays of many Lands" angefangen bis zu den "Songs of the Affections"; ihre beliebtesten Schöpfungen, "The Voice of Spring" und "The better Land" wurzeln ganz darin. So steht es aufser Zweifel: Deutsche Geistesart gab der Dichterin den erlösenden Anstofs; 1821 ist ein Markstein ihrer dichterischen Entwicklung.

IX.

Neuaufnahme deutscher Stoffe.

Bei der Betrachtung von Dichtungen über deutsche Stoffe erhebt sich die Frage, wie sich deutsches Land und deutsches Wesen spiegeln, gesehen durch eine Dichter- und Künstlernatur wie die der Hemans. Sie selbst war ja nie in Deutschland, reicht ihre Schöpferkraft nun trotz alledem aus, um eine ganze fremde Kultur neugestalten zu können?

Auch hier steht sie wieder am Ende einer Entwicklung. Zweimal schon war Deutschland in verschiedener Auffassung in der englischen Literatur von 1790—1820 vorübergegangen.

Bis zum Erscheinen des Buches der Frau von Staël hatte die Darstellung von Deutschland als einem Land des "horror" und "mystery" den Vorrang gehabt. Adlige Abenteurer, wilde Soldateska, Werber, geplünderte Reisende, Seeleute in Hamburg — das sind die Personen, die auf einer Bühne agieren, wo einsame Herbergen, geheimnisvolle Schlösser mit unterirdischen Gängen, Falltüren, Kerkern an der Tagesordnung sind. Noch Scott, der bereits nach dieser Periode schrieb, hat in der Gestalt des Hermann Dousterswivel im "Antiquary" uns eine köstliche Vorstellung von diesem Deutschland gegeben. Der gelehrte Schwindler ist wie aus einem mittelalterlichen Adeptenbild herausgeschnitten. Er kommt aus einem Land, wo sich Füchse und Wölfe gute Nacht sagen, wo "nixes, oak-kings" und sonstige fabelhafte Ungetüme leibhaft herumwandeln. Wie tief diese Vorstellungen eingedrungen sein müssen, erhellt aus dem Umstand, dafs sogar noch Coleridge

bei der Geschichte der Maria Eleonora Schöning im "Friend" anzunehmen scheint, noch im Jahr 1798 hätten in Nürnberg derartige schauervolle Zustände geherrscht, wie hier beschrieben; wenigstens trägt seine Erzählung durchaus den Stempel der Gegenwart, während es sich doch in Wirklichkeit um einen Justizfall vom Jahr 1716 handelt. Allerdings war Süddeutschland für Coleridge eine völlige terra incognita.

Mit dem Buche der Frau von Staël kam dann das romantische Deutschland auf. Die Szenerie wechselte, aber während früher noch eine gewisse, mitunter sehr handgreifliche Deutlichkeit nicht zu leugnen war, wurde jetzt Unwirklichkeit vorherrschend. Alles war durch farbige Schleier verhüllt, an Stelle der Raufbolde traten ätherische Wesen, die in Friede, Freude, Eintracht leben, politisch gänzlich harmlos, dafür aber, wie weiland die alten Germanen, sehr tugendhaft sind und hinter dicken Folianten ein beschaulich-paradiesisches Dasein führen. Die poetisch wertvollste Darstellung dieses Deutschlands gab Byron in seiner Rheinbeschreibung des "Childe Harold".

Carlyle fügte diesem Gemälde noch einen weiteren Zug zu durch die Schilderung des philosophischen Deutschlands, verkörpert durch „Herr Teufelsdröckh", ohne aber seinen Gestalten mit ihrem merkwürdigen schwerfälligen Deutsch Leben einhauchen zu können. Doch bereits ein Jahr darauf erschien das Buch der Jameson, von dem noch ausführlich die Rede sein wird, und zeigte, dafs eine jüngere Generation gelernt hatte, mit klaren Augen zu schauen.

Welcher Art waren nun die Quellen, aus denen F. Hemans ihre Kenntnis schöpfte? Für Deutschland selbst zog sie die folgenden Bücher zu Rate:

Anne Radcliffe, A Journey made in the Summer of 1794, through Holland and the Western Frontiers of Germany; with a Return down the Rhine. London 1795.

Mme de Staël, De l'Allemagne.

Manuel pour les Voyageurs sur le Rhin (nicht festzustellen).

An Autumn near the Rhine. London 1820.

William Jacob, A View of the Agriculture, Manufactures, Statistics, and State of Society in Germany and Parts of

Holland and France, taken during a Journey through those Countries in 1819. London 1820.

George Downes, Letters from the Continent, from Mecklenburg and Holstein. London 1820.

Capt. Sherer, Notes and Reflections during a Ramble in Germany. London 1827.

Anne Jameson, Visits and Sketches at Home and Abroad. London 1834.

Für die Schweiz:

Joseph Planta, The History of the Helvetic Confederacy. London 1800.

Simond, Switzerland, Or A Journal of a Tour and Residence in that Country in the Years 1817, 1818, 1819. London 1882.

Für Geschichte:

Sismonde de Sismondi, Histoire des Républiques Italiennes du moyen âge. Paris 1809—18.

Benger, Memoirs of Eliza Stuart, Queen of Bohemia, Daughter of King James I. London 1825.

Für kleinere Züge aus Kultur und Sage:

John Chetwode Eustace, Classical Tour through Italy. London 1813.

Rev. Timothy Flint, Recollections of ten Years passed in the Valley of the Mississippi. Boston 1826.

Von den zuerst aufgeführten acht, den wichtigsten, seien diejenigen charakterisiert, die mir zugänglich waren oder durch Andeutungen der Hemans erlaubten, ein Bild davon zu geben.

Das Buch der Radcliffe ist geeignet, die ungünstigsten Vorstellungen von Deutschland zu erwecken. Die Verfasserin geht von Holland aus nach Preufsen, dem Land der Bettler, wie daraus geschlossen wird, dafs die Reisenden einmal von barfüfsigen Kindern angebettelt werden. "You have more proofs that you have entered the country of the King of Prussia." Solche Verallgemeinerungen nach flüchtigen Eindrücken sind sehr beliebt.

In Köln wird die Pafszeremonie an der Torwache mit ihren schlafmützigen Stadtsoldaten sehr ausführlich beschrieben; der

Dom, der Hafen und sonstiges wird schneller übergangen. Mehr Liebe ist Bonn zugewandt, wobei man dem Leser die Ansicht über das sonstige Deutschland nicht vorenthält: Bonn was one of the very few places in Germany, which we left with regret.

Vom Handel der deutschen Städte gibt R. ein sehr klägliches Bild. Wieder einmal schliefst sie von den Verhältnissen in einem Hafen, Andernach, auf das ganze Deutschland.

Ausführlich sind stets die geschichtlichen Erläuterungen, so die Geschichte der Belagerung von Mainz. Ab und zu ist auch ein wirtschaftlicher Überblick versucht, wie über den Weinbau, wozu aber meist die notwendigen Kenntnisse fehlen.

Die Quintessenz des Buches steckt in drei Beschreibungen. Bingen (S. 270) has now the appearance which we have often mentioned is characteristic of most German towns, nearly every house being covered with symptoms of decay and neglect.

Der Rhein bei Boppart (S. 310). Der Flufs ist nahezu von Bergen umgeben, die alle Formen annehmen; sie türmen sich übereinander, schiefsen empor zu Klippen, die über das Wasser hängen oder, mit Wald bedeckt, mit zahlreichen Schroffen in Regionen sich zurückziehen, wohin nur die Phantasie folgen kann (!) Am Fufs nur ein paar elende Hütten und dürftige Weinberge. Zwei Kapuziner vervollständigen das düstere Bild.

Eine Mondnacht auf dem Rhein (S. 316). Der Mond beginnt gerade den Ehrenbreitstein zu färben, dessen Türme und Spitzen das Licht aufsaugen. Ein Teil der Felsen darüber ist dunkel und schrecklich, aber der Rhein ist aus zitternden Strahlen gewebt.

Ein Doppelgesicht also trägt das Buch. Die Wirklichkeit wird nur parteiisch wiedergegeben, der Rhein aber beflügelt die dichterische Phantasie, die im Ausmalen romantischer Gegenden schwelgt.

Von "De l'Allemagne" war schon so häufig die Rede, dafs wir hier auf näheres Eingehen verzichten können.

Einen ungefähren Begriff von "Manuel pour les Vogageurs sur le Rhin" geben die Auszüge daraus in Hemans' Werken. Danach bietet er sehr genaue Beschreibungen und Finger-

zeige, wie die angegebenen vom Feldberg in der Bergstraſse. Andererseits fehlt auch der romantische Zug nicht; eifrig werden Volkssagen gepflegt, wie die vom wilden Jäger.

"An Autumn near the Rhine" ist gemischt aus Flüchtigkeiten, nationalen Voreingenommenheiten und sehr scharfen, treffenden Beobachtungen. In seinen Verallgemeinerungen erinnert es sehr an die Radcliffe. Beispiel: Beim Überschreiten des Rheins sieht der Verfasser groſse Sandwüsten vor sich: das ist Deutschland. Die Bevölkerung sieht durchaus sauertöpfisch aus: das kommt von dem Schwarzbrot, das sie essen, und den ungesunden Getränken! Die alte Klage, die wir schon bei Coleridge finden können, kehrt auch hier wieder, daſs nämlich "a German diligence is travelling three or four miles only in an hour". Mit dem Rhein ist der Verfasser sehr schnell fertig: "There is an almost unvarying uniformity of character in the Rhine scenery"; er entschädigt für diese merkwürdige Ansicht allerdings durch eine malerische Beschreibung des Odenwaldes. Auch der Hlg. Vehme gedenkt er bei dieser Gelegenheit und preist das Mittelalter. Sehr ironisch ist die Beschreibung der würdigen Wirtsleute, die der Tafel präsidieren, und des „Herr Kellner". "I have not often met with anything like real civilization in a German inn."

Auf der anderen Seite ist der Verfasser ein scharfer Denker. Man vgl. z. B. die Beschreibung von Hessen-Homburg, die er, von der Bekanntschaft mit einem Offizier dieses Staates ausgehend, gibt. Oder die Bemerkungen über die Universitäten und den Geist der Unabhängigkeit an diesen, den er, z. T. nicht mit Unrecht, von der Unreife der 16-jährigen Studenten herleitet.

Auch Jacob hat viel beobachtet, was auſserhalb der Nationalökonomie liegt. So findet man ein Kapitel über den Steindruck. Sehr eingehend hat er sich mit der Kirche beschäftigt. Mit dem deutschen kirchlichen Verwaltungssystem ist er nicht einverstanden. Vor allem greift er die Gleichstellung aller Pastoren an. Dadurch, meint er, sei kein Ehrgeiz da, der sie von dem Glauben der Kirche, durch die sie emporsteigen wollten, abhängig mache, und infolgedessen wäre Raum für die wildesten geistigen Spekulationen da. Auf das gesellschaftliche Niveau wirke herabziehend, daſs die Geist-

lichen oft aus niederem Rang emporstiegen, aus bäuerlichen und kleinbürgerlichen Familien.

Sherer's Reise führt überall in Deutschland umher, von Berlin nach dem Rhein, nach Tirol und nach Böhmen. Die Anmerkungen bei den Gedichten der Hemans (sie hat ihn oft herangezogen) zeigen, dafs es sich um eine "sentimental journey" gehandelt haben mufs. Der Verfasser kommt zum Grabmal der Königin Luise. Tiefe Melancholie umfängt ihn. Die Kinder der Königin bringen Guirlanden: These hang in withered mournfulness above this living image of their departed mother. Oder er tritt an Schwerins Grab, schreitet durch den Dämmerschein einer Kathedrale, sieht der Feierabendruhe von Tiroler Bauern zu: stets ist das für ihn Gelegenheit zum Reflektieren.

Ganz anderer, frischer Wind weht durch das Buch der Jameson. Hier kündigt sich eine neue Epoche an.

Es ist ein zweites Werk "De l'Allemagne". Was bis dahin von englischen Reisenden flüchtig abgemacht wurde, dem kommt hier liebevolles Interesse entgegen. So schon zu Beginn bei Köln, das bisher sehr stiefmütterlich von englischen Reisewerken behandelt worden war. Zum erstenmal beschäftigt sich die Jameson mit der Physiognomie der Stadt mit den "three hundred and fifty churches, and thirty thousand beggars" (I, 39—45). Der Karneval lebt auf; das Wirken des Professors Wallraff wird gewürdigt, der durch seine Selbstlosigkeit England die berühmte Madonna zugunsten seiner Vaterstadt vorenthielt.

In Bonn trifft man Schlegel. Das Gespräch kommt auf die Staël. Hier zeigt sich, dafs eine neue Periode in der Schätzung Deutschlands angebrochen ist. Veraltet ist das berühmte "De l'Allemagne"; die Deutschen selbst lachen darüber, über das Überbleibsel aus einer anderen Welt. Aber die Engländerin beurteilt es gerechter: They forget or do not know, what we know, that her De l'Allemagne was the first book which awakened in France and England a lively and general interest in German art and literature. The march of opinion, and criticism, and knowledge of every kind has been so rapid that much has become old which then was new; but this does not detract from its merit. Und dafs von seinem Geist immer noch etwas lebendig ist, zeigt gleich

darauf die Beschreibung einer Vollmondnacht über dem Rhein (I, 54), und von Heidelberg.

Ganz anders wird Frankfurt betrachtet als einst bei der Radcliffe. Die Schauspielerinnen erregen hier das meiste Interesse. Wie die Kultur dieses armseligen Deutschlands doch der des reichen Englands überlegen ist! Da wird ein Versorgungshaus beschrieben (I, 84). Kein Palast, wie die Aufsenseite der Londoner, aber ein Heim der Armen; mit "benevolence and simplicity of heart". Ausführlich wird die Kunst gewürdigt.

Von Goethes Schwiegertochter geht die Verfasserin aus, um die deutsche Frau überhaupt zu zeichnen. Zunächst die Stellung der Schriftstellerin. Im Gegensatz zu England blickt die Frau selbst auf ihre schreibende Mitschwester herab. Endlich wird einmal die Gretchengestalt korrigiert. "The woman appeared to me more natural, and to have more individual character" als in England. Sie ist viel mehr mit häuslichen Arbeiten belastet, aber gesellschaftlich durchaus auf der Höhe. Hier aber zeigt sich, welche Verwirrung die Staël in englischen Köpfen angerichtet hatte: I have been asked twenty times, whether the German women are not very exaltée — very romantic?

Der zweite Teil ist eine vollständige Monographie von München. Theater, Oper, Museen, selbst Ludwigs I. Gedichte werden gewürdigt. Die Fresken von Schnorr von Carolsfeld geben Gelegenheit zum Abschweifen zum Nibelungenlied, von dem zum erstenmal Proben in englischer Sprache geboten werden. Eine Fülle von Kenntnissen wird ausgeschüttet über Künstler und Kunstzweige, wie die Lithographie. Richtig wird beim Kunstverein bemerkt, dafs hier nur Dilettantismus gezüchtet wird.

Ähnlich ist die Würdigung Nürnbergs. Es kann hier nicht auf jede Einzelheit eingegangen werden; nur einiges sei hervorgehoben, zum Zeichen, wie die Zeiten sich allmählich geändert hatten. So die Bemerkungen über Reisen, Postkutschen usw.: In short ... the travelling regulations all over Germany, more especially in Prussia, are so precise, so admirable, and so strictly enforced, that no where could an unprotected female journey with more complete comfort and security.

Der Schlufsteil ist der Betrachtung Dresdens gewidmet, "if not the queen, the fine lady of the German cities". Tiecks Gestalt wird umrissen und bedauert, dafs die Werke, die in Deutschland seinen Ruhm ausmachten, in England noch so gut wie unbekannt seien. Wieder ziehen Dresdener Künstler und Schriftsteller in buntem Reigen vorüber. Von allergröfstem Verständnis zeugt die am Schlufs stehende Vergleichung englischer und deutscher Kunst, in der dieser der Vorrang in der Historienmalerei, jener für Portrait und Landschaft zuerkannt wird.

Die Quellen der Hemans umfassen also alle beschriebenen Stadien in der Deutschlandanschauung der Engländer. Doch hat sie das letzte Werk, die "Visits and Sketches" nicht mehr allzu häufig heranziehen können, da es erst ein Jahr vor ihrem Tode erschien. In der Hauptsache blieb ihr Wissensdurst also auf jene romantisch gefärbten Werke beschränkt. Aufserdem aber läfst eine Bemerkung (Mem. 173) darauf schliefsen, dafs die Dichterin sehr vertraut mit deutschen Anekdoten war und viel ihren Kindern davon erzählte. Solche kleinen Züge (viele der Reisewerke sind schliefslich weiter nichts als Anekdotensammlungen) gefielen ihr am meisten, wie sie auch das deutsche Weihnachtsfest sehr liebte, dessen Beschreibung ihr Coleridge's Brief aus Ratzeburg im "Friend" vermittelte (Mem. 79).

Nicht zu vergessen ist hier die mündliche Anregung und Belehrung, die ihr durch ihren Freundeskreis zuteil wurde. Zu den ihr Nahestehenden, die Deutschland aus eigener Erfahrung kannten, gehörten ihre Geschwister; der Bruder, dessen deutsche Reisen schon erwähnt wurden und die Schwester, die mehrmals in Deutschland war und mit einer Frau von Schulze, geb. Strüasee, in Berlin lebhaften Briefwechsel unterhielt. Dieselben Interessen teilten William Jacob und Reginald Heber, Scott und der Dubliner Arzt Robert James Graves, endlich die in Kap. I besprochenen deutschen Bekanntschaften.

Betrachten wir nun ihre Dichtungen, besonders die, in denen Stoffe aus der

Deutschen Geschichte

eine Rolle Spielen.

Schon das Frühwerk "England and Spain" (1807) beschäftigt sich mit den Ereignissen von 1805 und 1806.

Österreich, dem Mutterland, wendet sich zuerst die Sympathie zu:

"Triumphant Gaul has pour'd the tide of war:
To her fair Austria veil'd the standard bright";

Die folgenden Zeilen beschäftigen sich mit Preufsens Geschick:

"While Prussia's eagle, never taught to yield,
Forsook her tow'ring height on Jena's field!"

Es folgt eine Anrufung Friedrichs d. Gr.:

"Oh! Gallant Frederick!" usw.

und schliefslich wird das Schicksal des älteren Herzogs von Braunschweig erwähnt:

"When Valour wept lamented Brunswick's doom
And nursed with tears the laurels on his tomb" usw.

Späterhin, als F. Hemans nicht mehr durch ihre Brüder direkt in Verbindung mit dem Völkerringen stand, verlor sie das Interesse an der Gegenwart. Taucht jetzt hin und wieder etwas Geschichtliches auf, so ist es der Vergangenheit entnommen.

Da ist zunächst "Alaric in Italy" (II, 104; Tales and Historic Scenes, 1818). Mit der Einnahme Roms beginnt das Gedicht, um mit dem Tode Alarichs und seinem Begräbnis im Busento zu schliefsen; die Quelle dazu ist hauptsächlich Gibbon. Über den Ursprung der Westgoten scheint keine genaue Klarheit zu herrschen; einmal sind es Skyten, ein andermal Sons of Elbe and Rhine. Immer aber werden sie, wie bei Byron, als Barbaren gebrandmarkt.

Ebenfalls in Italien ist die Szene von "The Death of Conradin" (II, 138; Tales and Historic Scenes; 1818). Wie in allen Jugendromanzen ist auch hier wenig Handlung. Eigene Zutaten sind zur Grundlage (Sismondi) nicht gegeben; auch keine Nebenhandlung, aufser am Schlufs, wo die von Swinburne mitgeteilte Sage angefügt ist, dafs Konradins Mutter den Sohn lösen wollte und gerade im Augenblick seiner Hinrichtung landete.

In die Reihe der zahlreichen Schweizerdichtungen gehört der "Song on the Battle of Morgarten" (III, 252, 1823). Vom Stil dieser Ballade war schon im Einleitungskapitel die Rede. Sie bietet ein sehr eindrucksvolles Bild; plastisch stellen sich die Vorgänge dar: unten das Ritterheer in blinkenden Panzern, unter Hörnerklang, oben in dumpfer Ruhe

die Schweizer. Und dann plötzlich beleben sich die Bergkämme: ein Steinhagel geht hinab, der alles unter sich zerschmettert; dann greifen die Bauern an. Am Abend wird der österreichische Herzog barhaupt auf der Flucht gesehen. — Die nötigen historischen Kenntnisse vermittelte Planta, ebenso bei

"The League of the Alps" (VII, 102; 1826), die den Rütlischwur verherrlicht. Die Handlung ist hier sehr dürftig, alle Kunst ist auf die Beschreibung und Charakterisierung der drei Hauptvertreter Werner Stauffacher, Walter Fürst und Melchthal verwandt, mit genauer Schilderung ihrer Schicksale, bei engem Festhalten an der Chronik. Den Schlufs bildet ein Ausblick auf den Freiheitskampf der Schweiz. Auf die gleichen geschichtlichen Ereignisse spielt die kürzere Stimmungslyrik in "On a Flower from the Field of Grütli" (V, 123; 1828) an.

Zwei Gedichte beschäftigen sich mit der Ermordung des Kaisers Albrecht, die durch Schillers „Tell" wohlbekannt ist.

"A Monarch's Deathbed" (V, 263; 1828) schildert, wie er sein Leben aushaucht, während eine Bauersfrau sein Haupt auf den Knien hält;

"Gertrude, or Fidelity till Death" (V, 165 Rec. of Women 1828) das Schicksal eines der Mörder, Rudolfs von der Wart, eingehender aber den Opfermut seiner Gattin, die bei ihm aushielt, während er unter schrecklichen Qualen auf dem Rade lag.

Zum letztenmal wird eine Begebenheit aus der deutschen Geschichte besungen in "The Kaiser's Feast" (V, 253; 1828). Den Stoff bildet eine Szene, die Benger berichtet. Kaiser Ludwig hatte seinen Bruder Rudolph verbannen müssen. Dieser war nach England geflohen und dort gestorben; seine Kinder hatte die Kaiserin-Mutter Mathilde zur Rückkehr eingeladen. Hier setzt die Handlung des Gedichtes ein. Der Kaiser hält Hof zu Heidelberg; da erscheinen, von Mathilde geführt, die Kinder seines Bruders. Den Bitten seiner Mutter kann er nicht widerstehen und nimmt die Waisen freundlich auf.

Wo spielen sich solche Vorgänge ab? Wie erscheint im dichterischen Werk der Hemans

Deutsches Land

dargestellt? Hier erfordert zunächst eine Reihe von

nähere Betrachtung. Als Einleitung sei eine Stelle aus der Biographie der Schwester (Mem. 184) herangezogen: "The very name of the 'Father Rhine', the 'exulting and abonding river' (how often would she quote that magnificent line of Lord Byron's!) had always worked upon her like a spell, conjuring up a thousand visions of romance and beauty".

Mit schwärmerischer Begeisterung also hing die Dichterin am deutschen Strom; vergessen sei auch nicht ihr Entzücken, als Scott's Freund vom Rheinübergang erzählte (ib.).

Zum erstenmal breitet sich eine Rheinlandschaft in

"The Troubadour and Richard Coeur de Lion"

aus. (II, 131, Tales a. H. Sc. 1818).

Da fliefst der Strom, bekränzt von Weinbergen (mountains hung with vine) und "woods that wave", mit Burgen hoch oben, "feudal towers that crest its height Frown in unconquerable might", die "dark in their aspect" sind und ungastlich, denn "no helmet hangs o'er the mossy gate". Ihr Bild ist so, dafs die Abendsonne vergeblich die Düsterkeit verscheuchen würde; sie sind "like a thunder-cloud in a summer-sky".

Hier singt kein Sänger, hier erklingt nur "the tyrant's mandate, the prisoner's moan, or the wild huntman's bugle blast"; denn dieser herrscht hier, wie eine ausführliche Anmerkung erläutert.

Einsam ragen "rocks around, sublime in savage grandeur frown'd", Wächter des Stroms, "by torrents cleft, by tempests riven".

Wechselnde Farben spielen in Gegensätzen: die Spitzen sind vergoldet, aber der Rhein tief schattig: die Weinberge in "purple tints", aber die Wälder "dark and wild". Das ist der Gesamteindruck: "all was lonely, silent rude, a stern, yet glorious solitude.

Mehrere Quellen sind hier benutzt worden: die Anmerkungen geben "Manuel", "Autumn" und "Classical Tour" an: viel stärker aber waren hier zwei andere am Werk: Byron, mit der Burgenromantik, und die Radcliffe. Man vergleiche ihre Beschreibung der Szenerie bei Boppart und beim Ehrenbreitstein mit der Hemansschen Romanze und wird nicht mehr darüber im Zweifel sein.

Noch viel umfassender ist das Bild in
"A Tale of the Secret Tribunal" (III, 29; 1822).
Hier sind verschiedene Phasen;

1. Der Rhein bei Nacht:

Der Strom geht in schäumenden Wogen, die sich am Gestade brechen und ihr Heulen mit dem des Sturmes in den Tannenwäldern mengen. In den zahlreichen Höhlen antwortet das Echo; die Bauern des Odenwaldes (dessen Lage erläutert wird) aber glauben, dafs der „Wilde Jäger" vorbeizieht mit Hundegebell, Pferdegestampf, wilden Hornstöfsen.

Im Odenwald steht eine einsame Kirchenruine, grasüberwachsen, der Altar von Blumen überwuchert, die Apsis ohne Dach. Umher liegen zerbrochene Steinbilder der Verstorbenen.

2. Der Rhein bei Morgen (S. 43).

Der "imperial river" macht von seinem Alpenursprung an einen langen Triumphzug; er rollt in "tranquil grandeur" durch "Nature's noblest pageantry".

Leise gleitet ein Nachen über die Wellen.

3. Der Gipfel eines Berges am Rhein (S. 55)

Gigantische Felsen ringsum drohen (frown!) in schrecklicher Gröfse. Im Kreise stehen alte Eichen.

Man raunt von einer fürchterlichen Tat, die einst hier begangen wurde, und von der ein roh-gehauenes Kreuz noch Kunde gibt. Das Gebirge ist rauh und fürchterlich, der Heimatort für viele Sagen (S. 65).

4. Der Gipfel des Feldberges (vgl. dazu die Anmerkung).

Ein Herbsttag. Felsen auf Felsen getürmt; darüber einer gleich einer Säule, monarchisch in der Einöde. Vielleicht errichteten hier einst Odins Söhne einen Tempel.

Keine Blume, keine Quelle; doch klingt von fernher das Murmeln von Wasser (genau nach dem "Manuel"). Die einsame Zelle eines Eremiten winkt; ein efeubewachsenes Kreuz davor, die Skulptur eines Heiligen über der Tür.

5. Der Rhein im Herbst (S. 76).

Ein Rausch von Licht und Farbe liegt über dem Flufstal· Die Reben glühen "purpling on the hill"; die Kornfelder wogen im Sonnenschein, im Schutze der Wälder schlummern Täler in sonnigem Frieden. Der Sonne Licht schimmert auf den Trauben.

Aufser dem "Manuel" ist kein fremder Einflufs deutlich. Die Gestaltungskraft hat also zum erstenmal eine deutsche Landschaft aus der eigenen Fülle schaffend zum Leben erweckt.

Noch einmal wird der Rhein belobt in

"The Indian's Revenge" (VII, 190; Scenes and Hymns of Life, 1834).

Der deutsche Missionar träumt sich ins Heimatland zurück, an den "castled Rhine", die "wild Harz mountains" und die Waldlichtungen "deep in the Odenwald", wo die Herdfeuer rotes Licht durch die weinverhangenen Gitterlauben strahlen.

Die zweite Gruppe sind die

Alpendichtungen,

unter diesen als erste "Evening amongst the Alps" (II, 270, 1818). Zwar wird hier von italienischem Himmel gesprochen, doch ist die Schilderung so allgemein, dafs wir sie für die deutschen Alpen in Anspruch nehmen können.

Die Sonne spiegelt sich auf ewigem Schnee. Der Bergstrom glitzert in ihrem Strahl, daneben gähnen Höhlen in schattiger Schönheit, neben denen der Geifshirt pfeift.

Dann geht der Strahl, von Fels und Bach verschwinden die Farben,überall ist Zwielicht gebreitet. Durch die Tannenwälder scheint der Abendstern; der Alpenwind weht.

Ein anderes Bild ist im

"Song of the Battle of Morgarten" (III, 252)

aufgerollt. Düstere Wälder ringsum, die Lärchenzweige rauschen. Das ist die Gegend, wo oft donnernd die "lauwine" (erklärt) herabstürzt. Hasli, Schreckhorn, Righi blicken herüber, wo Uri an den Vierwaldstätter See grenzt. Sämtliche Ortsnamen sind erläutert.

In "The Cavern of the Three Tells" (IV, 91, Lays of m. L. 1826)

ist der Vierwaldstätter See der Schauplatz.

Altes und Neues ist bunt gemischt. Es fehlen nicht die flüsternden Tannen, "the rush of a sudden torrent's fall" und "the Lauwine thundering" oder die wilden Winde, aber es ertönen auch neue Klänge aus dem Bergleben; "the hunter's call", "the Lammergeyer's cry" und der Kuhreihen, mit dem sich eine Anmerkung genauer befafst. Es breitet sich "the glacier's mute repose", und eine Reihe

von Ortsnamen: Schreckhorn, Jungfrau, Uri, Tellensprung, Sempach, Morgarten geben Lokalkolorit. Der folgende

"Swiss Song" (IV, 94)

redet zum erstenmal von Gemsen.

Ein vollkommenes Idyll ist der Hintergrund der Handlung für

"The Switzer's Wife" (V, 155; Rec. of W. 1828).

Es ist Abend in den Alpen.

Die Herden kehren mit Glockengeläut zurück, die Sennen werden still, es verklingt die letzte Note des Alphorns, "that wild horn Which haunts the exile's heart with melody".

Mit dem Purpur der sterbenden Stunden färben sich die Schweizerhäuser: ein niedriges Dach am Bergstrom, von Weinlauben eingerahmt. Im Hintergrund schimmern die weifsen Alpen unter dem Himmel.

Das Gegenstück ist in

"The League of the Alps" (VII, 102)

eine Nacht in den Alpen.

Jetzt ist des Sennen Horn verklungen, sein Echo schwebt durch die Lärchenwälder zu den niedrigen Hütten der Schluchten. Daa Vieh ist über Klippen und Stege zur Ruhe gegangen; die Gemse schlummert, der Jäger ruht, der Adler ist im Nest (Str. I).

Es folgt eine allgemeine Beschreibung der Alpenschönheit. Von Schnee wird erzählt, der unberührt liegt, Giefsbächen, in Eishöhlen genährt, die zu Tal stürzen, Höhen, die durch Nebel und Sturm aufwärts zur Sonne stürmen. Frische Weiden zaubert die Malerei der Dichterin empor, auf denen die Herdenglocken nie verstummen und über die der Föhn bläst. Sausend tönen die Schwingen des Falken; die Waffen der Männer erzählen vom Luchs, der auf den Bergen schleicht, der Gemse, die über dunkelblaue Riffe und Gletscher springt, und vom Lämmergeyer. Im Berg aber ist eine Märchenwelt; in den Höhlen ergiefsen Kristalle mildes Licht über geheime Quellen (Str. III, IV, VI, XX, XXI).

Auch einzelne Alpenteile sind charakterisiert. Von "Hasli's dales" ist die Rede und vom frostigen Oberland, wo die Hirten ihr Vieh in Schluchten und Steinräumen halten. Mit Namen werden erwähnt Righi, Pilatus, Forest-Sea, Surennen, Seelisberg.

Das ist das umfassendste Bild, das F. Hemans von den

Alpen gegeben hat. Eine unendliche Menge von Einzelheiten sind verwoben, um den Eindruck des Ganzen so anschaulich und farbenfreudig wie möglich zu gestalten.

Zwei weitere Gedichte bieten in dieser Hinsicht nichts Neues mehr; nur der Vollständigkeit halber sei noch von ihnen die Rede. Es ist

"The Shepherd-Poet of the Alps" (V, 231; 1828).

Nur in allgemeinen Ausdrücken ist die Rede von wilden Blumen, die über Felsspitzen hangen und Kristallhöhlen, rauschenden Tannen, hinabstürzenden fröhlichen Bächen, während höher hinauf grüne, helle Weiden liegen.

Ähnlich in

"The Song of Hope" (VII, 60 Songs of Captivity 1832)

die Anspielung auf die Alpen, wo die Tannen rauschen, die leichte Gemse springt, der einsame Adler den Horst gebaut hat, der Schnee glitzert und der Bergstrom schäumt.

Es bleibt zu untersuchen, wie F. Hemans über die Nation dachte, wie sich

Der deutsche Mensch

in ihrer Vorstellung ausnimmt.

A. Mittelalter.

Der Versuch, aus den Gedichten der Ritterzeit ein klares Bild herauszuschälen, wie bei der Dichterin die Gestalten und Völker des deutschen Mittelalters dastehen, ist wenig ergiebig. Ein deutliches und allerdings sehr einseitiges Urteil finden die Goten in

"Alaric in Italy" (II, 104 Tales and Hist. Sc. 1818)

als ein rohes Barbarenvolk. Brennende Tempel bezeichnen ihren Weg von Griechenland bis Rom (S. 105); mit Gier stürzen sie sich in jeden Genufs, den ihr eigenes rauhes Klima ihnen versagt (S. 107). Jeder Funke göttlichen Geistes mangelt ihnen: cold are the conqueror's heart and eye to visions of divinity, und mit roher Hand betasten sie die Gebilde unendlicher Schönheit. Aber — ein Volk des Kampfes (S. 108)!

Ganz verschwommen ist die Zeichnung deutscher Ritter und Edeldamen. Menschen von Fleisch und Blut in die Rüstungen zu stecken, fällt F. Hemans im allgemeinen schwer; Wort für Wort gilt auch für sie ein Urteil, das Heine über Fouqués Werk fällte: „Die Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüt;

sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Die Frauenbilder sind nur Bilder oder vielmehr nur Puppen, denen goldene Locken gar zierlich herabwallen über die anmutigen Blumengesichter" (Romantische Schule). Wenn diese Ritter überhaupt charakterisiert sind, so sind sie es als Ritter im allgemeinen, ohne besondere nationale Eigentümlichkeiten.

Auch von niederen Volkskreisen bringt die Dichtung nichts Hervorhebendes. Nur das Eine ergibt sich: der mittelalterliche Mensch ist abergläubisch; aber diese Eigenschaft ist zu sehr verbreitet, um gerade als national-deutsch angesprochen werden zu können.

Klarer ist da schon das Bild der Schweizer. Bei ihnen wird besonders ein Zug hervorgehoben, der alle anderen übertrifft: ihre Freiheitsliebe. Immer kehrt das wieder:

"For the Kühreihen's notes must never sound
In a land that wears the chain ..."

("The Cavern of the three Tells, IV, 93); oder

"Look on the white Alps round!
If yet they gird a land
Where Freedom's voice and step are bound"

aus dem "Swiss Song" (IV, 94), wo das Ganze einen Freiheitssang darstellt, ferner im Gedicht

"On a Flower from the Field of Grütli" (V, 123).

Handelt es sich hier um das ganze Volk, so treten uns Einzelvertreter entgegen in den drei grofsen Dichtungen von des Schweizers Weib, der Eidgenossenschaft und dem Hirtendichter.

"The Switzer's Wife" (V, 155)

bemüht sich zu zeigen, wie der Befreiungskampf, die eine grofse Idee, auf den Einzelnen wirkt; hier auf eine Frau. Sie ist im Besitz eines lachenden Gutes, sie liebt ihren Mann und ihr Kind und war bis dahin nur schwach und zärtlich, aber der Drang nach Freiheit stählt sie, dafs sie den noch unentschlossenen Gatten mitreifst und mit Freuden alles aufs Spiel setzt.

Noch einmal wird diese Wandlung beschrieben in

"The Shepherd-Poet of the Alps" (VI, 227).

Hier handelt es sich um Bruder und Schwester; und stärker noch rüttelt die Liebe zur Heimat und zum Bruder, der sie verkündet, das Mädchen auf. Sie wird darum zur Verschwörerin, die die Täler durchzieht, die Menschen aufreizt, um ihr Ziel zu erreichen.

Drei Porträts enthält dann

"The League of the Alps" (VII, 102).

Charakteristisch ist davon das des Melchthal. Er ist der Alpenjäger. Jeder Weg und Steg ist ihm bekannt: "he was a creature of the Alpine sky". Der Schnee hat seine Schritte getragen, der Geyer oft genug sein Horn gehört. Im Kreise umher stehen die Bergbauern: harte, abgearbeitete Hände, kräftige Füſse auf der Jagd; ruhige Leute; aber die Unterdrückung hat nicht Raum bei ihnen: frei muſs der Schweizer sein!

B. Neuzeit.

Der Deutsche der neueren Zeit lebt greifbarer in der Dichterin Vorstellung. Hier ist es möglich, eine Reihe Typen mit besonderen Eigenschaften aus ihrem Gesamtwerk herauszustellen.

So sehen wir den deutschen Zug in die Ferne. Da sind in

"The Meeting of the Brothers" (V, 310; 1828)

zwei blonde Brüder vom Rhein. Die alte Wanderlust hat sie auseinander geführt, erst auf dem Schlachtfeld sehen sie sich wieder und sinken, von einer Kugel durchbohrt, Herz an Herz nieder. Andere Vertreter desselben Triebes sind die Ansiedler im Urwald, die

"The Exile's Dirge" (VI, 50)

singen, und die alle Sehnsucht nach der alten Heimat, dem „Vaterland" haben; dasselbe Heimweh, das auch in

"The Indian's Revenge" (VII, 190)

den deutschen Missionar Hermann überfällt.

"Pauline" (V, 198; Rec. of W. 1828)

zeichnet mit zartem Stift das tragische Geschick der "lady from the Danube side" nach, der Pauline von Schwarzenberg, die in Paris mit ihrem Kind in den Flammen umkam. Das ist die deutsche Mutter in Staëlscher Verklärung:

"A charm with graver, tenderer sweetness fraught
The blending of deep love and matron thought".

Das Volk von 1813 erscheint. Sein Dichter wird zweimal verherrlicht, in

"Körner and his Sister" (V, 269) und
"The Death-Day of Körner" (V, 272),

wovon schon in Kap. VI die Rede war. Nicht vergessen wird die edle Dulderin, deren Name der Feldruf der Heere wurde,

"The Queen of Prussia's Tomb" (V, 218; R. of W.)
zeigt die Königin, Mutter und leidende Frau. Schliefslich das Heer der Befreier nach dem Sieg:

"Rhine Song of the German Soldiers after Victory"
(VI, 315; Nat. Lyrics 1829).

Siegestrunken ziehen die Soldaten über den Strom und begrüfsen mit schwellendem Gesang, in dem sich Einzelstimmen und Chor ablösen, den Rhein, der für sie von dem Begriff „Deutschland" nicht getrennt werden kann. Dieser Jubel! Diese Begeisterung! In einer begeisterten Stunde schuf die Dichterin dieses ihr deutschestes Werk, durch einen Freund Scotts angeregt, der von dem erhebenden Eindruck erzählte, als Bataillon nach Bataillon unter den Klängen des Claudiusschen Liedes den Rhein überschritt (Mem. 184).

Noch in den letzten Jahren betrachtet F. Hemans die Laufbahn eines deutschen Helden und, was er schliefslich erreichte,

"Marshal Schwerin's Grave" (VII, 51);

zwei Sonette sind einer Vertreterin deutscher Charitas gewidmet, "Louise Schepler" (VII, 552 u. 553),
der treuen Helferin Oberlins, die in nie versagender Opferwilligkeit die Berge durchquerte, um die Kinder zu lehren.

Das Bild der Schweizer hat sich gegenüber dem Mittelalter nicht verändert, noch immer ist die Freiheit das Zentrum, um das sich alles aufbaut. Dem Gemsenjäger eignet noch ganz die Freiheit der alten Art,

"The Chamois Hunter's Love" (VI, 24 Songs of the A.)

ist die Unabhängigkeit der wilden Berge. Und wieder liebt ihn sein Weib gerade dieser wilden Freiheit wegen.

Wird hier von den stolzen Eigenschaften des Schweizers gesprochen, so macht sich das Gedicht

"The Alpine Horn" (VII, 56; Songs of the Capt.)

zum Interpreten seines tiefen Heimwehs. So klingen die Gesänge aus den Bergen leise aus, dieselbe Saite wird noch einmal in

"Flowers and Music in a Room of Sickness" (VII, 137)

angeschlagen. Auch hier wird auf die Sehnsuchtsmelodie angespielt, den Kuhreigen, "those notes, born of the Alps, which pierce the exile's heart even unto death".

Die Züge des deutschen Menschen werden vervollständigt durch das Bild von

Deutscher Kultur,

worunter auch Volksleben und Volksglaube verstanden sei.

A. Mittelalter.

Eine ausführliche Würdigung hat die Vehme gefunden in

"A Tale of the Secrete Tribunal" (III, 27);

zunächst schon in der Prosaeinleitung, die aus den Werken des Freiherrn von Bock, Professor Cramer (s. Kap. VI) und dem Buch der Frau von Staël schöpft.

Lebendiger jedoch ist das Bild im Gedicht selbst.

In einer stürmischen Nacht, in einer alten Ruine, treffen die "secret watchers of the land" zusammen (S. 31). Nicht das Königsschlofs ist ihr Versammlungsort; überall sind sie, wo ein Ort düster und unheimlich erscheint, um über düstere Taten zu richten. Mit Grauen hört das Volk den Namen der unsichtbaren Rächer (S. 32).

Des Obersten Stimme ertönt: Kläger, sage deinen Spruch! (S. 33). Er tritt vor: Es ist Blut vergossen, ich klage an! Nenne den Namen! usw. So wird das heimliche Gericht genau geschildert bis zum Blutbefehl. Eine tragische Fabel wird darum gesponnen. Der Bräutigam der Tochter des Schuldigen, Albert, ist selbst einer der heimlichen Richter, durch ihn werden der Vater und Ella gewarnt und fliehen. Aber sein Geschick läfst den Ritter durch die Hand des eigenen Sohnes fallen, während der Verlobte nur noch kommt, um mit anzusehen, wie die Tochter den Schleier nimmt.

Neben der Beschreibung der Vehme trägt auch die Erläuterung des Wortes Minnesinger (S. 77) zur Kenntnis deutscher Kultur bei (ebenso in IV, 114).

Die Kultur eines Volkes äufsert sich auch in seinen Sagen. F. Hemans zog die vom Wilden Jäger besonders an.

Dreimal kehrt das Motiv wieder. Schon in "The Troubadour and Richard Coeur de Lion" (II, 131) findet sich die erste, kurze Anspielung darauf, nach Eustace, dem "Manuel" und "Autumn" als Gewährsquellen. Breiter wird die Erzählung in den Anfang der "Tale of the Secrete Tribunal" (III, 30) bei der Schilderung des Rheins verwoben. Mit Schweifshunden, Pferdegestampf zieht der gespenstige Reiter vorbei; wild tönen die Hörner, dafs Felsen, Turm und Klostermauern widerklingen. Ausführlich ist dann der Vorwurf in den "Lays of Many Lands'

behandelt (IV, 114). Des Ritters Hand entfällt der Weinkelch, die Harfe bricht ab, der Gottesdienst verstummt, wenn das unheimliche Lärmen in den Lüften anhebt. Und dann ist alles vorüber, ruhig fliefst der Rhein, aber die Bewohner sehen sich erblassend an: Krieg droht, wenn der wilde Jäger vorbeizieht.

Ein anderer Volksglaube blüht in der Schweiz:

"The Cavern of the three Tells" (IV, 91).

Eine alte schweizer Sage berichtet, dafs die drei Gründer der Eidgenossenschaft in einer Höhle am Vierwaldstätter See liegen; erst wenn die Schweiz in äufserster Not ist, wachen sie wieder auf und kämpfen für die Freiheit: so erzählt das Gedicht, nach einer Notiz in der "Quarterly Review" No. 44, und erinnert auch an den Tellensprung (S. 93).

B. Neuzeit.

Von der Kultur der Festland-Deutschen in neuerer Zeit ist nirgends die Rede, wohl aber wieder von den Bergbewohnern. Der "Swiss Song" (IV, 94)
nimmt auf einen alten schweizer Brauch Bezug, der sich bis in die Neuzeit erhalten hat. An den Jahrestagen der alten Schlachten finden Gottesdienste statt und werden die Namen aller derer verlesen, die an den grofsen Tagen Anteil hatten. Diese Erläuterung aus Planta dient zur Einleitung eines Freiheitsliedes, wie es bei solchen Anlässen wohl gesungen werden konnte.

Schliefslich wird auch der Tiroler gedacht; allabendlich, wenn eine Arbeit getan ist, pflegen sie sich unter dem Dorfbaum zu versammeln, dem "sunset tree", wie ihn Sherer nennt. Zu dieser Gelegenheit wird ihnen ein "Evening Song" (VI, 170) in den Mund gelegt.

Den Auslanddeutschen wendet sich

"The Exile's Dirge" (IV, 50)

zu, das ein deutsches Leichenbegängnis schildert. Luthers Psalmen, zum Schlufs der religiösen Feier von den Trauernden gesungen, machen auf die Engländerin einen tiefen Eindruck als etwas Aufsergewöhnliches, wie es auch ihr Gewährsmann Flint berichtet hat. Aus dem einfachen Lutherlied ist allerdings in der Ausführung ein Abschiedslied an den Verstorbenen geworden, in das nur die von Flint angeführten Worte „mein Bruder“ und „Vaterland“ verflochten sind.

Zweimal ist deutsche Kunst zum Gegenstand dichterischer Gestaltung geworden, in "Mozart's Requiem" (V, 302) und "On Retzsch's Design of the Angel of Death" (VII, 284). Da von beiden schon ausführlich in Kap. II die Rede war, braucht hier nicht noch einmal darauf eingegangen zu werden.

Rückblickend sei noch einmal das Deutschland der F. Hemans betrachtet.

Es ergab sich bei den Dichtungen, die mit deutscher Geschichte in Zusammenhang stehen, dafs die Dichterin sich meist eng an die Vorlage gehalten hat. Keine Chronik könnte treuer sein. Sicher aber wäre es doch eine dankbare Aufgabe gewesen, psychologische Vertiefung hineinzulegen, ohne dadurch die Linien des ursprünglichen alten Holzschnittes zu verwischen. Dafs es nicht geschah, wird erklärlich durch die uns wohlbekannte Technik: alle Kraft auf die Beschreibung und Reflexion zu legen. Da bleibt dann nichts, um den dankbar aufgenommenen Stoff noch verändern zu können. Vom künstlerischen Standpunkt aus ist das zu bedauern, vom geschichtlichen zu begrüfsen, da dadurch immer noch ein Hauch der alten Quelle bleibt.

Bei solcher Neigung zur Beschreibung und Treue nimmt es nicht wunder, dafs das Bild der deutschen Landschaft stets befriedigt. Gewifs bescheidet sich F. Hemans; ihr Deutschland ist in den beiden Polen Rhein und Alpen erschöpft; aber in dieser Beschränkung zeigt sie Meisterschaft. Wieder einmal tritt hier eine Parallele zu ihrem bewunderten Vorbild Schiller zutage, die Kunst, aus eigener Kraft eine nie gesehene Landschaft aufbauen zu können. Freilich nimmt ihre Phantasie mitunter sehr kühne Flüge und malt den Rhein zu sehr im Stile der Schauerromantik, aber daneben ist viel häufiger die Klarheit des Blickes überraschend.

Der deutsche Mensch? Über ihre mittelalterlichen Gestalten wurde schon gesprochen. Ihre Unanschaulichkeit war wohl nicht immer allein der Dichterin Schuld. Die deutschen Romantiker der älteren Schule, aber auch Fouqué, huldigen gleichen Fehlern, und F. Hemans studierte sie, wie wir wissen, mit grofsem Eifer. Aber auch die Gestalten der neueren Zeit, wie die Ansiedler in Nordamerika, sind mitunter etwas nebelhaft, unfafslich. Hier wird zum Fehler, dafs die Menschen der

Hemans so viel Modell stehen und so wenig handeln. Doch sei nicht vergessen, wieviel charakteristische Züge von der Dichterin richtig verwandt worden sind.

Aus allem ergibt sich das Eine: ihr Deutschland umfafst "horror" und Romantik; letztere aber überwiegt. Besonders gilt das von der Zeichnung ihrer Menschen. Sie ist auch hier immer geneigt, die Dinge mit dem Schleier des Ideals verhüllt zu betrachten. Wie entzückt ist sie von dem Gefühl der Brüderlichkeit in der deutschen Literatur, das sie auf Grund der Tieckschen Widmung in den „Phantasien über die Kunst“ an Schlegel zu entdecken glaubte: von dem Literatengezänk, das gerade damals in Deutschland in vollstem Gange war, drang bis zu ihr nichts.

X.
Übernahme deutscher Form.

Der formale Einflufs von Seiten deutscher Dichter ist überraschend gering.

Ledderbogen meint, die stärkste Wirkung gehe von Schiller aus und äufsere sich in bezug auf die Gedankendichtung der Hemans.

Jedenfalls wären dann viele Eigenschaften ihres Stiles den neuen Einflüssen bereitwillig entgegen gekommen. Die Freude am Pathos zeigt sich schon bei ihren ersten Dichtungen (besonders "The Sceptic"). Auf Schiller würden dann also die Charakteristika des Anfangs der 20-er Jahre zurückzuführen sein: weites Ausholen in der Beschreibung, Reflektieren an Stelle des Affektes. Wenn hier eine Einwirkung vorliegt, ist allerdings Schiller dafür in Anspruch zu nehmen und nicht Wordsworth, bei dem sich Ähnliches findet. Wordsworth wurde erst allmählich ihr Meister, als Schiller sie schon längst gefangen genommen hatte. Die Möglichkeit eines Vorbildes, das entscheidend war, ist also da, doch läfst sich kein bestimmter Beweis geben.

Wenn in derselben Untersuchung aber eine Parallele zu den deutschen Romantikern gezogen wird, so ist das abzulehnen. Was die Mengung verschiedener Vers- und Gattungsarten anbetrifft, so liegt wohl doch Scotts "latitude" und "alternation of measure" näher zur Hand als das Beispiel der Deutschen.

So bleibt als einzig Festes die zweimalige Verwendung des Claudiusschen Versmafses vom „Rheinweinlied“ in “English Soldier’s Song of Memory” (IV, 332) und “Rhine Song of the German Soldiers after Victory” (VI, 315; National Lyrics 1830).

XI.

Aufnahme in Deutschland.

Die Annahme liegt nahe, dafs eine Dichterin, die sich so sehr für Deutschland einsetzte, die herzlichste Aufnahme im Land ihrer Wahlverwandtschaft gefunden hätte. Das ist jedoch nicht der Fall.

Populär war sie keinesfalls, sie errang höchstens einen Achtungserfolg. Überhaupt taucht sie sehr selten in den deutschen Blättern auf, und diese haben kein eigenes Urteil, meist ist die englische Kritik übernommen.[1])

1817 taucht der Name der F. Hemans zum erstenmal auf im „Morgenblatt“ (Lit. Blatt 7). Erst Jacobsen gab 1820 Proben aus ihren Werken, jedoch gelang es ihr nicht, sich Anhänger in Deutschland zu erwerben. Ihr Name wird nur selten genannt.

1826 erhält sie im „Literaturblatt“ (Nr. 38) Achtung und Anerkennung.

Nach ihrem Tode wird sie mehr bekannt. Das „Magazin“ 1835 druckte eine Biographie der Dichterin aus dem “New Monthly Magazine” ab; und 1836 erscheint in den „Blättern zur Literatur des Auslandes“ (Nr. 28) ein Aufsatz aus dem “Athenaeum”. Beiden Abhandlungen sind Proben ihrer Dichtungen beigegeben.

Im „Konversationsblatt“ 1836 findet sich zum erstenmal ein deutsches Urteil über ihre Werke: sie werden als „im Geiste echter Poesie empfangen“ bezeichnet.

1843 dann im „Magazin“ die erste eingehende deutsche Würdigung. In einem Aufsatz von Luise von Ploennies sind die beiden Dichterinnen Miss Landon und Miss Hemans gegenübergestellt. Der Vergleich fällt sehr zugunsten der Hemans aus, wenngleich man Miss Landon für populärer hält. In einem zweiten Artikel sind diese Ausführungen fortgesetzt, man

---

[1]) Die folgenden Angaben sind aus: Luise Sigmann, die engl. Lit. von 1800—1850 im Urteil der zeitgen. dtsch. Kritik. Heidelbg. 1918.

findet viel vom englischen Nationalgeist in den Liedern der Hemans.

Skeptischer ist ein Schriftsteller im „Magazin" 1848, der sich auf W. Scott beruft („zu viel Blüte, zu wenig Frucht"). Ihre längeren Gedichte ermüdeten bei manchen Schönheiten im einzelnen, ihre dramatischen Arbeiten seien gänzlich mifslungen.

Von dem Ruhm, den die Dichterin in England oder gar in Amerika genossen hat, ist hier also keine Rede. Nur wenige kennen sie, von denen einige sie bewundern. Die grofsen Geister kennen sie nicht, oder doch wenigstens erwähnen sie nicht.

Wenn sie trotzdem nicht der Vergessenheit anheim fiel, so dankt sie das den Bemühungen Freiligraths.

Seinen Briefwechsel mit Longfellow konnte ich nicht einsehen und mufs mich daher auf eine Besprechung der Übersetzungen beschränken.

Im gesamten Übertragungswerk Freiligraths nimmt ihr Name den breitesten Raum ein. In der Sammlung des Jahres 1846 „Englische Gedichte aus neuerer Zeit" sind ihre schönsten Stücke vereinigt. In der kurzen Vorrede geht F. auf das Versmafs des "Forest Sanctuary" ein: („Aus ähnlichem Grunde glaube ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen), dafs die Stanze des Hemansschen Waldheiligtums, bei sonst verwandtem Bau, sich auch im englischen Texte durch einen vierfachen Reim von der Spenserstanze unterscheidet".

Die Sammlung enthält „Das Waldheiligtum", zuerst teilweise in „Produkte der Rothen Erde" von Mathilde Franziska Tabouillet (Münster 1846) erschienen, und „Vermischte Gedichte".[1]) Diese vereinigen „Des Cids Leichenzug", „Des Cids Auferstehung", „Die indische Stadt", „*Die Indianerin", „Eine romantische Stunde", „Die Zugvögel", „Der Sonnenstrahl", „Nachtlied zur See", „Lied der Auswanderer", „Kirchenmusik", „Englands Tote", „Troubadour-Lied", „*Die zerbrochene Kette", „*Des Kindes erster Kummer", „Weit entfernt", „Grablied zur See", „O ihr Stimmen", „Was da frei, das ist mein Traum", „Fern überm Meer", „Der Engel Ruf", „Verwandte Herzen", „An den Efeu", „Man mifst euch nicht, ihr schönen Blumen", „*Seit ich dich zuletzt gesehen", „*Mutter, o sing mich zur Ruh'",

[1]) Die mit * bezeichneten Gedichte sind von Freiligraths Gattin, Ida Melos, übersetzt.

„O lafst sie ziehn“, „*Die gebrochene Blume“, „Der letzte Wunsch“, *Grabgesang“, „*Lied“, „Die Träumende“, „Die Heimat an den Verlorenen“, „Die Zauber der Heimat“.

„Das bessere Land“ war bereits im zweiten Bande der Gesammelten Dichtungen erschienen.

Über den Wert des Freiligrathschen Werkes trifft zu, was Weddigen (Archiv 66) darüber sagt:

„Beide Seiten — getreue Wiedergabe des Originals und künstlerische Vollendung — sind den Übersetzungen Freiligraths eigen. Beide Eigenschaften verbindet er in ihnen zur schönsten Harmonie — er besitzt gleicherweise die höchsten Fähigkeiten eines Sprachmeisters und die eines selbstschaffenden dichterischen Genius. Dazu kommt seine aufsergewöhnliche Beherrschung des Reims und des Metrums und die Kraft seiner Phantasie, welche sich ohne Mühe und in voller Tiefe in die Ideen des fremden Dichters zu versenken und aus seinen Gemütsstimmungen zu identifizieren weifs, aus denen das Lied hervorgegangen ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Form, das Versmafs und der Reim des Originals sind meistens bis in die Einzelheiten hinein gewahrt. Nirgends eine schwerfällige Konstruktion, nirgends eine Geschraubtheit des Ausdrucks! Selbst die poetischen Bilder, die Epitheta sind — wenn nur eben möglich — beibehalten worden.“ [1])

So reichten sich F. Hemans und die deutsche Dichtung noch einmal die Hand.

Mit der Würdigung deutscher Sprache, Kunst und Literatur von seiten der F. Hemans begannen wir, mit ihrer eigenen Aufnahme im Lande der Dichter und Denker schlofs sich der Ring. Betrachten wir noch einmal den durchwanderten Weg.

Wohl kaum ein zweites Mal ergibt sich in der englischen Literaturgeschichte der Fall, dafs auf einen ihrer Dichter deutsche Geistesart so entscheidend einwirkte. Denn für F. Hemans wurde sie tatsächlich zum Ereignis. In ihr bescheidenes, von grofsen äufseren Eingriffen unbeschwertes Leben treten die Boten einer fremden Welt, als 1821 Deutschland seine Quellen erschliefst. Mit einem Schlag ändert sich das Gesicht ihrer

---

[1]) Ferdinand Freiligrath als Vermittler englischer und französischer Dichtung und seine Bedeutung für die Weltliteratur. Archiv 66.

eigenen Dichtung, tritt die Stimmungs- und Gefühlslyrik in den Vordergrund. Mit "The Voice of Spring" beginnt dieser Umschwung und verstärkt sich in immer zunehmendem Maſse. Schiller und die Romantik, hoher Idealismus und Tiefe des Gefühls. Das ist das Neue. Zug um Zug durchdringen sich ihre Vorbilder und ihre eigene Wesensart, so daſs ihr Bild ohne jene unvollständig erscheinen würde. Wie ein roter Faden zieht sich Schillers Einwirken durch das Gesamtwerk; die Romantik aber zeigt Neuland: wie mächtig dies der Fall war, ist ausführlich (Kap. VIII) dargelegt worden.

Vielerlei wirkte günstig mit, um solchen nachhaltigen Eindruck entstehen zu lassen: das Erbteil mütterlichen Blutes, die steten Beziehungen zu Deutschland durch die Geschwister und ihr eigener Freundschaftskreis. Sogar ihr Dilettieren in Malerei und Musik wirkt hier mit. So kann ihr die deutsche Sprache zur künstlerischen Offenbarung werden (Kap. I), so erklingt ihr voll und mächtig die Harfe deutscher Musik (Kap. II); so aber, vor allem, ist sie fähig, deutsche Dichter künstlerisch zu erfassen und den sonst in England so oft üblichen moralischen Einstellungspunkt auſser Acht zu lassen. Die Schülerin erhebt sich hier über den Meister Wordsworth, für den Goethe immer nur "not holy" ist. Für den Groſsen von Weimar, zu dem sie sich durchgekämpft hat, teilt sie sich einer weiten Leserschar in der Januarnummer des "New Monthly Magazine" 1834 mit, um aus seinem „Tasso" das Bild des dichterischen Geistes erstehen zu lassen. Überallhin fliegen deutsche Zitate als Motto zu ihren eigenen Schöpfungen. Als erste englische Dichterin setzte sie Theodor Körner ein Denkmal ihrer Verehrung (Kap. VI). Immer wieder taucht zwischen den übrigen Werken eine Übersetzung aus dem Deutschen auf (Kap. VII).

In rührender Schönheit und Lichtheit breitet sich das Land ihres Ideals, gleichsam ein "Better Land", in ihrer Dichtung aus. Betrachtet man die Gemälde von Jüngern der deutschen „heroischen Landschaft" aus jener Zeitepoche, so erheben sich unwillkürlich die Alpen und der Rhein vor unserem Blick, wie F. Hemans sie sah und mit dem Silberstift zeichnete. Sie lebte in einer Zeit, wo das Buch der Staël noch unvermindert wirkte; die neue Generation in ihrer Interpretin, der Jameson, lernte sie erst in den letzten Jahren der

Krankheit kennen und wurde kaum noch wesentlich von ihr berührt; für sie waren bestimmend „Mondschein und Giebeldächer“ im “fatherland” (Kap. IX).

Ihr war es vergönnt, eine Zeit regsten Austausches in Kunst und Wissenschaft zwischen Deutschland und England zu erleben. Späteren Jahrzehnten war es beschieden, das schöne Verhältnis zu trüben, sie aber sah, was ihr Theodor Körners Vater dankbar zurief:

„Über Länder und Meer reichen sich beyde die Hand“.

XII.

Literaturübersicht.

In diesem Kapitel sind die zur vorliegenden Arbeit irgendwie in Beziehung stehenden und benutzten Schriften vermerkt, soweit sie nicht schon im Text angeführt sind.

A. Felicia Hemans.

Hier verweise ich auf die ausführliche Liste bei Ledderbogen, bei der nichts zu vervollständigen ist. Die benutzten Werke sind von mir vor der Einleitung angegeben.

B. Zur Geschichte des Einflusses der deutschen Literatur auf England von 1780—1835.

(Zu Kap. III.)

I. Allgemeines.

Theodor Zeiger, Beiträge zur Geschichte des Einflusses der neueren deutschen Literatur auf die englische. Berlin 1901.

Ernst Margraf, Einfluſs der deutschen Literatur auf die englische am Ende des 18. Jahrh. und im ersten Drittel des 19. Jahrh. Leipzig 1901.

Emil Koeppel, Deutsche Strömungen in der englischen Literatur. Straſsburg 1910.

Th. Süpfle, Beiträge zur Geschichte der deutschen Lit. in England im letzten Drittel des XVIII. Jahrh. Zts. für engl. L. NF. VI.

II. Periode des Abenteuerlichen und Schauerlichen.

1. Einwirkung deutscher Autoren (in alphab. Reihenfolge)

Bürger:

Alois Brandl, Zur Geschichte der „Leonore“ in England. Charakteristiken, herausg. von Erich Schmidt.

Geſsner:

Bertha Reed, The Influence of Salomon Gessner upon English Literature. Philadelphia 1905 (Americana-Germanica).

F. Blumenthal, Lord Byron's Mystery "Cain" and its Relations to Milton's "Paradise Lost" and Gessner's "Death of Abel". Oberrealschule zu Oldenburg 1891.

Kotzebue:

Leopold Bahlsen, Kotzebues Peru-Dramen und Sheridan's "Pizarro". Archiv 81, S. 353.

2. Wirken und Beziehungen englischer Autoren im Verhältnis zu deutscher Geistesart.

Coleridge:

Alois Brandl, S. T. Coleridge und die engl. Rom. Berlin 1886.

Alois Brandl, S. T. Coleridge's Notizbuch aus den Jahren 1795—1798. Archiv 97, S. 333.

M. Eimer, Die Geschichte der Maria Eleonora Schöning und die Charakteristik Luthers in Coleridge's "Friend". Engl. Studien 47, S. 219.

John Louis Haney, The German Influence on S. T. Coleridge. Philadelphia 1902.

Anna Augusta Helmholtz, The Indebtedness of S. T. Coleridge to A. W. Schlegel. Wisconsin 1907.

Paul Machule, Coleridge's Wallensteinübersetzung. Engl. Studien 31. S. 182.

Erich Vollmer, Drei Briefe von S. T. Coleridge aus Deutschland. Archiv 118 S. 38.

Lewis:

Max Rentsch, M. G. Lewis. Leipzig 1902.

Georg Herzfeld, Eine neue Quelle für Lewis' "Monk". Archiv 104. S. 310.

Otto Ritter, Studien zu M. G. Lewis' Roman "Ambrosio, or the Monk". Archiv 211. S. 106.

Georg Herzfeld, Die eigentliche Quelle zu Lewis' "Monk". Archiv 111. S. 316.

Otto Ritter, Die angebliche Quelle von M. G. Lewis' "Monk". Archiv 113. S. 56.

George Herzfeld, Noch einmal die Quelle des "Monk". Archiv 115. S. 70.

Mackenzie:

Joh. Kluge, H. Mackenzie. Sein Leben und seine Werke. Anglia 34. S. 1.

Scott:

Walter Freye, The Influence of Gothic Literature on Sir Walter Scott. Rostock 1902.

F. Holthausen, Die Geschichte von Martin Waldeck in W. Scott's "The Antiquary". Beiblatt zur Anglia XXIX. Jahrg. S. 280.

Ludwig Karl Roesel, Die literarischen und persönlichen Beziehungen Sir Walter Scott's zu Goethe. Leipzig 1991.

Shelley:

Helene Richter, P. B. Shelley. Weimar 1898.

M. Eimer, Einflüsse deutscher Räuber- und Schauerromantik auf Shelley, Mrs. Shelley und Byron. Engl. Stud. 48, S. 231.

Taylor:

Georg Herzfeld, Taylor of Norwhich. Studien zur engl. Philologie. Heft II.

III. **Periode des Spottes.**

Alexander Flohr, Die Satire: The Rovers or the double Arrangement. Weimar 1907.

IV. **Periode der Staël.**

1. Einwirkung deutscher Autoren.

Goethe:

E. Oswald, Goethe in England and America. Die Neueren Sprachen VII, 313.

Mary Carr, Goethe in his Connexion with English Literature. Engl. Goethe Society. Publ. IV.

Alois Brandl, Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England. Goethe-Jahrbuch 1882.

R. G. Alford, Goethe's earliest Critics in England. Engl. Goethe Soc. Publ. VII.

R. Mensch, Goethe und Wordsworth. ib.

Alois Brandl, Goethe und Byron. Oesterreich. Rundschau I, 1883.
„ Goethes Verhältnis zu Byron. Goethe-Jahrb. 1899.

M. Eimer, Schopenhauer als Abgesandter Goethes an Byron. Engl. Studien 49, S. 484.

Jean-Marie Carré, The Characteristics of Goethe de Sarah Austin et la colloboration de H. C. Robinson. Archiv 131, S. 145.

A. Goldhan, Über die Einwirkung des Goetheschen „Werthers“ und „Wilhelm Meisters“ auf die Entwicklung Edward Bulwers. Anglia 16, S. 267.

Ernst Groth, Goethes Faust in engl. Bearbeitung. Beibl. z. Anglia 21, S. 14.

Leonard L. Mackall, Soane's Faust Translation now first published from the unique Advance Sheets sent to Goethe in 1822. Archiv 112, S. 277.

H. G. Fiedler, Zu Goethe in England. Archiv 126, S. 33 (Jahrmarksfest in Plundersweiler).

Herbert Smith, Zu Goethe in England. Archiv 130, S. 154.

Jean Paul:

F. Christoph, Über den Einflufs Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas de Quincey. Progr. des human. Gymn. in Hof. Ostern 1899.

Schiller:

Thomas Rea, Schiller's Dramas and Poems in England. London 1906.

Geoffrey Buyers, The Influence of Schiller's Drama and Fiction upon English Literature in the Period 1780—1830. Engl. Studien 48, S. 349.

Böddeker, Über Bulwers Übersetzung Schillerscher Gedichte im Vergleich mit den Originalen. Archiv 49. S. 241.

A. W. von Schlegel:

Georg Herzfeld, A. W. Schlegel in seinen Beziehungen zu englischen Dichtern und Kritikern. Archiv 139.

2. Wirken und Beziehungen englischer Autoren im Verhältnis zu deutscher Geistesart.

Byron:

M. Eimer, Byrons persönliche und geistige Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur. Anglia 36, S. 313.

F. Maychrzack, Lord Byron als Übersetzer. Engl. Studien 21, S. 384.

A. Knobbe, Die Faust-Idee in Lord Byrons Dichtungen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Realgymn. in Stralsund 1906.

Crabb Robinson:

Jean-Marie Carré, Nicolaï et Henry Crabb Robinson Archiv 128, S. 184.

V. Periode Carlyles.

W. Streuli, Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. Zürich 1895.

H. Kraeger, Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Literatur. Anglia 22, S. 145.

Frohwalt Küchler, Carlyle und Schiller. Anglia 26, S. 1.

Verzeichnis der hauptsächlichsten in der Arbeit vorkommenden Schriftsteller- und Künstlernamen.

Baillie, Joanna 10, 21
Beethoven 37
Buch, von 171, 182
Bürger 36, 260
Byron 4, 51

Campbell 16
Carlyle, 53, 327
Chorley, H. F. 41, 43
Claudius 38, 260, 348
Coleridge 327
Crabbe 4
Crabb-Robinson 51

Dobeneck 34, 280

Eisenhofer 37

Fouqué 192, 202, 203, 205, 206, 274, 287, 321

Gellert 203
Gefsner 203, 204, 205, 285
Goethe 36, 171, 183—185, 186, 192, 193, 195, 199, 203, 204, 206, 260—266, 288—289, 290, 302—303
Graves, John Thom. 27
„ , Robert James 27
Grillparzer 200, 206—279

Hamilton, Sir William Rowan 26, 27
„ , Thom. 23
Haydn 38
Heber, Reginald 7, 8, 46
„ , Richard 8
Herder 17, 18, 206, 260, 298—302
Herrmann, J. Z. 38
Hoffmann, E. T. A. 41, 42
Humboldt, Alex. von 16, 172, 173, 181, 182, 187, 197, 204, 205, 206, 281, 322
Hummel 38

Jacob 8, 330
Jewsbury 21—23, 41

Kant 46, 205
Kleist, Ewald v. 203
Klingemann 274
Klopstock 45, 47, 203, 204, 205
Körner 33, 194, 201, 202, 276—279
Kotzebue 48, 174, 175, 180, 188, 205, 206
Kreutzer 38

Lamb 52
Lessing 47
Luther 204

Mackenzie 24
Mackintosh 44
Matthison 37, 271
Milton 2
Mitford 21
Moore, Thomas 3, 4, 5
More, Hannah 52
Möser 194
Mozart 38, 39
Müller, Johann von 45, 180
Müllner 196, 200, 201, 203, 206 274
Musäus 259

Neukomm 39, 40
Niebuhr 281
Novalis 273, 317

Oehlenschläger 193, 201, 202, 275, 321-322

Paul, Jean (Friedr. Richter) 271—272, 317

de Quincey 53

Radcliffe, Anne 328—329
Retzsch 35—37
Romantiker, deutsche 189, 313—316

Schiller 33, 36, 47, 193, 198, 206, 266—271, 287, 303—313, 347
Schlegel, A. W. 171, 183, 198, 200, 204, 272, 316—317
Schlegel, Friedrich 174, 205
Schmidt von Lübeck 275, 289
Scott 4, 8, 23, 24, 26, 53, 326
Southey 17, 51
Staël, de 43—53, 327
Stewart, Dugald 18
Stockhausen 40

Thomson 2, 3
Tieck 12, 273—274, 286—287, 318—321

Uz 259, 285

Wackenroder 274
Weber 37, 39, 40
Werner, Zacharias 272
Wieland 199
Winckelmann 281, 322
Wordsworth 4, 28

Zedtlitz 39, 275
Zeitschriften, deutsche 348—349
Zeitschriften, englische 43—51, 169—203
Zelter 40

Inhalt.

	Seite
Einleitung: F. Hemans, Leben und Dichtungen (Jugendgedichte — Innerer Kampf — Reife — Ruhe und Resignation)	1
Teil I: Kenntnis deutscher Sprache	32
II: Verhältnis zu deutscher Kunst (Malerei — Musik — Chorley)	35
III: Die Aufnahme des Buches "De l'Allemagne" in England (Zeitschriften — Dichter)	43

Seite

IV: Die Stellung englischer Zeitschriften zur deutschen Literatur von 1813—1821 (Die politischen Blätter — Die literar. Blätter 169
V: Englische Übersetzertätigkeit von 1813—1821 209
VI: F. Hemans' Kenntnis deutscher Schriftsteller 258
VII: Eigene Übersetzungen aus deutschen Dichtern 285
VIII: Beeinflussung durch deutsche Dichter 297
IX: Neuaufnahme deutscher Stoffe (Quellen — Deutsche Landschaft — Geschichte — Kultur) 326
X: Übernahme deutscher Formen 347
XI: Aufnahme in Deutschland. — Rückblick 348
XII: Bibliographische Übersicht zur Geschichte des Einflusses der deutschen Literatur auf England von 1780—1835 . . . 352

Verzeichnis der hauptsächlichsten in der Arbeit vorkommenden Schriftsteller- und Künstlernamen 355

Berlin-Friedenau. Werner K. Ruprecht.

FRANCES BURNEYS 'EVELINA' (1778) UND DAS AUFKOMMEN DER FRAUENROMANE.

1. Romanschriftstellerinnen vor FB treten in England zuerst unter französischer Einwirkung auf, s. Charlanne, L'Influence Française en Angleterre au XVII[ième] Siècle, Paris 1906. Aphra Behn ('Oroonoko', 1688) ging besonders von der Scudéry aus, s. Siegel, Anglia XXV, 329 ff. Als dann Steele im Tatler sich für Lesen und Bildung der bürgerlichen Frau einsetzte, wagte sich Eliza Haywood hervor, die Verfasserin der Wochenschrift 'Female Spectator'. Ihr Hauptroman heifst 'History of Miss Betsy Thoughtless' (1751) und bewegt sich, wie ein Vergleich alsbald ergibt, im Fahrwasser des Marivaux. Am selben Weg liegt der eine Roman von Sarah Fielding, der Schwester des Tom Jones Dichters: 'David Simple', 1744; auf der komischen Seite der 'Female Don Quixote' der Charlotte Lennox (1752).

Auf diese vereinzelten Erzählerinnen folgte eine Gruppe von Essayschreiberinnen, die sich bewundernd um Dr. Samuel Johnson scharten: Hester Chapone, Elizabeth Carter, Catharine Talbot, neben denen die berühmte Briefschreiberin Elizabeth Montagu († 1762) tätig war. Diesem Kreis schlofs sich später die Erzieherin Hannah More an, noch heute bekannt durch Byrons Spott im 'Don Juan' I, 16.

Erst mit Frances Brooke übernimmt ein Engländer ausgesprochen die Führung: der Duellroman 'Lady Julia Mandeville (1763) verrät deutlich die Anregung durch 'Grandison'.

2. Frances Burneys Literaturwissen war so umfänglich, dafs man deutlich sieht, wie sie mitten in dieser literarischen Tradition sich bewegte. Unterrichtet sind wir

darüber durch ihr 'Early Diary' (London 1889), das bis zum Erscheinen der Evelina reicht, und die Fortsetzung 'Diary and Letters of Mme d'Arblay' (1842), neu hg. von Dobson 1904/5, wonach ich zitiere.

Da weibliche Schulen im 18. Jahrhundert fehlten, wurden die Mädchen weit mehr als heute von den Eltern, namentlich der Mutter, erzogen, s. Camb. Hist. Engl. Lit. IX, 401 ff. FB aber war fast ganz auf Selbstunterricht angewiesen, da sich ihre Mutter vorwiegend mit ihrer ältesten Tochter Esther beschäftigte. Um so mehr gab ihr der Vater, ein berühmter Musikschriftsteller, literarisches Beispiel. Er besafs eine Bibliothek (we have a library, ED I 42), die Stiefmutter eine Sammlung von Romanen (ED II 250); allerdings hielt letztere sehr auf häusliche Arbeit (my reading and writing in the afternoon is a pleasure, ED I 14). Vom unerschöpflichen Vergnügen des Lesens spricht FB wiederholt in ihren Romanen z. B. Cecilia I 4; sie liebt Szenen in Buchläden (Evelina ed. Tauchnitz 346, Cecilia VIII 8). In fremde Sprachen vertiefte sie sich, nachdem sie durch Übersetzungen von französischem Literaturreiz gekostet hatte (having taught myself that charming language for the sake of its bewitching authors, ED I 96); sie begann auch Italienisch zu studieren (I study Italian very slowly, ED I 243).

Von englischen Dichtern erwähnt sie: Spenser, in seiner 'Faerie Queene' findet sie 'an endless fund of invention, ingenuity, and poetry', ED I 243; Milton tut sie kurz ab, ebenso Butler, aber Priors 'little poems' nennt sie 'charming' D I 443. Pope gewährt ihr 'exquisite delight', seine Briefe machen sie 'quite melancholy', ED I 138 ff., seine 'Dunciad' wird häufig erwähnt. An Young bewundert sie 'nobleness of expression, exquisite feeling' D IV 261; Gray ist ihr 'justly celebrated', EDI 127; Akenside's 'Pleasures of Imagination' rühmt sie als 'sweet poem', D IV 64 ff.; Smart als 'sweetly, elegant, pretty, ED I 24; Mason als 'charming', ED I 183. Anstey's 'Bath Guide' bereitet ihr Unterhaltung, ED I 47; Falconer's 'Shipwreck' ist 'delicate, tender, melancholy', D IV 17 ff.; Beattie's 'Immutability of Truth' 'full of religious instruction', D III 280 ff. Der Satiriker Mathias, der Verfasser der 'Pursuits of Literature' heifst 'spirited and good', D V 309; Roger's 'Pleasures of Memory' bezeichnet sie als 'most sweet poem',

D V 413. Ohne Kritik erwähnt sie Thomson, Armstrong, Hammond, Whitehead, Collins, Goldsmith, Keate, Cowper, Churchill, Huddesford, Crabbe. Von fremdländischen Versdichtungen scheint ihr Voltaires 'Henriade' 'too free with religion, he makes his God so very a human creature, ED I 213; dagegen betont sie an Gessners rhythmisch prosaischen Idyllen, dafs ihr das Buch von der Königin geliehen wurde, D III 402. Homers Ilias fesselte sie ungemein, so dafs sie nachher 'read the Odyssey, ED I 26. Von Plutarch erwähnt sie den Übersetzer Riccard, D VI 36, und spöttelnd läfst sie in der Evelina 313 wetten, wer die längste Horaz Ode rezitieren kann.

Ihre Dramenkenntnis ist stark, lebte sie doch neben grofsen Darstellern; mit Garrick waren die Burneys sogar eng befreundet. Shakespeares Richard III. in seiner Darstellung ist 'sublimely horrible', ED I 178; die Comedy of Errors ist 'an excellent farce', als Lustspiel 'an indifferent play', D II 312. Flüchtig nennt sie Romeo, Merchant of Venice, Cæsar, Othello; Hamlet ist 'noble in parts, wild and improbable as a whole'; voll 'beauty of language, sentiment, and pathos', D III 124. Garricks Lear ist 'exquisitely great', Shakespeare übertrifft jeden anderen Dramatiker, ED I 191; Tempest hat 'fancy, invention, originality', D I 288. Sie kennt Ben Jonson, Fletcher und Beaumont, Dryden, Otway. Von den Lustspielen der Restaurationszeit ist ihr Wycherley's 'Country Girl' 'disagreeable in its whole plot and tendency', D IV 47, Congreve's 'Love for Love' 'extremely indelicate', Evelina 79, Farquhar's 'Wildair' voll 'violence to innocence and morality', D IV 54. Cibber, Addison, Rowe, Thomson, Mallet, Hoadly sind ihr als Dramatiker flüchtig berührenswert; Fieldings Bühnenwerke erregen ihr 'disgust', D II 226, aber Johnsons 'Irene' ist 'a beautiful poem', D I 146 ff. O'Hara's 'Two Misers' ist 'wretched stuff', D I 333; Walpoles 'Mysterious Mother' zunächst 'promising of interest', dann aber 'dreadful the whole', D III 119 ff. FB urteilt nicht über Garricks Dramatik, noch über Foote, Home, Delap, Murphy, Cumberland, Holcroft, O'Keeffe, Merry, Cobb, Morton, Griffith, Obrien. Goldsmiths 'She stoops to conquer' findet sie 'laughable and comic', ED I 207; George Colman's 'The Deuce is in him' heifst 'finished and elegant petite pièce', Evelina 82. Die Spiele der Inchbald haben 'great merit', D III 216; Colman's 'Heir at Law' zeigt 'a good deal

of character', D V 392. FB hatte grofses Interesse für die Oper, war ihr doch sogar der Zutritt zu Opernproben gestattet; wiederholt berichtet sie über Aufführungen und schildert Opernleben in ihren Romanen, Evelina 94, Cecilia I 8. Von ausländischen Dramatikern nennt sie Corneille, Molière and Voltaire, des letzteren 'Mort de César' ist ihr 'far more feroce than Shakespeare's J.C., D V 44, 'Tancred' heifst 'the noble tragedy', D V 177.

Einheimische Erzähler kennt FB seit Defoe, D III 53 und Swift, D II 310, IV 387; die Wochenschriften Steeles und Addisons werden wiederholt ohne Kritik erwähnt, dagegen nennt sie Monroe's 'Olla Podrida' 'nothing very bright', D III 305. Richardsons 'Grandison' las sie früh, ED I 32; die Erzählungen Shebbeares, ED I 275, der Lennox, D I 86, der Brooke, ED I 114, 273 sind ihr nicht entgangen. Johnsons Skepsis im 'Rasselas' macht sie traurig 'the style, the sentiments are inimitable, the subject is dreadful', ED I 14; II 154 ff. Fielding als Romanschriftsteller behandelt sie mit Achtung, Preface d. Evelina, ebenso Smollet, obwohl er im Hause der Burneys verpönt war, ib.; Goldsmiths 'Vicar of Wakefield' ist im Stil 'rational and sensible', der Vicar selbst 'quite a darling character', aber 'the plot is thin', ED I 12. Von jüngeren Erzählerinnen nennt sie die Trimmer, D III 110, Charlotte Smith, D IV 234, die Radcliffe, D V 264, Sarah Harriet Burney, D V 307, die Hawke D III 500, die Erzähler Godwin, D V 307, Coventry, ED II 105. Der Auslandsroman ist in ihrer Lektüre vertreten durch Cervantes, Cecilia II 3, Lesage, dessen 'Diable Boiteux' reich ist an 'moral sentences proper for those who dwell in a great metropolis', ED II 152; Marivaux, dessen Marianne sie kennt, ED I 32. Ferner nennt FB Voltaire, D I 236, die Graffigny, ED I 246, Prévost's 'Doyen de Killérine', von dem sie entzückt ist, ED I 41, Rousseau, dessen 'Héloise' von ihrem Vater angefeindet, von ihr nicht gelesen, dessen Name aber im Preface der Evelina unter den literarischen Gröfsen genannt ist; Marmontel, Evelina 307, D V 142, Mme de Genlis, D II 129, 288, 345 und endlich Goethes Werther, dessen 'evident tendency' ihr mifsfällt, D III 325.

Von Briefliteratur machten ihr Popes 'Letters' Eindruck, wenn auch einen traurigen, ED I 139; sie kennt die Briefe des Earl of Chesterfield an seinen Sohn, die ihr 'exhorting to in-

constancy' sind, ED I 305. Von sonstigen Briefschreibern erwähnt sie die Delany, die Freundin Swifts, D III 69, Richard und Elisabeth Griffith, deren 'Letters of Henry and Frances' ihr 'worthy a sermon' erscheinen, ED I 10, die Knight, D V 69, Sarah Scott, D III 280, Sherlock, D II 8, nicht aber die Montagu; von den Briefen der Sévigné ist sie 'enchanted' D II 266. Von der Rowe rühmt sie die 'Letters from the Dead to the Living' als 'moral and entertaining', ED I 8. An biographischer Literatur kennt FB Wolsey's 'Memoirs', D IV 364, in Johnsons 'Lives' findet sie 'instruction, spirit, intelligence, vigour', D I 443, Hasting's 'Memoirs of India' erscheinen ihr 'too imperfect', D III 188. Zu Boswells 'Life of Dr. Johnson' gibt sie mündliche Erklärungen, D IV 477; ferner wird die Dobson erwähnt, D I 360. Plutarchs Lebensbeschreibungen fesseln sie sehr früh, ED I 21; von sonstiger ausländischer biographischer Literatur kennt sie Trencks Memoiren, D IV 102.

Von Reisebeschreibungen nennt FB Sternes wiederholt gelesene 'Sentimental Journey', von der sie entzückt ist, ED I 45; in bewufsten Gegensatz zu dieser stellt sie Keate's 'Sketches from Nature' 'a paltry imitation of Sterne's S. J.', D I 252. Erwähnt werden Baretti, ED I 169, Thicknesse, ED II 195, Gilpin, D II 397, der Abessinienforscher Bruce, ED II 13 ff., Brydone, dessen Mittelmeerreise 'easy, natural, and lively' ist, ED I 205, die Piozzi und Chateaubriand, dessen Stil in der 'Itinerary to Jerusalem' als 'natural, instructive, simple, ingenious' bezeichnet wird, D VI 191 ff.

Von Familiengeschichten werden namentlich erwähnt Budgell's Geschichte der 'Boyles Family', D V 5 und Harington's 'Nugae Antiquae' die sie als 'entertaining and valuable', D I 356 bezeichnet.

Ihre Kenntnis historischer Literatur ist grofs; so erwähnt sie Middleton's 'History of Cicero' als 'delightful book' ED I 129; Hume's Geschichte Englands ist ihr bekannt, ED I 26; die Henry's befriedigte sie, D IV 407; die Smollets war ihr unterhaltsam, ED I 94. Sie nennt Hooke's 'Roman History', ED I 129 und rühmt Stanyan's 'Grecian History' als 'clever book' aber 'not extremely elegant', ED I 40. Von fremdländischen Geschichtsschreibern kennt sie Thukydides in der Übersetzung von Smith, ED I 63, den Franzosen Cléry, D V 410 und die 'History of La Belgique' von Dewez, D VI 215.

Daneben hatte FB Interesse für politische Literatur und Pamphlete, in Arbuthnot's 'John Bull' fand sie 'vulgarisms most offensive', D III 354; sie kennt Tucker's Schrift gegen den Krieg mit Amerika, D IV 28; eine Anspielung auf Wilkes findet sich in der Evelina 200; Burkes 'French Revolution' rühmt sie als 'noblest, deepest, most animated, and exalted book', D IV 435 und kennt Courtenay's 'Treatise on the French Revolution', D IV 403.

Grofs ist ihre Belesenheit in Predigten und Erbauungsbüchern, sie nennt: Bryant, D V 114, Ogden, D III 133 ff., Blair, D IV 324, Twining, ED II 6, Cecil, D VI 371, Chalmers, D VI 361; von fremden Autoren Bossuet, D VI 285 und Sturm, D IV 371. Auch pädagogische Schriften sind ihr nicht entgangen, sie nennt die More, D III 460, V 164 und Berquin, dessen 'L'Ami des Enfans' 'extremely pretty' ist, D II 216.

3. Äufsere Entstehungsgeschichte der Evelina: Die Beschäftigung mit der Evelina erstreckt sich auf einen sehr langen Zeitraum. Eine Vorstufe fiel dem Feuer zum Opfer (I burnt all up to my fifteenth year, ED I 304, die Bestätigung findet sich auch im Vorwort zum 'Wanderer', ihrem letzten Roman. Der Beweggrund für diesen Schritt war die Abneigung der Stiefmutter gegen jegliche weibliche literarische Betätigung (against the evil of a scribbling turn in young ladies, D I 12); die verbrannte Vorstufe hiefs 'History of Caroline Evelyn', D I 12.

Im ED finden sich bis 1775 keine Anspielungen, 1776 folgt eine versteckte Notiz (I have no dread of ennui, I shall be rather more engaged, than less, ED II 143); 1777 lichtet sich in einem Brief an die Schwester Susanna das Dunkel (nobody suspects the brilliancy of the company I occasionally keep, ED II 151), dies eine Anspielung auf Orville und Willoughby im Roman. In der Weiterentwicklung sehen wir zwei Darstellungen. Im ED wird von der teilweisen Reinschrift (I had transcribed the second volume, ED II 163) und der Sendung an den Verleger Lowndes berichtet (I sent it to Mr. Lowndes, ib.). Dieser forderte den ganzen Roman, worauf FB mutlos wurde (could not think of printing it, till it was finished, ib.). Mrs. Barrett (s. Einltg. von Diary and Letters), Macaulay sprechen von einer Erstsendung des Ms. an Dodsley,

der ein anonymes Werk ablehnte. Die Unterlage hierfür ist ein Bericht von FB in den 'Memoirs of Dr. Burney', 121 ff., Inhaltsangabe in D VI 433: Dodsley, who declined to look at anything anonymous; hierauf ging der Roman an Lowndes. Gleichzeitig wurde Dr. Burney ins Vertrauen gezogen, der die Angelegenheit sehr leicht nahm (he forbore to ask its name, ED II 165). Im Laufe des Jahres 1777 wird der Roman beendet, die Verlegerkorrespondenz gibt D VI 434 im Auszug wieder. Kurz nach dem 7. Januar 1778 erhält FB ein Korrekturexemplar, dessen Begleitschreiben erhalten ist (D I 22). Ende Januar erscheint die Evelina (was not published till the latter end of the month, D I 23).

Die Aufnahme des Romans war sehr günstig; das Werk war im März in allen Leihbibliotheken zu haben (ib.). Die 'London Review' bespricht im Februar als erste den Roman (more merit, style, character, incident, than is usually to be met with among our modern novels, D I 28). Es folgt im April die 'Monthly Review' (one of the most sprightly, entertaining, and agreeable productions of this kind ... variety of natural incidents ... the whole is written with great ease and command of language, ib.). Im Juni liest Dr. Burney die Evelina, im Juli erfahren die Stiefmutter und Mrs. Thrale den Verfasser (ED II 247), und kurz darauf berichtet diese über Johnsons Urteil (full of praises of the book, protesting there were passages in it which might do honour to Richardson, ED II 250). Die erste kritische Würdigung stammt von Macaulay in der 'Edinburgh Review' 1843: E. was the first tale written by a woman, and purporting to be a picture of life and manners, that lived or deserved to live. Ähnlich äufsert sich Julia Kavanagh in ihren 'English Women of Letters': E. is valuable and interesting as a woman's picture of English life and society in the year 1778. It is much more minute than any man's novel of that age (ed. Tauchnitz, 70).

4. Entstehungsgeschichte der Charaktere.

A. Evelina ist 1. das Mädchen vom Lande, das unter der Obhut eines würdigen Geistlichen in ländlicher Umgebung aufgewachsen ist (4). Das Problem, wie verhält sich ein unverdorbenes, natürlich empfindendes Mädchen zu den Eindrücken der Grofsstadt, hat FB gereizt. E. kommt in die grofse Welt (16)

und wird mit den Vergnügungsstätten, Theater, Oper und Bällen, vertraut. Mit Staunen berichtet sie über das Treiben in einem Londoner Putzgeschäft (19) und spricht von ihrem grofsen Kopfputz (ib.). Die ländliche Schönheit ist schnell von Männern umringt, die ihr mit mehr oder weniger Achtung begegnen (20 ff.); eine edle Persönlichkeit (Orville) macht sie verwirrt (bashful), und einer unverschämten wie Lovel gegenüber findet sie vor Entrüstung und Beschämung nicht den richtigen Ton (ib.). In entscheidenden Augenblicken bricht ihr Gefühl durch, wenn sie zornig Willoughby abweist (83 ff.) oder Macartneys Selbstmord verhindert (191 ff.). Ihre Unerfahrenheit in städtischen Dingen bringt sie häufig in peinliche Lagen, wenn sie z. B. zwei Dirnen nicht als solche erkennt (250 ff.). Als einfaches und natürliches Geschöpf ist E. arglos und durchschaut daher eine Intrige nicht (277). Sie wird so stark erschüttert, als sich der Geliebte scheinbar als unwürdig erweist, dafs sie schwer erkrankt (292 ff.). Der zweite Teil des Romans mit dem erneuten Eintritt in die Welt kommt für ihre Grundeigenschaft nicht mehr in Frage, da sie nun mit städtischen Dingen bekannt ist und nicht mehr mit ihnen in Konflikt gerät. Am Schlufs kehrt E. unverändert auf einen Landsitz zurück; denn 'what cruel maxims are we taught by a knowledge of the world' (278).

Die englische Literatur kennt das Mädchen vom Lande schon früher: a) Miss Byron im 'Grandison' ist ebenfalls auf dem Lande aufgewachsen, aber nicht so einsam und bescheiden wie E., sondern auf einem Landsitz, wo sie bereits Mittelpunkt eines Kreises von Verehrern war (I 2). Mit ihrem Eintritt in die Grofsstadt ähnelt sie wieder E., beider Kenntnis in städtischen Modesachen ist noch gering (I 5), sie müssen für Putz sorgen (I 16); aus Verlegenheit ist Miss B. auch 'bashful' (ib.). Freier, zudringliche wie Pollexfen, ein edler wie Grandison, treten ihr entgegen. In ihrem natürlichen Empfinden lehnen E. und Miss B. jede Art von 'affectation' ab (E. 20, Gra VI 15). Soweit stimmen beide überein, im Grunde aber ist Miss B. kein Mädchen vom Lande, was sie auch einmal betont (as if addressing a country innocent, and perhaps expecting me to be covered with blushes and confusion, I 10). b) 'Marianne' bei Marivaux wächst ebenfalls auf dem Lande unter sehr bescheidenen Verhältnissen

auf und wird dann nach Paris versetzt. Sie führt aber die Rolle nicht durch, sondern ist ein kokettes und berechnendes Geschöpf. Darin ähnelt ihr c) Betsy Thoughtless im gleichnamigen Roman der Haywood, die vom Lande kommend nach London versetzt wird; sie ist weder einfach noch ungekünstelt. Durch ihre Unerfahrenheit gerät sie auch einmal unbewufst in die Gesellschaft einer Dirne (II 10). d) Schon in den moralischen Wochenschriften findet sich die Auseinandersetzung von Stadt und Land, und das Problem wird schon hier wie in der E. zugunsten des Landes gelöst; im allgemeinen wenden sich die Wochenschriften nur gegen einzelne Mifsstände der Stadt. Das Mädchen vom Lande erscheint Spectator 66: 'young country kinswoman ... come to town ... just as nature left her ...', alle Bemühungen, ihr städtisches Wesen beizubringen scheitern; Spectator 144: 'Amaryllis, who has been in town but one winter, ... without leaving nature ...'.

2. E. ist Kritikerin, sie berichtet in Briefen über Zustände, Sitten und Erlebnisse und fällt zugleich Urteile; Modeauswüchse werden mit Erstaunen und innerer Abneigung verfolgt; das Drury Lane Theater, in dem E. Garrick sieht, wird lobend erwähnt. Es handelt sich bei der E. eben um einen sittenschildernden Roman, um eine Zustandsschilderung, gesehen vom Standpunkt eines Mädchens vom Lande. Das Vorbild für die kritische Eigenschaft der E. ist daher der sittenschildernde Roman überhaupt, wie er durch Richardson und Fielding geschaffen wurde. Miss Byron ähnelt auch hierin stark unserer Heldin; obendrein liegt hier auch ein persönlicher Zug der Burney verborgen, zeigen doch ihre Tagebücher ihre aufserordentliche kritische Gabe. — Von den Geschehnissen, soweit sie nicht bereits erwähnt sind, ähnelt die Liebesgeschichte mit ihren unglücklichen Zufällen der Technik Fieldings (s. Dibelius, Engl. Romankunst II 13), die Rivalin fehlt trotz häufiger Anlehnung an 'Grandison'. Der Wagenunfall (60) stimmt mit einem Erlebnis von FB überein (ED I 189).

B. Die Städterin Duval ist als Kontrastfigur zur Heldin gedacht; der englische Roman des 18. Jahrh. versteht unter Städtern die sogenannte feine Gesellschaft, nicht das Bürgertum. Die literarische Kritik fand hier ihre gröfsten Angriffsmöglichkeiten; denn städtisch bedeutet verdorben, gekünstelt und fran-

zösisch. Dieses französische Wesen als Grundlage der städtischen Gesellschaft betonte zuerst Walpole in 'World' 103 (the French are confident of having monopolized all the arts of civilized life). Im Roman vor FB treten keine Franzosen als Vertreter der Stadt auf, im Gegensatz hierzu stammt die D. aus Frankreich. Da sie obendrein von niederer Herkunft ist (waiting girl at a tavern, 4), zeichnet sie sich durch grofse Unbildung und schlechtes Benehmen aus (vulgar and illiterate, 2, tyrannical humours, 107). Sehen wir von der französischen Herkunft ab, so ist die O'Hara im 'Grandison' das unverkennbare Vorbild. Beide haben über ihren Stand geheiratet; beide suchen eine Verwandte, in der E. die Enkelin, im 'Grandison' die Tochter auf ihre Seite zu ziehen. Ihre Eitelkeit und Putzsucht wird betont (E 49, Gra III 5). Richardson sah hinter dieser Gestalt ein Problem; denn er läfst die O'Hara unter Grandisons Einflufs zu einer achtbaren Frau werden (IV 34), während FB bei der D. keine Charakterentwicklung zeigt. Neben dem deutlichen Einflufs Richardsons mufs auch auf den frranzösischen Roman hingewiesen werden; derartige Figuren waren bei Marivaux, den FB kannte, beliebt. Es handelt sich um etwas grobkörnige Kleinbürgersfrauen, deren Umgangston nicht sonderlich fein ist, so z. B. die Krämerin Dutour in der 'Marianne', deren Wesen als 'grossier' bezeichnet wird, und die 'un ton brusque' (I 47) hat. — Der fingierte Überfall auf die D. (142 ff.) ist literarisch bedingt durch Prévost 'Doyen de Killérine' (II 183 ff.), den FB kannte.

C. Willoughby spielt abgeschwächt die Rolle des gewissenlosen Verführers, dessen Grundeigenschaft eine unglaubliche Unverschämtheit ist; ungewandte junge Mädchen betrachtet er als sichere Beute und redet sie vertraulich mit 'charming creature' (34) an. Seine Eitelkeit ist grofs (a very fashionable, gay looking man, 33); dabei besitzt er eine liebenswürdige Gewandtheit, die sogar E. zugeben mufs (in large companies he is extremely entertaining and agreeable, 165). Sittlich steht W. ziemlich tief und gibt seine schlechten Absichten auch offen zu (378). In seinen Plänen unterstützt ihn eine grofse Klugheit, vereint mit grausamer Härte; seine Behandlung Evelinas ist weniger brutal als gefühlsroh (210 ff.). Hierzu kommt noch ausgeprägte Niedertracht, die ihn zur Absendung eines verleumderischen Briefes verleitet (278). Die

Vorbilder für diesen Charakter hat Neuendorff (Entstehungsgesch. d. Vicar of Wakefield, Diss. Berlin 03) zusammengestellt. Pollexfen im 'Grandison' ist ebenso unverschämt gegen Miss Byron (I); Thornhill im 'Vicar' wird als 'extremely impudent and familiar' (V) bezeichnet. Pollexfens 'gaudy dress' (I 10) wird betont, ähnlich steht es mit Thornhills Eitelkeit (his desire of flattery increased every day, XX). Was die schlechten Absichten anbelangt, so scheidet Pollexfen als Vorbild aus, da er Miss B. wirklich heiraten will, und von den übrigen Vertretern der Gattung unterscheidet sich W. dadurch, dafs er nicht an das Ziel gelangt. Das Motiv der Intrigue stammt aus dem Roman Fieldings; Blifil versucht, allerdings nur aus materiellen Gründen, seinen Nebenbuhler zu vernichten (Tom Jones, VI 10), Sophie Western ist ihm im Grunde gleichgültig. Bei Richardson fehlt diese intrigante Eigenschaft noch ganz, dagegen besitzt sie Thornhill in hohem Mafse, wenn er George anschwärzt; FB verstärkt den Zug; denn durch den gefälschten Brief wird das Paar auf lange Zeit getrennt. Traditionell ist auch der mifslungene Versuch der Entführung Evelinas im Wagen (99 ff.), vgl. Pollexfen und Thornhill. Die Gestalt ist wesentlich durch Vorbilder bedingt, jedoch betont FB nicht mehr die Mischung von glänzendem Verführer und Landedelmann; die Figur ist ganz in das Städtische übertragen und zum Salonhelden geworden.

D. Der edle Liebhaber, Lord Orville, die Kontrastfigur zu Willoughby, hat die Eigenschaften des englischen Gentleman, wie ihn Richardson im 'Grandison' gezeichnet hatte. Beide sind aufserordentlich höflich (elegant politeness, flattering attention, 182), glänzende Gesellschafter (111) und von den edelsten Absichten erfüllt. An O. wird sein aufserordentliches Zartgefühl hervorgehoben (high-bred delicacy, 182). Die Gestalt ist wie Richardsons grofses Vorbild durch das einseitige Überwiegen nur guter Eigenschaften starr und uninteressant geworden. Dieser Mangel ist glücklich vermieden bei

E. Macartney, dem Bruder der Heldin. Das Gute von Orville ist auch ihm eigen, ist jedoch mit anderen Zügen verbunden, so dafs eine äufserst lebendige Figur entsteht. M. zeigt Ehrgefühl und Aufrichtigkeit und ähnelt hierin stark George im 'Vicar' (possessed of integrity and honour, III).

Beide sind von heftiger Gemütsart und lassen sich zum Duell hinreifsen (245, Vicar XXVIII); Neuendorff (s. o.) führt diese Eigenschaften auf Tom Jones zurück. Diese Abhängigkeit von Goldsmith und Fielding wird bei der Betrachtung seiner Erlebnisse noch deutlicher; M. und George sind für den geistlichen Beruf bestimmt (244, Vicar I), beide lieben ein Mädchen, das ihnen wegen ihrer Armut vom Vater verweigert wird (245, Vicar II), beide werden in die Grofsstadt versetzt. Nun folgt Fieldings Technik der Erschütterungen, die Geliebte ist anscheinend die eigene Schwester (246), genau so ergeht es Joseph Andrews (IV 12). Dann befinden sich M., George und Mr. Wilson (im Joseph Andrews) in schrecklicher Not in der Stadt, alle drei kommen auf Abwege; Wilson führt das Leben eines Lumpen (III 3), Georg sinkt nicht ganz so tief (XX), und M. will mit der Pistole Leute einschüchtern, um sie zu berauben (249). Der Strafsenräuber aus bitterer Not ist traditionell und stammt aus Tom Jones (XII, XIII). Die Gestalt verrät im Gegensatz zu den bisherigen eine auffallende Abhängigkeit von Goldsmith, den FB kannte, und von Fielding, dessen Kenntnis nicht nachweisbar war.

F. Von den Nebenfiguren ist Captain Mirvan der polternde Landedelmann, dessen Unbildung, Gutmütigkeit, Radaulust und Patriotismus auf das grofse Vorbild Squire Western im 'Tom Jones' weisen. Ferner tritt eine Schwester des Helden auf, Lady Louisa Larpent, ein verwöhntes und affektiertes Geschöpf (air of languor, 300); sie wird als 'cold, distant, and haughty' (342) geschildert. FB hatte diese Gestalt vielleicht als Kontrastfigur zur E. gedacht, der sie im Alter ungefähr gleichsteht. Diese Möglichkeit ist aber nicht ausgeführt. Das Vorbild ist Grandisons Schwester Charlotte, ebenfalls ein etwas excentrisches Geschöpf (most alarming lady, II 31), das seiner Umgebung und vor allem dem Bräutigam gewaltig zusetzt. Das dahinter liegende Problem wird hier ähnlich wie bei der O'Hara von Richardson durchgeführt; denn sie wird eine liebevolle Gattin (VII 42/43).

Gut gezeichnet sind die Gecken, die aus dem gefährlichen Lebemann (rake) hervorgehen, aber harmlos sind. Lovels Eigenschaften bestehen in 'affectation' (the greatest conceit, 20), Dummheit, Eitelkeit (I was full half an hour this morning thinking what I should put on, 431) und grenzen-

loser Feigheit (438). Schon bei Richardson finden sich im 'Grandison' solche Gestalten, z. B. Mr. Somner (a dear lover of his person, I 5), aber sie wurden nur kurz von einer Seite gezeigt, während Lovel bis zum Schlufs im Romangefüge bleibt. Mr. Smith ist der vulgäre Geck, daher ist eine unglaubliche Plumpheit der Grundzug seines Wesens. Er belästigt E. durch Heiratsanträge (188, 198); sein Vorbild findet sich als Villot in der 'Marianne' (VI 72). In Mr. Branghton hat FB den kleinen Kaufmann, er ist silversmith, gezeichnet, der mafslos geizig ist. In der Oper landet er mit seiner Familie auf dem billigsten Platz und meint am Schlufs 'they 've me caught once ... it was monstrous dear' (95). Der Theaterbesuch ist eine beliebte Szene im 18. Jahrh., Spectator 335 zeigt in Sir Roger de Coverley den naiven Zuschauer, der 'a piece of natural criticism' gibt, Fielding verstärkt in Partridge die Naivität (Tom Jones XVI 5). Branghton aber geht nicht aus Schaulust in die Oper, er will mit dem Besuch nur prahlen. Sein Sohn ist 'a foolish overgrown school-boy, whose mirth consists in noise and disturbance', 66; seine ältere Schwester ist ungebildet, niederträchtig und gefühlsroh, was an das Ladenfräulein Toinon ('Marianne' I 48 ff.) erinnert, die jüngere ist 'foolish, ignorant, giddy and good-natured, 66.

Zu dem zweiten Roman 'Cecilia' (1782) hat Dibelius alles Wesentliche bereits gesagt (Engl. Romankunst II 5 ff.); eine grofse Anzahl von Charakteren ist hier wiederholt. Cecilia ist zunächst wieder das Mädchen vom Lande, das nach London versetzt wird und dort verschiedene Gesellschaftsschichten kennen lernt; beliebte Szenen kehren auch hier wieder (Maskenball II 3, Oper II 4, Konzert im Pantheon IV 2). Auch Cecilia ist unerfahren, wenn sie leichtsinnigen Menschen Geld leiht (IV 1), aber diese Eigenschaft ist nicht so stark betont, so dafs die Kontrastierung von Land und Stadt hier zurücktritt. Die städtische Gegenspielerin fehlt hier. Der Liebhaber Delville ist mehr dem Typ des Tom Jones als dem des Grandison nachgebildet. Macartney kehrt wieder in dem sympathischen Belfield mit seinem abenteuerlichen Lebenslauf; der gefährliche Verführer erscheint als Floyer (bold and negligent, I 4), ebenso gehört hierher der intrigante Monckton; Gecken treten ebenfalls auf. Eine der Duval ähnelnde Person ist als Miss Bennett (low born, meanly

educated, narrow-minded, I 2) vertreten. Der Geizhals Branghton endlich ist als Briggs fortgeführt.

Mit dem dritten Roman 'Camilla' (1796), in französischer Übersetzung von 1797 und deutscher von 1798 mir zugänglich, ist ein Niedergang in der Kunst der FB zu verzeichnen. Äufserlich ist er ein Werk von vier starken Bänden mit einer Unzahl von Personen, deren Charakterisierung häufig nur sehr oberflächlich angelegt ist. Bevorzugte Typen der Burney lassen sich auch hier erkennen. Die Heldin ist abermals ein Landkind, das mit der Stadt Bekanntschaft macht und am Schlufs gern auf das Land zurückkehrt; sie ist edel und hilfsbereit in dem Mafse, dafs sie sich und ihre Eltern in die verzweifeltste Lage bringt (X 4 ff.). Der Liebhaber gehört wieder vollständig zum Typ Orville und Grandison; Macartney-Belfield findet sich als junger Dichter Melmond (II 5) wieder. Der heimtückische Verführer Bellamy ähnelt in seiner Brutalität stark Pollexfen im 'Grandison', wenn er Camillas Schwester mit Gewalt zur Heirat zwingt (X 2). Der affektierte Geck tritt hier als Clarendon auf (II 2, 4); ähnlich wie E. durch Smith, so wird C. durch Dubster, einen plumpen Menschen, belästigt (II 4). Auch eine gewöhnliche Frau mit Zügen der Bennett in der 'Cecilia' und der Duval tritt auf (Mrs. Mittin, VI 5, IX 12). Endlich hat FB hier das Bild eines liebenswürdigen Landedelmannes in Camillas Onkel Sir Hugh gezeichnet, dessen gröfste Freude im Wohltun und Beglücken seiner Verwandten besteht; eine harmlose Schwäche von ihm ist der erfolglose Versuch, versäumtes Wissen durch Lernen im Alter nachzuholen (I 4). Die Begebenheiten ähneln denen in den früheren Romanen.

Der vierte Roman der Burney 'The Wanderer' (1814) war mir nicht zugänglich. Zusammenfassend ist zu sagen, dafs die Neuleistung auf dem Gebiet der Charakterschilderung nicht sonderlich grofs ist; die meisten Gestalten und auch Geschehnisse lassen sich im englischen und französischen Roman des 18. Jahrh. nachweisen. Dennoch ist ihr Schaffen von grofser Wichtigkeit, eröffnet sie doch den Kreis von Schriftstellerinnen, die das deutliche Bindeglied zwischen dem Roman Richardsons und Fieldings einerseits und dem des 19. Jahrh. andererseits bilden.

5. Ererbtes und Erlebtes. Die scharfe Gegenüberstellung von Stadt und Land ist dem Roman vor FB fremd, viel mehr wird dort die Charakterschilderung betont; ähnliche Gedankengänge liegen allerdings auch schon in früheren Romanen unter der Oberfläche. Richardson hatte sich in seinem letzten Werk 'Sir Charles Grandison' für das Land entschieden; der ganze Roman ist im wesentlichen ein Kampf gegen 'an age given up to luxury, extravagance, and amusements little less than riotous' (Grandison IV 18). Fielding war kein so scharfer Verurteiler der Stadt, er zeigte vielmehr ihre schlechten und guten Seiten. Goldsmith dagegen setzte die Richtung Richardsons fort im 'Vicar of Wakefield' (s. Kap. 4 u. 9); Neuendorff (35 ff.) macht auf diesen Gegensatz von Stadt und Land aufmerksam und gibt als Vorbilder für ähnliche Gedanken Thomson und Gray an. Vielleicht hätte es näher gelegen, bei einem Romanschriftsteller zunächst auf Vorgänger in der eigenen Literaturgattung hinzuweisen. So oft die Familie Primrose mit der Welt (= Stadt) zusammentrifft, erleidet sie Schiffbruch, eine Erfahrung, die keiner Gestalt im Roman erspart wird.

Dieses Zusammentreffen zweier Welten vollzieht sich nun bei FB und den Vorgängern in charakteristischer Weise. Sie stofsen zusammen, reiben sich und lösen sich von einander, ohne zu einem Ausgleich zu kommen. Von Richardson an bis zu FB kehren die Heldinnen am Schlufs ohne Bedauern auf das Land zurück, während auf der anderen Seite die Stadt, vom Autor kaum mit einem sympathischen Zug bedacht, zurückbleibt. Auch eine revolutionäre Lösung der Frage, wie sie Rousseau vertrat, kommt nirgends vor. FB bleibt durchaus bei der englischen Tradition, d. h. kein Bruch mit alten Idealen.

Bei dieser Betrachtung kommen wir auch in die Sphäre Dr. Samuel Johnsons, des bedeutendsten Denkers in dieser Epoche. Dieser Autor hatte bereits in seinen ersten Veröffentlichungen gegen die Stadt gekämpft; er begann mit der Satire 'London' und 'The Vanity of Human Wishes'. Seine Lebenserfahrungen hatten ihn zum Pessimisten gemacht; aus diesen Gefühlen entstand 1759 sein philosophischer Roman 'Rasselas'. Die Gegenüberstellung von Stadt und Land tritt hier etwas zurück, dafür wird die Frage nach dem Glück aufgeworfen und in höchst persönlicher Weise gelöst. Johnson

läſst seinen abessinischen Prinzen mit seiner Schwester und dem weisen Imlac die Welt, d. h. auch die Städte, durchziehen, um das Glück im Leben der Menschen zu suchen. Enttäuscht kehren sie in ihr abgeschlossenes Felstal zurück und werden das Glück allein im eigenen Inneren finden. Johnson war Skeptiker geworden; die Frage nach dem Glück, die Idee der besten Welt, der Theodicee, die im beginnenden 18. Jahrh. eine so groſse Rolle spielte, konnte von ihm nur auf diese Weise beantwortet werden. FB urteilte über 'Rasselas': 'O, how dreadful, how terrible is it to be told by a man of his genius and knowledge, in so affectingly probable a manner, that true, real happiness is ever unattainable in this world! ... all is anxiety, doubt, fear, and anguish!' (ED I 15). FB war durchaus nicht skeptisch veranlagt. Sie kannte Glück, das sich ihr in einem idealen Familienleben darbot. Die Antwort auf die Frage nach dem Glück lag für FB viel mehr im Sinne Goldsmiths, dessen 'Vicar' geradezu als ein Loblied auf harmonisches Familienleben bezeichnet werden kann; schon im 'Traveller' war Goldsmith zu ähnlichen Ergebnissen gekommen.

Was ist nun in der 'Evelina' erlebt? FB war in einer kleinen Provinzstadt (Lynn Regis in Norfolk) geboren und kam mit acht Jahren nach London, wo sie sich, von kleinen Reisen abgesehen, bis zum Erscheinen der 'Evelina' aufhielt. Das Early Diary (1768 – 78) enthält nicht die geringste Bemerkung mit antistädtischer Tendenz, im Gegenteil haben wir eine Notiz vom 17. 7. 1768 aus Lynn Regis: ... In short, a country town is my detestation — all the conversation is scandal, all the attention, dress, and almost all the heart, folly, envy and censoriousness. A city or a village are the only places which I think, can be comfortable, for a country town, I think has all the bad qualities, without one of the good ones, of both (ED I 14). FB hat sich in London immer äuſserst wohl gefühlt und gehört nicht zu den Feinden der Stadt; der Gegensatz von Stadt und Land ist daher kaum erlebt, sondern traditionell bedingt. Der gesamte Zug der Zeit ging damals auf Natürlichkeit; es bedurfte gar nicht des Einflusses Rousseaus, denn schon vor dem Erscheinen der 'Nouvelle Héloise' (1761) waren derartige Anschauungen in England durchaus üblich. Die Welle des Gefühls, die damals Europa in Romanen und Dichtungen überschwemmte, muſste notwendigerweise zu anti-

städtischen Tendenzen gelangen. Selbst bei einem so kritischen Autor wie Johnson sieht man die gewaltige Macht des Zeitgeistes in seiner Hebridenreise. England brauchte Rousseau nicht; stetige Evolution im Gegensatz zur französischen Revolution nahm in diesem Lande den Wandel einer Weltanschauung vor.

Alle Theaterepisoden in der 'Evelina' sind dagegen erlebt; Garricks Lear wird erwähnt (31), was auf einen ausführlichen Bericht über eine Vorstellung zurückgeht (ED I 191). Congreves 'Love for Love' (77) und Hoadlys 'Suspicious Husband' (17) werden zwar in den Tagebüchern nicht genannt, jedoch mufs sie FB anscheinend genau gekannt haben. Der grofse Bericht über die italienische Oper und den berühmten Sänger Millico (85 ff.) ist auf den tiefen Eindruck zurückzuführen, den Millico bei seinem wiederholten Auftreten in London auf FB gemacht hat (Millico sang like an angel, ED I 189). Die häufig genannten Vergnügungsstätten (Ranelagh, Pantheon, Vauxhall) kannte die Autorin als Bewohnerin Londons natürlich aus eigener Anschauung.

Zusammenfassend ist zu sagen, dafs die 'Evelina' vom Standpunkt der Originalität nicht sonderlich interessant ist, dafs es aber FB bei aller literarischen Abhängigkeit gelungen ist, ein spannendes Zeitbild zu geben. Der Roman sollte jedoch für die Zukunft von gröfster Wichtigkeit werden durch den grofsen Beifall, den er selbst bei anerkannten Kritikern wie Johnson fand. Mit diesem Werk war der Bann gebrochen; das Vorurteil gegen weibliche Schriftstellerei, unter dem noch FB zu leiden hatte, fiel endgültig, und die Reihe der Romanschriftstellerinnen reifst von diesem Zeitpunkt an nicht mehr ab. In einer kurzen Spanne von drei Jahrzehnten wird der Frauenroman durch die Edgeworth, Austen und Opie auf eine hohe Stufe der Vollendung gehoben. Den Anstofs hierzu gab FB, was ihr in der Entwicklungsgeschichte des englischen Romans einen ehrenvollen Platz sichert.

BERLIN-PANKOW. KARL DANZ.

WEITERE BEITRÄGE ZUR ALTENGLISCHEN WORTFORSCHUNG.

Ist ein ae. *hit(t)* 'Hitze' wirklich bezeugt?

Obwohl Falk-Torp Seite 89 unter ***hitan*** m. ***hitjo*** f. 'Hitze' eines dem an. *hiti* usw. entsprechenden ae. *hit(t)* nicht Erwähnung tun, stimmen Kluge 9, Weigand 5 und Franck darin überein, ein solches ae. Wort für authentisch auszugeben. Zwar verzeichnen weder Bosworth-Toller noch Sweet das angebliche Wort, aber Hall hat sowohl in der ersten wie zweiten Auflage seines Concise Dictionary den Eintrag *hyt* I. sf.? 'heat' [ON. *hita*] auf Grund von Beowulf 2649. In der zweiten Auflage wird freilich die Wahl gelassen, für *hyt* zu lesen *hát*. Schon daraus kann man ersehen, dafs es mit der Gewähr für das Wort nicht eben zum Besten steht. In der Tat bietet die angeführte Beowulfstelle die einzige Gewähr für ein angebliches ae. *hit(t)* 'Hitze'. Die Stelle lautet:

2649 .... *wutun gangan tó,*
2650 *helpan hild-fruman, þenden hyt sý,*
2651 *gléd-egesa grim.*

So finde ich in den meisten neueren Ausgaben interpungiert. Und nach dieser Interpunktion mufs man allerdings in dem *hyt* vor *sý* ein Substantiv sehen, dafs 'Hitze' bedeuten müfste und zu dem *gléd-egesa grim* Apposition wäre. Der erste, der die Stelle so aufgefafst hat, scheint Grein gewesen zu sein. Wenigstens finde ich im ersten Hefte des vierten Bandes seiner Bibliothek der angelsächsischen Poesie, Seite 79, unter H-Od, den Eintrag *hitsian* 'calere?' praes. conj. *þenden hitse glêdegesa grim* (*hit sy* MS.) B. 2649; oder *hit* = altn. *hiti*, ahd. *hiza* 'calor'? Von diesen beiden Vorschlägen hat nur der zweite bei den neueren Herausgebern Anklang gefunden und zu der oben angegebenen Interpunktion und Konstruktion geführt. Ist diese

aber die natürliche und ungezwungene? Sicher nicht. Die ungezwungene Konstruktion würde *hyt* als Pronomen = *hit* fassen und *gléd* damit verbinden, nach dem das Komma zu setzen, also der Satz *þenden hyt sy gléd, egesa grim* zu lesen wäre. Oder aber man würde Ausfall eines Wortes nach *hyt* annehmen, das sich zu *gléd-egesa* fügen müfste, etwa *hât,* wie Kemble 1837 vorgeschlagen hat. Dieser Vorschlag Kembles ist weder von Grein noch von Wülcker erwähnt worden, hat aber dem scharfsichtigen Bugge weit mehr als das Greinsche *hit* 'Hitze' zugesagt, weshalb er in den Beiträgen 12, 105 darauf hinweist. Heyne[5], Seite 118, Z. 5, und ihm folgend Holthausen, Beowulf-Ausgabe von 1906, II. Teil, Glossar s. v. *hitt* 'Hitze', stellen es so dar, als ob Bugge für *hyt* nach Kemble *hât* einsetzen wolle. Allerdings hat Kemble auch einen solchen Vorschlag gemacht, aber das ist nicht der, den Bugge in den Beiträgen empfiehlt. Hätte Holthausen da nachgesehen, würde er gefunden haben, dafs Bugges Stellung zu *hyt* von Heyne falsch berichtet worden ist. Denn B. sagt deutlich genug: „Weder Grein noch Wülcker erwähnt den Vorschlag Kembles: *þenden hit* [*hât*] *sy.*“ Dieser Vorschlag ist aber nur einer von zweien, die Kemble im Appendix zu seiner Beowulf-Übersetzung, London 1837, gemacht hat. Seite 107 der Übersetzung gibt er folgende Verse seiner Beowulf-Ausgabe von 1835

5293 *wutun gangan tó* 5294 *helpan hild fruman*
5295 *þenden hit sý* 5296 *gled-egesa grim*

so wieder: "Come! let us go to *him, let us* help our chieftain, although[1]) the grim terror of fire be hot". Im Appendix, Anmerkung zu 5295 werden dann die erwähnten zwei Vorschläge gemacht, wonach entweder *þenden hât sý*[2]) oder *þenden hit hât sý* zu lesen ist. Es ist klar, dafs von den beiden Bugge nur den zweiten der Erwähnung wert gefunden hat, während Kemble selbst in seiner Übersetzung sich nur an den ersten hält und auch Heyne-Holthausen nur diesen im Auge haben. Auch ich glaube mit Bugge, dafs Kemble mit seinem zweiten Vorschlage auf dem richtigen Wege war. Es ist aber nicht *hât,* das wir als nach *hit* ausgefallen ansehen müssen. Wiglaf will seine Genossen zum Eingreifen in den Kampf seines Herren

---

[1]) Thorpe übersetzt richtig *þenden hât sý* 'while be hot'.
[2]) Von Thorpe in seiner Ausgabe Oxford 1855 angenommen.

mit dem Ungetüme anspornen, ehe dieser der verzehrenden Glut erliegt. Er wird also sicher nicht gesagt haben *wutun gangan tó / helpan hild fruman, þenden hit hât sy, gléd egesa grim* (denn damit würde er sie eher abgeschreckt als angespornt haben), sondern *wutun gangan tó, helpan hildfruman, þenden hyt* [*tid*] *sy.* Und die Zeit ihm zu helfen ist jetzt, (fährt er fort), wo er so schwer von der fürchterlichen Glut bedrängt wird: [*Is*] *gléd egesa grim.* Daran fügt er, was er selbst zu tun Willens ist: Lieber will er mit seinem Herrn in den Flammen umkommen als seine Pflicht als getreuer Gefolgsmann vernachlässigend heimkehren, ohne sein Bestes zur Rettung des Herrn getan zu haben. Wir sehen also, auch der Zusammenhang ist der Auffassung nicht günstig, die mit aller Gewalt ein Substantiv *hyt* 'Hitze' aus der Beowulfstelle heraus oder vielmehr in sie hineinkonstruieren will, das der natürlichen Auffassung durchaus widerstrebt, von einem so klar denkenden Kopfe wie Bugge nicht anerkannt worden ist und auf keinem anderen Zeugnisse beruht als eben dieser gezwungenen Deutung unserer Beowulfstelle. Hall wird gut tun, in der dritten Auflage seines Concise Dictionary dem angeblichen *hyt* 'Hitze' die Aufnahme zu versagen, falls nicht in der Zwischenzeit ein Zeugnis entdeckt werden sollte, das bessere Gewähr bietet als die angezogene Beowulfstelle. Kluge[10] hat es endlich aufgegeben.

Ist *theodoice* in Æðelwulfs charter vom Jahre 843 wirklich immer noch ein ungelöstes Rätsel?

Diese Frage aufzuwerfen, werde ich durch das veranlaſst, was Max Förster in den Englischen Studien 56, Heft 2, Seite 223, am Ende der Anmerkung 3 a zu sagen hat: „Unverständlich ist mir das *theodoice snād* einer Urkunde von 843 (Birch No. 377, Sweet OET. S. 436). Der Vorschlag, *theodice* zu lesen (Earle, Land Charters S. 506) befriedigt nicht recht."

Zunächst möchte ich das Versehen Försters berichtigen, wonach das Wort in einem Dokumente vorkommt, das als No. 377 bei Birch gedruckt ist. Nach Middendorf, Ae. Flurnamen, Seite 119, steht in Birchs No. 377 *timber hricges snad.*[1])

---

[1]) Ich lasse M's unbefugtes Quantitätszeichen weg.

Das uns interessierende Wort aber steht im folgenden Satze der Nr. 442 (a⁰ 843): Unus singularis silua[1]) ad hanc eandem terram pertinens quem[1]) nos theodoice *snad* nominamus.

Bereits im Jahre 1897 habe ich gelegentlich des Nachweises von ae. *snád* 'coppice' darauf hingewiesen, dafs *theodoice* Schreibversehen für *theodisce* ist, also „in der Volkssprache" meint. Im Jahre 1898 hat darnach Holthausen im Beiblatt gerügt, dafs *snád* 'Wald' in Sweets Dictionary fehle und ich habe 1903 Holthausen vorgeworfen, bei den Worten: „Es fehlt *snád* 'Wald', vgl. JGPh. I, 61" absichtlich meine Namensnennung unterlassen zu haben (Anglia 26, N. F. 14, 295). Im Jahre 1912 habe ich ferner Kluges Aufmerksamkeit wiederum auf das Wort gelenkt, als ich in seiner Zeitschrift für deutsche Wortforschung 14, 142 folgendes schrieb: „Unter *Deutsch* wäre in Ergänzung der Data zur linguistischen Bedeutung des Wortes noch auf *theodisce* (überliefert *theodoice*) im ae. Charter Æthelwulfs vom Jahre 843 (verdruckt 845) aufmerksam zu machen: *siluam quem theodisce* **snad** *nominamus*". Diese Erinnerung hat sich Kluge für die neunte Auflage seines etymologischen Wörterbuches zu Nutze gemacht, leider aber das Druckversehen 845 statt 843 übernommen, als er Seite 89 a unter *Deutsch*, Zeile 9 von unten, die für den Gebrauch von *theodiscus* bei den Angelsachsen in Frage kommenden Daten vervollständigte. Aber in seiner deutschen Sprachgeschichte, Leipzig, Quelle & Meyer 1920, Seite 224[32] hat er das richtige 843. Ich setze die ganze Stelle her: "Der früheste Beleg für sein Dasein als *theodiscus* (*theodisce*) steckt 786 in einem lat. Berichte über eine Synode unter König Offa von Mercien (*tam latine, quam theodisce, quo omnes intellegere possent*) und, Jahrzehnte später, 843, gebraucht es der englische König Aethelwulf urkundlich: *silvam quem nos theodisce snád nominamus.* Aber an beiden Stellen bedeutet es 'volkssprachlich' im Sinne von *lingua vulgaris"* oder, können wir hinzusetzen, *sermo gentilis.* Wie unter diesen Umständen das *theodoice* des Abschreibers von Æðelwulfs charter vom Jahre 843 Förster unverständlich bleiben konnte, ist mir in der Tat ein Rätsel.

---

[1]) Ich ersetze Birchs modernes *v* durch das handschriftliche *u*. Beachte die Übertragung des Geschlechtes von ae. *wudu* auf lat. *silva*.

Man beachte, dafs ich sage, des Abschreibers. Ich sehe wenigstens nicht, wie der Schreiber der Urhandschrift den Fehler *theodoice* für *theodisce* begehen konnte. Wie ist der Fehler zu erklären? Ich vermute, in der Urschrift war *s* so geschrieben, dafs ein Abschreiber es wohl für *o* nehmen konnte; er schrieb also *theodioce* und der Abschreiber dieses fehlerhaften Dokumentes drehte das zu *theodoice* um. Was uns vorliegt, mag also erst eine Schrift dritter Hand sein.

Zur Frage des germanischen Ursprungs von ae. *gafol* 'tributum'.

Die vom NED. unter *gavel* sb.[1] befürwortete Ableitung von der gemeingermanischen Wurzel **geƀ* 'geben' habe ich in dieser Zeitschrift 36, 60 ff. und 377 ff. entschieden bekämpft und bin für Entlehnung aus air. *gabál* 'Nehmen' eingetreten. Diese meine Ansicht hat aber nicht den Beifall Max Försters gefunden. Sie ist, wie er in seinem „Keltisches Wortgut im Englischen", Seite 54 [168] ff. ausführt, „seiner Überzeugung nach sowohl mit Rücksicht aufs Keltische wie aufs Germanische unhaltbar". Seine Ausführungen beginnt er mit dem Hinweise auf „O." Kerns „Widerspruch" gegen meine Annahme. Ich bedaure sagen zu müssen, dafs sein Hinweis nicht eben von Genauigkeit zeugt. Zunächst ist des Groningenschen Gelehrten Vorname nicht *O.*, sondern *J. H.*, wie Förster leicht aus der Unterschrift auf Seite 382 meines oben angeführten Artikels in der Anglia 36 hätte ersehen können. Ferner ist das, was Kern auf Seite 377 zu sagen hat, so gehalten, dafs man seine Worte nicht geradezu als „Widerspruch" gegen meine Ansicht deuten kann. Im Gegenteile, „eine keltische Etymologie, nach Bosworth-Toller s. v. *gafol* schon von Diefenbach befürwortet" scheint ihm auf den ersten Blick auch nach meinen Ausführungen „sehr bestechend". Er kann sich nur „eines leichten Zweifels nicht erwehren", weil das Wort nicht nur altenglisch, sondern (was im NED. übersehen worden ist) auch im Mittelniederländischen ganz geläufig ist, und er meint, sein Vorkommen da mache überhaupt keltischen Ursprung nicht wahrscheinlicher. Er weist dann darauf hin, dafs Verdam, Mndl. Wdb. 2, 938 fälschlich *gavele* statt *gavel* ansetze und bringt später die Belege dafür, um die ich ihn gebeten hatte.

Und auf diesen Nachweis von *gavel* im Mittelniederländischen in derselben Bedeutung, die das ae. *gafol* hat, stützt Förster seine Behauptung, dafs eine heimisch-germanische Bildung vorliegen müsse; denn das mnl. Wort lasse sich auf keinen Fall als Entlehnung aus dem Keltischen oder Englischen erklären und das ae. Wort könne nicht auf air. *gabál* zurückgeführt werden, da dieses Verbalabstrakt zu *gabáim* 'ich nehme' zwar „den Akt des Besitzergreifens", auch wohl in der Nebenform *gabáil* 'Eroberung, Beute, Schluck', aber nirgendwo die 'Abgabe' bezeichne, zudem die Angelsachsen kaum oft in die Lage gekommen seien, von den Iren Abgaben oder Tribut zu verlangen. Viel eher sei das der Fall den brittischen Stämmen gegenüber gewesen, aber auch das Brittische besitze ein entsprechendes Wort mit der Bedeutung 'Tribut' nicht. Belegt sei nur das Verbalabstraktum mkorn. *gavel* (5. Jahrh.) 'das Halten' und mkymr. *gafail* 'das Ergreifen', nkymr. *gafael, gafel* 'Halten'. Zu mnl. *gavel* 'Zoll, Zins, Abgabe, Tribut' stellt er auch mhd., nhd. (niederrhein.) *Gaffel* 'Zunft' und eine Bekräftigung einheimischer Wortbildung sieht er in dem Dasein einer Nebenform mit Suffixablaut im Altenglischen, „was bei einem Lehnworte wohl nicht sehr wahrscheinlich wäre". Nach ihm dürfen wir daher ruhig ein urgerm. **gaƀal-*, **gaƀil-*, **gaƀul-* 'Abgabe' ansetzen und trotz Meyer-Lübke, Rom. etym. Wtb. No. 6839 darin die Mutter der romanischen Sippe sehen. Und dieses Wort von dem urg. **geƀan* 'geben, abzuleiten, darin vermag er „nicht die geringste semantische Schwierigkeit" zu erblicken, so klar auch der Begriff des 'Nehmens', der Zwangsleistung in den (namentlich ältesten) Belegen zum Ausdruck kommen mag, was wohl, wie ich betont habe, zum keltischen *gabál* 'captio', aber nicht zum germanischen **geƀan* 'geben' stimmt. Diese Unstimmigkeit glaubt er damit beheben zu können, dafs er darauf hinweist, „dafs das air. *gabáim* 'ich nehme', nicht nur" — worauf ich bereits hingewiesen hatte — „etymologisch mit dem germ. Stamm **geƀan* 'geben' zusammenhängt, sondern auch im Mittelirischen oft[1]) die Bedeutung 'geben' aufweist". Ich gestehe ganz offen, dafs ich diese Art der Beweisführung nicht verstehe. Was in aller

[1]) Wie oft?

Welt hat das Vorkommen der Bedeutung des Gebens von air. *gabaim* im Mittelirischen mit der Frage zu tun, ob ae. *gafol, gæfel* einheimischen oder keltischen Ursprungs ist? Zur Entscheidung dieser Frage kann nur in Betracht kommen, was die tatsächliche Bedeutung des mit ae. *gafol* in Zusammenhang gebrachten air. *gabál* ist und ob sie sich dieser Verknüpfung günstig erweist. Die ursprüngliche Bedeutung ist 'das Nehmen', woraus sich ungezwungen die des 'Genommenen', der 'Eroberung', der 'Beute', des dem Besiegten 'abgenommenen' Tributs ergibt. Nun ist allerdings die Bedeutung 'Tribut' nicht direkt bezeugt, aber mit den tatsächlich bezeugten Bedeutungen wohl vereinbar, während die tatsächlich bezeugte Bedeutung von ae. *gafol, gæfel* unvereinbar ist mit der Ansicht, die in dem ae. Worte eine Ableitung von urg. **geƀan* 'geben' annimmt, und über diese Unvereinbarkeit hilft uns keine Förstersche Argumentation hinweg von dem „sich vereinigen von 'Geben' und 'Nehmen' unter der Vorstellung der hingehaltenen Hände". Diese auf Walde zurückgehende Anschauung reicht aus, um die Zwiespältigkeit der Bedeutungsentwicklung im Keltischen und Germanischen zu erklären, ist aber von keinerlei Belang für die uns beschäftigende Frage, ob ae. *gafol* germanischer oder keltischer Abstammung ist. Der Annahme germanischer Abstammung widerstreitet die auch von Walde festgestellte Tatsache, dafs „im Germanischen **giban* ausschliefslich zur Bedeutung 'geben' entwickelt wurde", die sicher nicht in ae. *gafol* 'Tribut' zum Ausdruck kommt. Das gesteht denn auch Förster stillschweigend zu. So hilft er sich mit der „Möglichkeit eines Bedeutungsüberganges für das Germanische" von Geben zu Nehmen, wie er umgekehrt von Nehmen zu Geben im Keltischen (Mittelirischen) nach ihm stattgefunden hat, und er sucht die Annahme dieser Möglichkeit durch Hinweis auf nhd. *Abgabe* wahrscheinlicher zu machen. Und er meint, wer diese Möglichkeit fürs Germanische leugnet, würde die Tatsache des Übergangs „fürs Keltische zu erklären haben und also das Problem nicht lösen, sondern nur einem Andern zuschieben". Hier mufs ich wieder gestehen, dafs der Förstersche Gedankengang meinen Verstand übersteigt. Ich sollte doch meinen, wenn eine annehmbare Erklärung des Bedeutungsübergangs von air. *gabaim* 'ich nehme' zu mir. '*ich*

gebe' gefunden ist, so ist damit das Problem fürs Keltische gelöst und wir können dann ungehindert durch solche Bedenken, wie sie Förster bei der Betrachtung von ae. *gafol* im Wege standen, an die Lösung der Frage herantreten, ob da ae. Wortgut oder keltisches zu Grunde liege. Eine annehmbare Erklärung der Erscheinung aber, dafs air. *gabaim* 'ich nehme' im Mittelirischen auch die Bedeutung des germanischen 'geben' aufweist, scheint mir die zu sein, dafs wir die Erscheinung auf germanischen Einflufs, sei es von englischer oder skandinavischer Seite, zurückführen. Ich erinnere z. B. an die mir. Entlehnung *maróg* aus ae. *mearh* 'Wurst', auf die Lidén zuerst aufmerksam gemacht hat. Soviel ich sehe — um dies nebenbei zu bemerken — ist Hall der einzige, der bislang diesem Worte in der zweiten Auflage seines Wörterbuches, Seite 199 a, Rechnung getragen hat. Das NED. bringt den ältesten Beleg dafür unter *marrow* 'Mark', wie ich seinerzeit in den Englischen Studien ausgeführt habe! Doch zurück zu ae. *gafol*. Wie Förster wohl hätte feststellen können, bin ich nicht der einzige, der gegen die Ableitung von germ. **geƀan* 'geben' Einspruch erhoben hat. Noch in demselben Jahre, in dem ich meinen Angliaartikel veröffentlichte, 1912, hat A. L. Mayhew in der Modern Language Review (VII, No. 3, Seite 322—23) die Unmöglichkeit, das Wort mit *gifan* 'give' zu verknüpfen behauptet. Er führt ml. *gabulum* auf arabisch *gabâla* 'tax, tribute' zurück und sieht in dem ml. Worte die Quelle des altenglischen. "It seems to me", sagt er, "that there are good reasons for holding that Latin gabulum is of Arabic origin and that OE. *gafol* directly represents the Latin form *gabulum*. The two words are identical in meaning: they both mean 'tax', 'tribute'; certainly *gafol* never meant a gift as the etymology of SD.[1]) would seem to imply. Again, *gafol* is precisely the form we should expect gabulum to assume in Old English, if borrowed at an early date. If one studies the article gablum (gabulum) in Ducange, it will be seen how widely spread the word was in the sense of 'census, tributum, reditus' throughout Europe and especially on the shores of the Mediterranean, and how impossible it is to suppose that a word

---

[1]) Skeat's (Etymological) Dictionary?

of such universal currency can have its origin in an isolated Teutonic form, only to be found in our little island. Such an hypothesis has only to be examined in the light of Ducange's account of gabulum to be summarily rejected. What is the origin of gabulum? I see no reason for not accepting Dozy's view that it is a Latinisation of the Arabic word *gabâla* which means a tax or tribute, especially a tax on land. Dozy puts the matter very clearly. He says: "*Le mot anglo-saxon présente, quant à la forme, de grandes difficultés, et il serait assez étrange que les peuples du midi eussent emprunté le nom d'un impôt aux Anglais, avec lesquels ils avaient bien peu de rapports, tandis qu'ils en avaient beaucoup avec les Arabes. Les habitants de l'Italie méridionale vivaient même sous la domination de ces derniers, et c'était à eux qu'ils payaient les tributs* (Glossaire, pp. 74. 75)." It should be noted that in Italy the Arabic word was also written *caballa* and *cabella*. The initial *g* in *gabulum* need create no difficulty, as the Arabic *quof* is sometimes represented by *g* in the Romanic languages. Arabic *qabâla* is from the root *qabal* 'to receive, take from', hence the verb *quabil*; compare Hebrew *qābal* with the same meaning, from which is derived the Rabbinical word for oral tradition which is written in English *cabbal*."

Der Leser sieht, dafs sich Mayhews Ansicht so ziemlich mit der meinigen deckt, nur dafs er ein arabisches Wort für nehmen als die Urquelle ansieht, während ich ein keltisches befürwortet hatte. Hätte ich seinen Aufsatz zu Gesicht bekommen, ehe ich meinen Angliaartikel schrieb, würde ich mir die Hauptsache desselben wohl zu eigen gemacht haben. Denn, wenn er auch darin irrt, dafs er ae. *gafol* 'an isolated Teutonic form' nennt, da Kern *gavel* im Mittelniederländischen nachgewiesen hat, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, dafs seine Beweisführung überzeugend ist und ich gebe meine keltische Ableitung zu Gunsten der von Dozy-Mayhew vertretenen arabisch-lateinischen gerne auf: Das westsächsische *gafol* ist wohl auf eine ml. Form *gabulum* zurückzuführen, während nordh. *gæfel* auf **gabilum* zurückgehen mag. Das mittelniederländische *gavel* aber dürfte französischem Einflusse sein Dasein verdanken.

Ich benutze die Gelegenheit, ein Versehen in dem ge-

nannten Angliaartikel zu berichtigen, das schon 1912 am Ende der Seite 380 hätte aufgeführt werden sollen: Anglia 36, Seite 59[14–15] sollte es statt Würzburger Glossen zum lat. Texte der Paulinischen Briefe heifsen Karlsruher Glossen zu Beda *de temporum ratione* (cap. XIV; Cod. Bedae Carolsruh. fol. 18 verso 2), ratione circinnii .i. *gabalrind* l. *diathre* 'a pair of compasses or orbits' (ed. Stokes p. 214); S. 64, vorletzte Zeile, lies *Promptorium* statt Promptuarium. Seite 69, letzte Zeile, lies bezeugte für bewarte. Das auf Seite 69 nachgewiesene *magaþihta* und *meteþihta* ist von Hall[2] übersehen worden. Ebenso das Seite 378 berührte *gæflian* 'usurpare' d. h. 'in usum fisci redigere, infiscare', wozu ich jetzt *gegafulian* 'fiscali iure proscribere' ZfdA. 9, 517 = Mone, Quellen etc. p. 529 b füge. In der Form *gegafelian* begegnet das Wort wieder WW. 424[33] = 500[34] als Übersetzung von *infiscare* aus Aldhelm S. 43[23]. Die vorher genannte Glosse bezieht sich auf Aldh. 69[6]. Zu der Seite 60 meines Angliaartikels (Anglia 36) behandelten Corpusglosse Fiscalis reda *gebellicū . wænfearu,* die *gebellicu wægnfearu* zu lesen ist, vergleiche jetzt den Abklatsch in der Cleopatra A III Sammluug, WW. 403[21]. Die Glosse ist durch einen vorgesetzten Punkt markiert und steht so in der HS.: Fiscalis ræde*gafellicū* . *wænfare*; *-alis* und *ræd-* stehen auf Rasur in bleicherer Tinte. Der Abschreiber hat ohne Zweifel geglaubt, mit dem Dative zu tun zu haben. Es ist aber sicher Fiscalis ræda *gafellicu wænfaro* herzustellen und sowohl *rædegafellicum* (WW. II, 356 b) wie *redagebellicum* (WW. II 358 a) sind zu streichen und dafür *gafellicū gebellicū* zu setzen und der Leser zu warnen wegen des falsch gesetzten Abkürzungsstriches.

hwæl 'procax'.

Auf Grund der Corpusglosse 1624 procax . *huuæl* setzte Sweet OET. 473 a ein *hwæl* 'noisy' an, jedenfalls weil er es mit **hwelan* 'tosen' in Verbindung brachte, von dem nach Sievers Ags. Gramm.[3] § 390 Anm. 1 nur *hwilað* (im Andreas 495) und *hwelung* 'clangor' (WW. 423[20]) belegt sind. Doch haben wir noch ein Zeugnis in *onhwileð* 'reboat' (WW. 528[39]), einer Aldhelmglosse aus *de laudibus virginum* (Aldh. ed. Giles p. 187[18]): *Atque supernorum* ***reboat*** *concentibus aula.* Bosworth-Toller zitiert diese Glosse unter *onhwelan* 'to resound' und druckt

ungenau *onhwileþ*. 1894 machte Clark Hall sich Sweets *hwæl* 'noisy' zu eigen, indem er es Seite 187c seines Concise Dictionary verzeichnete, ohne die Identität des Wortes mit dem *hwall* 'forward, bold' zu bemerken, das er auf Seite 188 b aus WW. 499[17], 532[32] buchte. Erst 1916 in der zweiten Auflage Seite 170 a setzt er *hwæl* = *hwall*. In Part II von Bosworth-Toller wird 1908 *hwall* 'procax' auf Grund von 'Cot. 171, Lye' gebucht und auf ahd. *hwell* 'procax' und *hwelli* 'pertinacia' verwiesen. Im Supplement Part III, 578 b verfehlt Toller aber auf diesen Eintrag unter dem Stichwort *hwall* Bezug zu nehmen und dem Leser zu sagen, daſs Lye sein Wort aus MS. Cotton Cleopatra A III fol. 99 recto 2 (WW. 499[17]) Procax . *hwal*[1]) hatte, einer Aldhelmglosse, (Aldh. ed. Giles p. 40[11]), die Toller unter den Belegen für *hweall, hwall* 'wanton' zitiert, ohne dem Leser klar zu machen, daſs es eine Aldhelmglosse ist. Er druckt einfach *Hwal ymbclypte* (quem nefandis ulnarum gremiis) procax obuncabat, Wrt. Voc. II 81, 11 (= WW. 499[17–18]) zwei aufeinander folgende Glossen vereinigend. Auch in dem nächsten Belege aus der Cleopatra A III Glossensammlung (fol. 116 recto 2 = WW. 532[32]) *Hwalle* procaci (voce; the laughter of Ham), den er aus Wrt. Voc. II 96, 55 gibt, versäumt er, dem Leser zu sagen, daſs dies eine Glosse aus Aldhelms De Octo Principalibus Vitiis (Aldh. ed. Giles p. 205[3]) *Proles ut stolide rideret voce* ***procaci*** ist, wo von dem unverschämten Gelächter Hams über seines Vaters in der Trunkenheit entblöſste Scham geredet wird. Zu dem ersten Belege: — *Huuæl* procax aus Wrt. Voc. II 117, 70 = WW. 40[30] = Sweet Corpus 1624 = Hessels Corpus Glossary P 571 bemerkt Toller nichts, obwohl auch diese Glosse mit groſser Wahrscheinlichkeit auf die oben angeführte Aldhelmstelle bezogen werden kann (Aldh. ed. Giles p. 40[11]) und in der Tat von Lindsay in seiner Neuausgabe des Corpusglossars unter Berufung auf WW. 499[17] darauf bezogen worden ist. Darüber werde ich später noch ein Wörtchen zu sagen haben. Einstweilen genüge, darauf aufmerksam zu machen, daſs Lindsay **wider die HS.** das Interpretament der Glosse P 572 *huuael* druckt. Zupitza-Wülcker, Sweet und Hessels stimmen einmütig darin

[1]) Die ae. Erklärung ist durch einen vorgesetzten starken Punkt markiert.

überein, dafs die HS. hier die Ligatur *æ* für *ae* hat. Was die Beziehung der Glosse auf Aldhelm betrifft, so habe auch ich sie seit langen Jahren unter den dem Corpus eigentümlichen Aldhelmglossen mir notiert; zu gleicher Zeit aber habe ich die Möglichkeit offen gelassen, sie für Orosius III 18, 5 in Anspruch zu nehmen. Ich setze die Stelle ganz her: *Igitur Alexander Magnus post Darii mortem Hyrcanos et Mandos subegit: ubi etiam illum adhuc bello intentum Halestris siue Minothea, excita suscipiendae ab eo subolis gratia cum trecentis mulieribus* **procax** *Amazon inuenit.* Die Beziehung auf Orosius würde einige Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn die vorhergehende Glosse *Prae*miserit . protulerit, wie Lindsay vorschlägt, promiserit zu lesen und auf Oros. V 17, 12 *Rutilius quoque uir integerrimus adeo fidei atque innocentiae constantia usus est, ut die sibi ab accusatoribus dicta, usque ad cognitionem neque capillum barbamue* **promiserit** *neque sordida ueste humiliue habitu suffragatores conciliarit, inimicos* **permulserit**. Von dieser Stelle habe ich auch das letzte Wort hervorgehoben, weil Corpus Glossary P 313 *Permulserit* . *plac[a]uerit* ohne Zweifel auf dieselbe geht, wie ich mir seit langen Jahren notiert habe. Für das Fragezeichen, das Lindsay vor diese Beziehung setzt, ist nicht der mindeste Grund vorhanden. Doch um auf die Glosse Procax . *huuæl* zurückzukommen, Helen McM. Buckhurst, die den angelsächsischen Index für Lindsay verfertigt hat, setzt Seite 279 a *hwall* in Klammern nach *huuael* (rectius *huuæl*) P 571, verfehlt aber die Bedeutung anzugeben. Warum? — Völlig unbeachtet hat Toller den folgenden Beleg für *hwalla* 'proteruus' gelassen, der sich in den Aldhelmglossen der Digby HS. 146 ed. Napier 1, 5362 findet: proteruorum *walana* (Aldh. ed. Giles p. 77^{30}) und durch das gleichlautende Zeugnis der Brüssler HS. bestätigt wird, wie Napier in der Anmerkung zur Stelle angibt und Mone, Quellen etc. Seite No. 6383 mit seinem protervorum *walana* bestätigt. Daher, meint N., habe Leo augenscheinlich sein *wal* 'protervus' entnommen, an das er nicht glaubt. Er schlägt unter Berufung auf 1, 5344 proteruorum *wlancra*[1]) *manna* vor

---

[1]) Nach Napier's Anmerkung hat die Brüssler HS. da *wancha*, aber Mone gibt fragend als seine Lesung *wanchra*, was doch auf *wlancra* wie in der Digby HS. deuten dürfte.

zu lesen *wlancra*, aber ich sehe nicht, warum *walana* nicht authentisch sein soll. Das steht doch, laut *hwal* 'procax' für *hwalana*, und setzt eine Substantivierung *hwal(l)a* von *hwal* voraus, die sich an Bildungen wie *geonga*, *hálga*, *frisca* anschliefst. Auf ae *wala* = ne. *wale* deutet die Pariser Glosse zu 3 Reg. 7, 24 *uualana uuira* 'istriatarum', zu der *waled*(*e*) = ne. *waled* (WW. 417[23]) gehört. Siehe das NED.

Kann ne. *blith* 'yielding milk' auf ae. *blíðe* zurückgeführt werden?

Als vierte und zwar veraltete Bedeutung von *blithe* [OE. *blíðe* = OS. *blīđi*, OHG. *blîdi*, ON. *blíðr*, Goth. *bleiþs*] führt das NED. 'yielding milk' an, bezeichnet es als veraltet oder? dialektisch, und belegt es 1656 aus Blount Glossogr., *Blith* (Brit.), that yeelds milk, milky. Ein zweiter Beleg, 1669 datiert, stammt aus Worlidge Syst. Agric. *Blith*, yielding milk.

Mich dünkt, dieses *blith* hat nicht das geringste mit ae. *blíðe* zu tun, sondern ist 'brittisch', wie Blount angezeigt hat; es stellt das cymr. *blith* 'lactans' dar, das zu mir. *bligim* 'ich melke' gehört und mit ahd. *milchan*, ae. *melcan* und lat. *mulgeo* verwandt ist, worüber man bei Walde nachsehe. Max Förster hätte also das Wort in den Bereich seiner Betrachtung ziehen sollen, als er seine Abhandlung über Keltisches Wortgut im Englischen schrieb. Ich sehe es aber ebensowenig erwähnt als das *min* 'os' im Cambridge Psalter, trotzdem Wildhagen in seiner Ausgabe dieses Psalters darauf hingewiesen und Lindelöf mit mir einige Worte über die Sache in dieser Zeitschrift gewechselt hat. Siehe Anglia

Gibt es ein ae. *blérígea* 'triefäugiger'?

Das Wort wird von Sievers, Ae. Gramm.[3] § 214, 5, unter den Beispielen aufgeführt, die seine Lehre illustrieren, dafs die Endung *-ig* häufig ihr *g* verliert .... selbst in betonter Silbe, wie ***dríe*** trocken, ***áflían*** vertreiben, ***bléría*** triefäugiger für ***dríge drýge, áflíg(e)an, blérig(e)a***. Wie steht es nun mit der Gewähr für dieses *bléría* = *blérig*(*e*)*a*? Ich finde das Wort zuerst 1894 verzeichnet bei Hall in seinem Concise Dictionary of Anglo-Saxon, Seite 43 b, der sich für seinen Eintrag *blére, blérige* aj. 'blear', *bleareyed*? auf HES. 1610 d. h. Sweets History of English

Sounds 1888, Zeile 1610, beruft. Ich kann augenblicklich nicht feststellen, worauf sich Sweets *bléré* bezieht, da mir sein Buch nicht zur Hand ist. Aber aus dem, was er in der Vorrede zu seinem 1897 erschienenen Student's Dictionary of Anglo-Saxon unter ***Difficulties***, Seite VI sagt: *"Even when we are certain that a word is English we cannot be sure that it has not been displaced, so that it really has nothing to do with the Latin word it follows. Hence the imaginary word* ***blere*** *'onyx' which still encumbers all the dictionaries except the present one"* dürfen wir wohl schliefsen, dafs das *bléré* von *bléré, blérig* (?) 'bald' seines Eintrags auf Seite 26 a des Student's Dictionary eben jenem *blere* 'onyx' entnommen ist, das ich als *ouix* d. h. *ouis* [*calua*] ***blere*** vor Jahren aus MS. Cotton Cleopatra A III fol. 85 recto, erste Columne (= WW. 276[30]) nachgewiesen und *onix* als Leseversehen des Herausgebers gekennzeichnet habe. Ouix *blere* steht auf derselben Zeile mit Ortodoxos . *wuldorlîc* (so die HS.; WW. 276[29] läfst die Akzente weg). Ebenso Caluus . *calo* mit Recalbus . *upfeax* (WW. 276[31—32]). Die uns überlieferte Glosse ouix (= ouis) *blere* erklärt sich, wie ich dargetan habe, aus einem urspr. ouis calua (*blere* übergeschrieben), dessen ae. Erklärung des lat. Wortes für kahl im Laufe der Abschriften die Stelle von *calua* eingenommen hat, so dafs es nun erscheint, als sei *blere* Erklärung von ouix (= ouis). Dafs *blere* 'kahl' bedeuten mufs, hat Sweet ohne Zweifel richtig aus dem folgenden geschlossen; denn wir haben in ouis [calua] . *blere*; caluus . *calo*; recaluus . *upfeax* augenscheinlich eine Gruppe von drei zusammengehörigen Glossen, von denen die eine die andere hervorgerufen hat. Ferner war *blere* 'kahl' direkt aus blurus,[1]) caluus *blere* in MS. Harl. 3376 (WW. 196[20] = Wrt. Voc. II 127[13]) zu ersehen und bestätigt durch *ableredum hneccan* in dem Briefe, den Kluge im achten Bande der Engl. Studien veröffentlicht hatte, worin *broðor Eadweard* scharf wegen des Nachäffens dänischer Sitten getadelt wird, mit haarlosem Nacken und langem über die Stirne herabhängenden Haare einherzugehen, so dafs die Augen fast verdeckt werden. Was Sweet veranlafst hat, das Stamm-*e*

---

[1]) D. h. germ.-lat. *blarus*. Das Wort gehört in Kluges Ducangius theodiscus. Vgl. nl. *blaar* 'witte plek', das nach Franck auf *blăr* zurückgeht.

von *blere* als lang anzusehen, weifs ich nicht, er müfste denn das germanisch-lateinische *blurus*[1]) als Versehen für **blôrus* betrachtet haben, während es sicher Verlesung von *blarus* ist, die auf dem sogenannten offenem, dem *u* ähnlichen *a* beruht. Auf jeden Fall gehört ae. *blere* 'kahl'[2]) zu mhd. *blas* 'kahl' und stellt sich mit nhd. *Blässe* 'weifser Stirnfleck' zu ne. *blaze* 1. 'a white spot or strip of white hair on the face an animal, as a horse or a cow. 2. 'a white mark made on a tree by chipping or peeling off the bark as to indicate a path through the forest'. *Blarus*, verlesen *blurus*, tritt noch einmal mit der Erklärung *blere* in der Cleopatra A III Sammlung von Glossen auf, fol. 15 verso, zweite Kolumne (WW. 361[10]). Diese Belege hat zwar Toller erst 1908 im Supplement unter *blere* 'bald' als Korrektur des Eintrags im Dictionary zusammengestellt. Aber ein Mann wie Sievers war doch sicher befähigt, auf eigene Hand sich das da gebotene Material zu beschaffen, als er 1898 zur dritten Ausgabe eines so mafsgebenden Werkes wie seiner ags. Grammatik schritt. Hätte er dieses ihm nahe zu Hand liegende Material zur Beurteilung von Sweets *blére, blérig* (?) 'bald' gebührend berücksichtigt, so hätte er zu dem Schlusse kommen müssen, dafs an der Bedeutungsangabe des englischen Gelehrten nichts auszusetzen sei, wohl aber an der Ansetzung des Stammvokales als lang.[3]) Und diese leicht zu gewinnende Erkenntnis hätte ihn davor bewahren sollen, aus dem '***bald** pittel*' von WW. 287[8] *bleria pyttel* 'soricarius' einen triefäugigen zu machen. Von 'Triefäugigkeit' ist weder bei dem Vogelnamen, der WW. 132[38] *bleripittel* genannt wird, noch bei dem Zunamen Ælfstans, *ðys blerian*, den wir aus Thorpe Dipl. 174[7] kennen, irgendwie die Rede. Es handelt sich da[3]) um Blesse bez. Kahlheit und Sweet hat sicher Recht, neben dem alten *blere* ein späteres *blerig* anzunehmen, wie auch Toller hat. Zweifelhaft könnte man nur sein, ob Toller *bleripittel* von WW. 132[38] mit Recht unter *blerig* statt unter *blere* gestellt hat. Sicher gehört *bleria pyttel* von WW. 287[8] dahin, das Toller ungenau als *blerea pyttel* gibt. Dafs wirklich *bleria* (d. h. *bleriga*) in der HS. steht, ergibt sich aus der Überein-

---

[1]) D. h. *blarus*. [2]) Wie 1917 Max Förster betont hat.
[3]) Wie 1917 Max Förster betont hat.

stimmung von Mone, Quellen etc. Seite 315, 65 mit Wright-Wülcker, und ebenso sicher war Ælfstan zubenannt *se bleriga*. Für das Sieverssche *blérígea* 'triefäugiger' fehlt also jegliche Unterlage. Nicht unerwähnt mag bleiben, dafs Hall in der ersten Ausgabe seines Dictionary, unbekümmert darum, dafs er Sweets *blére*, *blérige* sich zu eigen gemacht hatte, dennoch *bleria pyttel bleripittel* 'mousehawk' aus WW. 287^8, 132^{38} registrierte. In der zweiten Auflage ist dieser letztere Eintrag verschwunden und sie begnügt sich mit der Buchung von *blere, blerig* 'bald' WW. und *pyttel* 'hawk, kite' WW. Toller hat, wie oben erwähnt, das Material für die Richtigkeit dieser Buchung im Supplement, Part I, Seite 97 a, zusammengestellt und auf das NED. unter *bald* verwiesen. Auch im Dictionary unter *tyslian* druckt er richtig *ábleredum hneccan*. Aber im Supplemente, Part I, Seite 3 b, bringt er es fertig, *áblēred* 'bald, bared of hair' anzuführen und dafür auf die Stelle im Dictionary unter *tyslian* zu verweisen! Er hätte getrost *áblerian* 'to make bald, bare of hair' ansetzen können. Das einfache *blerian* mag der Schreiber des Corpus Glossars vor sich zu haben geglaubt haben, als er die Loricaglosse (Hessels) C 250 Catagrinas *bleremina mees* kopierte. Denn dafs dies *blere mina mees* abzutrennen ist, scheint ziemlich sicher und die von mir nachgewiesene Beziehung auf Lorica 60 ***cata crinas*** *nates cum femoribus* unzweifelhaft. Sweet hatte diese Glosse auf Seite 49 seiner OET. ausgelassen, hat sie aber unter Corrections and Additions nachgetragen als nach No. 424 einzufügen. In seinem Glossary aber nimmt er ebenso wenig Kenntnis davon als in seinem Index. Ebenso wenig haben Hall und Toller die Glosse beachtet. Und alles was Lindsay in seiner Neuausgabe des Corpusglossars tut, ist ein Fragezeichen zu *bleremina* und *mees* zu setzen und auf die verwandte Glosse im MS. Harl. 3376 (WW. 201^9) Catacrinas . *hypban* hinzuweisen, die ich verglichen hatte. Ich komme darauf zurück.

Gibt es ein ae. *lec* 'sweet'?

In Part III von Bosworth-Toller, Seite 627 a, wird auf Grund von Hpt. Gl. 441, 47 dulcia *lec*, wenn auch fragend, ein *lec* 'sweet' gebucht und da Toller weder unter L im Supplemente noch in den *Additions and Corrections* das Wort beanstandet

hat, mufs man annehmen, dafs er mit dem Eintrage einverstanden ist. Aber wenn irgend ein Eintrag in B.-T. zu tilgen war, so ist es dieser. Denn erstens beruht das angebliche *lec* auf Verlesung von *leo*, und zweitens ist *leo* Andeutung von *leofe*, wie seit 1900 aus Napiers OEG. 1, 220 dulcia *leo* zu entnehmen war. Die Glosse geht auf *dulcia natorum pignora* von Aldhelm ed. Giles Seite 5[7], wie Napier in der Anmerkung angibt; *leo* gehört also zu den Belegen für *léof*.

ae. *ælmeslíce* 'charitably',

das ebenso wie *ælmeslíc* dem Dictionary abgeht, trägt das Supplement Part I aus Kembles C. D. I, 234, 34 nach. In dem da zitierten Dokumente hat sich Kemble die gröfste Wilkür in der Änderung der überlieferten Schreibung erlaubt. Infolgedessen ist der Beleg, wie ihn Toller nach Kemble druckt, durchaus irreführend, worauf mit Nachdruck hinzuweisen, ich für meine Pflicht halte. Toller gibt die Stelle so: *Foé hé tó thaem londe and hit forgelde and thaet wiorth gedaele fore hiora gastas suae aelmeslíce and suae rehtlice suae he him seolfa on his wisdome geleornie.* Der ahnungslose Leser mufs aus diesem Zitate den Eindruck gewinnen, dafs das Dokument,[1]) dem es entnommen ist, der frühesten Zeit des Altenglischen angehört, da für þ (ð) das alte *th* erscheint und statt der Ligatur *æ* wir *ae* gesetzt finden. Vergleich mit dem Drucke von Sweet (OET. S. 442, charter 34[12–16]) zeigt aber, dafs das alles nur willkürliche Änderungen Kembles sind. Ich setze den ganzen Satz her: *gif hio* [nämlich *Gænburg*, die Gattin des Testators *Æðelnoð*] *ðonne bearn næbbe* ⁊ *wulfred archibiscop lifes sie, þonne foe he to ðæm londe* ⁊ *hit forgelde* ⁊ *ðæt wiorð gedæle fore hiora gastas suæ ælmeslice* ⁊ *suæ rehtlice suæ he him seolfa on his wisdome geleornie.* Beachte in diesem Abschnitt

ae. *he him seolfa* = ne. *he himself.*

ae. *scam* : *scóm* 'kurz'.

Ein ae. *scam, scom* habe ich früher auf Grund von WW. 411[3] *scoomhylti* 'frutices' angenommen, indem ich Beispiele wie *haam* 'camisa' im Epinal, *þoone* in Gregors Dia-

---

[1]) Sweet setzt es 805—831 an.

logen, *goor* 'fimum', *boor* 'dasile' im Corpus Glossar, *broord* 'pun[c]tus' im Erfurt verglich. Toller sah die Länge für echt an und buchte im Dictionary *scómhylt* 'a shady wood', isl. *skûme* 'shade, dusk' vergleichend. Im Supplement heifst er dafür *scómhylte* setzen und verweist auf den Gegensatz *héahhylte*, das er aus den Charters belegt und 'a high-placed shrubbery' deutet. Ob er mit dieser Deutung Recht hat, vermag ich vorderhand nicht zu sagen, aber *scómhylte* bedeutet sicher 'Kurzholz'; das *ó* mag Ablaut zu *a* sein; denn wir haben *scomlic* 'brevis' in der OE. Martyrology ed. Herzfeld, S. 98[13], das zwar den Wtbb. abgeht, aber nichts destoweniger sicher ist, in dem Satze *þa ongan he him secgan, hu lytel 7 hu scomlic þæs mannes lif bið her on worulde.* H. übersetzt 'shameful'; dafs 'short' die richtige Wiedergabe von *scomlic* ist, beweist *sceort* der HS. C.

BRISTOL, CONN., August 1923. OTTO B. SCHLUTTER.